Biese

Grundzüge moderner Humanitätsbildung.

Ideale und Normen.

Von

Dr. Reinhold Biese,

Oberlehrer am Gymnasium zu Saarbrücken.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. R. Hofbuchhändler.

Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig.

Vorwort.

Die Lebensmächte unserer Zeit machen es unabweislich, daß der Abschluß der wissenschaftlichen Vorbildung mehr und mehr auf dem Boden der unserer modernen Kultur eigentümlichen geistigen Errungenschaften gesucht werde. Die an den Geistesschätzen der antiken Kulturwelt gewonnene Bildung ist nur eine Vorstufe zu der modernen Bildung. Sie verhält sich zu dieser wie das Kindesalter zum reifen Mannesalter, wie naive Beschaulichkeit zur nützenden That. Wie das Altertum für wirkliche Naturerkenntnis nichts geleistet hat — ein Haupthindernis bildete die für positives Naturerkennen gänzlich unfruchtbare platonische Ideeenlehre, die dann auch die gesamte Metaphysik und kirchliche Dogmatik des Mittelalters beherrschte und im eigentlichsten Sinne zu systematischer Naturverachtung führte — so kann eine positive Bildung, welche eine ursächliche Erkenntnis der realen Welt darstellt, nur auf Grund der modernen Wissenschaften gewonnen werden. Die sogenannte formale Bildung ist für die Anforderungen der Gegenwart völlig unzureichen geworden. Unsere Zeit erfordert nicht scholastisch in leerer Gelehrsamkeit geschulte Köpfe; es gilt nicht mehr wie einst-

mals die Welt der Erscheinungen nach vorgefaßten Ideeen zu konstruieren; die dialektischen Kunststücke synthetischer Formelphilosophie verfangen nicht mehr. Die Erfahrungswissenschaften stellen neue Anforderungen an die geistige Vorbildung. Neue Problemstellungen verlangen neue Geisteswaffen. Heute herrscht und entscheidet aber das Bedürfnis nach praktischer Wissenschaft. Diesem Wandel der Zeiten kann sich auch die Schule nicht entziehen. Mag sie wollen oder nicht, sie muß den Grundanschauungen des modernen Lebens, vor allem den eminent praktischen Bedürfnissen desselben Rechnung tragen. Dies soll jedoch nicht heißen, daß sie das Nützlichkeitsprinzip zu ihrer Devise machen müsse. Im Gegenteil, wir sind der Ansicht, daß sie dem Geiste materieller Gesinnung schon viel zu sehr entgegengekommen ist, indem sie sich in eine Reihe propädeutischer Fachschulen gespalten hat. Mehr als bisher, meinen wir, müssen vor allem die höheren Schulen sich dessen bewußt werden, daß sie in erster Linie ganze Menschen für das Leben zu erziehen, dann erst für die besonderen Berufsarten vorzubereiten haben. Über die mehr und mehr um sich greifende Arbeitsteilung darf der Ausblick auf das Ganze der Lebensziele und Kulturaufgaben nicht verloren gehen, dürfen die Grundlagen einer der Zeit gemäßen allgemein humanen und staatsbürgerlichen Ausbildung nicht vernachlässigt werden. Darüber gerade hat die Schule zu wachen. Unsere Zeit verlangt sittlich thatkräftige Charaktere, Männer, die „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde“ stehen und die Welt der Thatsachen empirisch zu würdigen wissen, ohne den Sinn für die durch Kunst und Schönheit verklärten idealen Güter des Lebens verloren zu haben. Die phantasievollen Jugendideale der Menschheit sind durch die antike Kultur in edelster Form und reichster Ge-

staltenfülle verewigt. Vor allem hat der hellenische Geist diese Ideale als einen unveräußerlichen Gewinn für die Menschheit aus sich herausgeboren und in harmonischer Entwicklung zu lichter Reinheit ausgestaltet. Diese Ideale haben auf allen Gebieten hellenischer Kunst, insbesondere in der Poesie ihren verklärenden Ausdruck gefunden, so daß diese einem Jungbrunnen gleicht, in welchem Erfrischung und Läuterung zu suchen auch unsere Zeitepoche noch alle Ursache hat. Zur Erweckung und Belebung eines idealen Sinnes bei unserer Jugend kann es daher kein besseres Mittel geben als die Versenkung in den Geist des Altertums. Mit dem bloßen Idealismus ist es aber heute nicht gethan. Den praktischen Grundanschauungen der Zeit gemäß muß die Schule die konkreten Verhältnisse des Natur- und Menschenlebens dem Schüler zu klarem und lebendigem Verständnis bringen. Weil aber die allgemein menschlichen Zustände und Anschauungen gerade in den sozialen Lebensverhältnissen des Altertums, und diese wiederum in den Litteraturwerken der alten Griechen und Römer am einfachsten sich darstellen und in durchsichtiger, wahrhaft klassischer Form sich abspiegeln, so kann auch in dieser Hinsicht das Studium der alten Sprachen als allgemeine Basis wissenschaftlicher Bildung festgehalten werden. Unsere Zeit erfordert nur, daß diese Sprachen fortan in der Schule eine Behandlung finden, die in erster Linie der Bedeutung der altklassischen Litteraturwerke als historischer Quellen resp. als Kunstwerken gerecht wird. Das Einfach-Konkrete der realen Verhältnisse, die stille Einfalt und Großheit der idealen Welt macht die Kultur des Altertums zu einem Erziehungsmittel ersten Ranges. Dem gegenüber haben für die heutigen Bildungsbedürfnisse die formalen Bildungszwecke, um deren willen man vor allem die alten Sprachen

meinte bevorzugen zu müssen, in den Hintergrund zu treten. Heute muß ein historisches Verständnis derselben genügen. Gilt es ja doch vor allem, dem jungen Geiste einen rechten und lebendigen Inhalt zu geben. Die Denkformen haben, wie wir jetzt wissen, ihr Regulativ nur in der Sache. Das Denkobjekt ist das Vehikel des Geistes, die Form ist gleichsam nur das zurückbleibende Geleise. Rem tene, verba sequentur! Die Sache stets vor der Form und die Form nie ohne die Sache! das muß für die heutige Schule Grundsatz werden. Dieser Grundsatz muß besonders die Methode des Sprachunterrichts leiten und umgestalten. Denn wenn auch nächst der Mathematik und Logik ganz besonders der Sprachunterricht formal bildende Kraft hat, insofern er zur Klärung der Begriffe und Entwicklung folgerichtigen Denkens beiträgt, wodurch er in Wahrheit angewandte, praktische Logik ist, so findet die zentrale Stellung, welche in unserem Lehrsystem der Unterricht in mehreren fremden Sprachen einnimmt, ihre wahre Berechtigung nicht in deren formalen Bildungselementen, die in allen Kultursprachen wesentlich die gleichen sind, sondern in ihren materialen Bildungsfermenten, d. h. darin, daß sie uns die kulturellen Lebensverhältnisse der bedeutendsten Kulturvölker der Vergangenheit wiederspiegeln und als die Schlüssel zu den Geistesschätzen derselben das wirksamste Mittel zur inhaltlichen Bereicherung und Veredlung des Denkens sind. Diese Seite des Sprachunterrichts tritt aber thatsächlich und geradezu mit voller Absicht allzu sehr in den Hintergrund zu Liebe der vorwaltenden grammatisch-formalen Methode, welche die Grammatik nicht als Hilfswissenschaft für das Verständnis der Schriftwerke, sondern formaler Bildungszwecke wegen als selbständige Wissenschaft betreibt. Der Begriff „formale

Bildung“ hat sich zu einer fixen Idee verdichtet, von der man nicht wieder loskommen kann und mag, denn seine Wertüberschätzung hat anderseits dahin geführt, daß er zum Deckmantel eines geistlosen, aber bequemen Mechanismus geworden ist, in welchem in der That Grammatik und Mathematik oft allein über das Schicksal des Schülers entscheiden. Die grammatisch-formale Methode hat ja an sich zweifellos ihre Vorzüge, sie gestattet, den Schüler in intensiver Weise zu beschäftigen, und unseren Schülern angemessene Beschäftigung und Übung des Geistes zu geben, ist gewiß nicht die kleinste Aufgabe des erziehenden Unterrichts. Wir hätten auch nichts dagegen, daß der Schüler in einer Spache nach dieser Methode in Zucht und Schule genommen werde. Auf alle in der Schule zu erlernenden Sprachen in gleicher Weise angewandt, erscheint uns aber heute jene Methode entschieden vom Übel. Dazu fehlt es uns jetzt einerseits an Zeit; den Luxus unfruchtbarer Gelehrsamkeit können wir uns nicht mehr leisten, und dieser Luxus erscheint geradezu unverantworttich, wo sich jetzt fruchtbarere Aufgaben der Schule stellen lassen, die eben den gebieterischen Forderniſſen der Zeit angepaßt sind. Anderseits stellt jene auf alle Sprachen gleichmäßig angewandte Methode bei der wachsenden Zahl der sonst zu bewältigenden Aufgaben zu große Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler und führt daher vielfach überhaupt nicht mehr oder doch eben nicht auf die naturgemäßeste, d. h. leichteste, Weise zum Ziel.

Von dieser Erkenntnis*) sind auch die Erläuterungen

*) Unsere nachfolgenden Ausführungen über die Methode des fremdsprachlichen Unterrichts wurden im Zusammenhange mit der Überbürdungsfrage zuerst veröffentlicht in der Elberfelder Zeitung vom 5. Februar 1883.

zu dem neuen Lehrplane der Gymnasien getragen, wenn sie z. B. für die Übungen im schriftlichen Gebrauche der lateinischen Sprache „eine Herrschaft über die Sprache nur innerhalb des durch die Lektüre zugeführten Gedankenkreises und Wortschatzes“ fordern. „Als Verwertung der Lektüre geben die Übungen im Lateinschreiben, sowohl Übersetzungen ins Lateinische als Bearbeitung von Aufsätzen, erfahrungsmäßig den wichtigsten Beitrag zur Vertiefung der Lektüre in Hinsicht auf Sprache und Gedankeninhalt.“

Diese weise Beschränkung, die hiermit den Lehrern zur Pflicht gemacht wird, haben wir zwar mit Freuden begrüßt, gleichwohl müssen wir die Befürchtung aussprechen, daß gerade hierdurch die Anforderungen an die Schüler selbst innerhalb einer und derselben Lehranstalt in ein verhängnisvolles Schwanken geraten werden, dem gegenüber selbst ein energisch durchgreifender Direktor nicht im stande sein wird, dieselben in das rechte Gleichgewicht zu setzen. An der hier aufgerichteten Klippe werden sowohl diejenigen Lehrer scheitern, welche sich an den Wortlaut der Verfügung halten, als auch die Lehrer von althergebrachter Observanz, welche sich auf die Notwendigkeit intensiver Geistesarbeit berufen. Beide Teile werden sich nicht nur beständig bekämpfen, sondern auch thatsächlich beiderseits das richtige Maß verfehlen.

Wird aber ein solcher Zustand auf die Dauer zu ertragen sein? Wir glauben, daß durch diese Verschiebung des bisherigen Maßstabes für Beurteilung der schriftlichen Leistungen ein Zersetzungsprozeß eingeleitet ist, in welchem — hoffentlich recht bald — diese ganze Übung in Wohlgefallen sich auflösen wird. Sowohl durch theoretische Erwägungen wie durch praktische Erfahrungen sind wir mit andern dazu geführt, das Grundübel, „woran wir leiden“, auf den kür-

zesten Ausdruck gebracht, gerade in dem fremdsprachlichen Extemporale, resp. Exercitium zu erkennen. Dieses bedingt in Wahrheit heute die ganze Methode des Sprachunterrichts und ist aus einem bloßen Mittel im eigentlichsten Sinne Ziel und Blüte desselben geworden. Diese Ehrenstellung, die es im Unterricht mehr und mehr gewonnen hat, wird auch durch die für dasselbe jetzt geforderte Verwertung der Lektüre nicht wesentlich alteriert, zumal es in den unteren und mittleren Klassen wie bisher „zu fester Aneignung der Grammatik und des Wortschatzes" dienen soll. Daß aber der diesbezügliche Aufwand an Kraft und Zeit in gar keinem rechten Verhältnis zu dem Gewinn steht, darüber sind die Meinungen derer, die hier Erfahrung haben, wohl längst einig. Deshalb soll ja eben jetzt die obige Beschränkung eintreten. Daß aber das Extemporale gerade die bewegende Ursache der herrschenden Unzuträglichkeiten ist, dieser Einsicht werden sich noch viele verschließen und dieser Einsicht wollen wir im folgenden allgemeinere Geltung zu verschaffen suchen.

Kaum hat der Sextaner sein mensa mechanisch zu deklinieren gelernt, so soll er die Formen auch schon im Extemporale anwenden. Von der Funktion derselben im Satze hat er aber durch die Übersetzung einiger lateinischer Mustersätze natürlich noch keine hinreichende Vorstellung gewonnen, um so weniger als eben die übliche Methode ihren Ausgang nimmt von der Grammatik (Einteilung der Buchstaben, Redeteile, Genusregeln, Paradigmata). Das Sprachgefühl, welches sich erst ganz allmählich durch stete Übung am sprachrichtigen Satzganzen entwickelt, will — erklärlich genug — nicht zum Durchbruch kommen; die Krücke der schrittweise verfahrenden Satzkonstruktionsweise vermag er noch nicht selbständig zu benutzen, und so geht es denn ohne eine Un-

zahl von Fehlern nicht ab. Diese Überspannung der Anforderung, die darin liegt, das kaum äußerlich Gelernte, noch nicht zu unbewußter Geläufigkeit Angeeignete sofort im Extemporale anwenden zu sollen, tritt nun durch alle Klassen allwöchentlich in den verschiedenen Fremdsprachen an den Schüler heran; was ist da natürlicher, als daß sich in dem Assoziations- und Reproduktionsprozesse das Falsche so festsetzt und mehrt, wie es thatsächlich der Fall ist. Das Extemporale ist gerade der Hemmschuh für ein naturgemäßes Fortschreiten. Das Können beruht eben auf einem viel langsameren Prozeß als das Erkennen; für dieses genügt ein Fall, für jenes ist oftmalige Rekognition erforderlich, wodurch allein völlige Vertrautheit mit einer Sache, Unbewußtheit des Wissens d. h. ein Können erzielt wird. Versucht man das Können zu früh, so gerät auch das Erkennen ins Schwanken; es entsteht Verwirrung, Rat- und Mutlosigkeit. „Werden dann überdies die extemporierten Leistungen der Schüler in dieser Richtung zum Maßstabe des gesamten über sie zu fällendenden Urteiles gemacht, so wird begreiflich, daß dieser Unterricht, obgleich auf anerkennenswerten wissenschaftlichen Studien und auf methodischer Erwägung beruhend, dennoch zu einer drückenden Bürde für die Schüler werden kann.“ (Zirkular-Verfügung, betreffend die Einführung der revidierten Lehrpläne.) Das Extemporale scheint in erster Linie auch nur erfunden zu sein, um den Lehrer zu kontrolieren, und doch kann ein Direktor durch persönlichen Besuch der Klasse in einer Viertelstunde um vieles sicherer sich davon überzeugen, ob der Lehrer seine Schuldigkeit gethan, ob er in lebendigem Verkehr mit seinen Schülern ihre geistige Thätigkeit geweckt und so den Acker bestellt hat der in der Folgezeit Frucht tragen soll. Wolle man doch

nur nicht immer mit der einen Hand säen und mit der andern gleich ernten! Mache man sich doch los von dem Vorurteil, als müsse der Schüler sich über ein gewonnenes Verständnis sogleich schriftlich ausweisen! Der Weg vom Kopf durch die Hand ist erst für ein zusammenhängendes Denken zweckdienlich, auf einer früheren Stufe des Denkvermögens stört er die Frische und Unmittelbarkeit der Eindrücke und ihrer Auffassung. Vertraue man doch mehr der unbewußten Sprachaneignung, dem natürlichen Sprachsinne, welcher, wie die Erlernung der Muttersprache zeigt, in jedem normalen Kinde wirksam ist. Die übliche grammatische Lehrmethode stellt das Kind anstatt auf die natürlichen Stützen seiner gesunden Sinne und frischen Gedächtniskräfte auf überaus hölzerne Krücken und nimmt ihm damit den Mut und den Willen zu freier Geistesbewegung. Wie die Muttersprache, so werde auch die fremde Sprache zunächst durch das Ohr zum Verständnis und zur Aneignung gebracht. Ob die sogenannten toten oder lebenden Sprachen erlernt werden, darf für die Methode keinen Unterschied machen. Im Prozesse des Erlernens wird auch die tote Sprache zur lebenden, denn Sprache ist stets seelenvoll belebter Klang, Bewegungsform und Lebensäußerung der Psyche. Mag auch die Sprache durch die Schrift fixiert ein mumienhaftes Dasein führen, ihrem aktuellen Wesen nach besteht sie doch immer nur aus Lauten, die durchs Ohr aufgefaßt sein wollen, durchs Ohr sich unbewußt dem Geiste als ein fester Besitz einprägen und unbewußt, aber mit unglaublicher Sicherheit in der Seele die ihnen entsprechenden Vorstellungsgruppen auslösen. Weder von den Ergebnissen der neueren Sprachphysiologie noch auch von den Ergebnissen der neueren Psychologie hat die Methode des Unterrichts bisher hinreichend zu lernen verstanden.

Wohin die Unnatur der rezeptartig verfahrenden grammatistischen Methode uns geführt hat, wie sie die sprachschöpferische Geisteskraft und das Gedächtnis des Schülers systematisch lähmt und im Wuste starrer Regeln ertötet, das können uns Schulbücher deutlich machen, wie die Stilistiken von Haacke und Menge. Da hat man „die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band". Ja, der methodisch-wissenschaftliche Geist unserer Zeit hat es vielfach sogar fertig gebracht, die sonst jedem eingeborene Freude am eigenen Gesange im Schüler möglichst früh zu ersticken, indem man systematischer Behandlung zu Liebe Knaben und Mädchen mit Harmonielehre quält und darüber die Zeit verliert zur Einübung der einfachsten Volkslieder. Sollte von diesem Verfahren nicht ein Schlaglicht auf die Methode des Sprachunterrichts fallen? Ist Sprechen und Singen so gar verschieden? Sollten nicht vielleicht Grammatik und Stilistik Schuld daran sein, daß der Unterricht in den fremden Sprachen es so wenig zum Sprechen bringt und daß thatsächlich dem Schüler die Freude an den Klassikern auf der Schule vergällt wird und unwiederbringlich verloren geht?

Daß es eine Methode des Sprachunterrichts wirklich gibt, welche die von unserer Zeit auch für die Geistesentwicklung zweifellos geforderte Arbeitsersparnis bietet und dadurch anderen Ansprüchen gerecht wird, das hat uns vor allen Perthes gezeigt, und wenn auch seine Übungsbücher leider nicht auf der Höhe des von ihm selbst aufgestellten und gründlichst verfochtenen Prinzips stehen und besonders aus diesem Grunde die bisher mit seiner Methode gemachten Versuche nicht völlig von dem erwarteten Erfolge begleitet gewesen sind, so meinen wir doch seine prinzipiellen Ausführungen nur in wenigen Punkten modifizieren zu müssen.

Die Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts bildet von vorneherein das methodisch abgefaßte, zusammenhängende Lesestück. Im Anschluß an dieses werden die Formen induktiv und mündlich möglichst unter Aufzeigung des Prinzips und mit Benutzung der Wandtafel eingeprägt und in ihrer Funktion an der Muttersprache verständlich gemacht, wodurch zugleich die unbewußte Kenntnis der Muttersprache und das in dieser beschlossene Sprachgefühl zum Sprachbewußtsein erhoben wird. Ist ein Lesestück nach Form und Inhalt verstanden und durch entsprechende Fragen, auf welche in der fremden Sprache geantwortet werden muß, dem Gedächtnis im wesentlichen eingeprägt, so läßt man es gleich in der Stunde im Zusammenhange memorieren, wozu wenige Minuten ausreichen, zumal der Lerneifer und der Ehrgeiz erregt ist. Nachdem es von einzelnen oder von der Klasse im Chor reproduziert ist, wird es zur häuslichen Repetition aufgegeben.

Von der Grammatik ist zunächst noch keine Rede, sie wird durch die viva vox des Lehrers vertreten und erst zur Benutzung aufgeschlagen, wenn die zu einer Gruppe zusammengehörigen Formen und syntaktischen Erscheinungen bereits durch die Lektüre im einzelnen aufgefaßt sind. Ebenso wie die Grammatik folgt auch das Vokabularium schrittweise der Lektüre und dient nur dazu, den in einem bestimmten Zusammenhang bereits gelernten Wortschatz nach den grammatischen Endungen (später nach Stämmen) zu ordnen und führt so zu einem völlig freien und geläufigen Wissen der Bedeutungsunterschiede. Diese einfache Methode bleibt nun — cum grano salis — durch alle Klassen dieselbe, d. h. bevor die Kraft der Schüler zu eigener Erarbeitung einer guten deutschen Übersetzung der fremden Sprache hinlänglich erstarkt ist, erfolgt die Präparation in der Klasse. In kür-

zeren Abschnitten wird das Lesestück den Schülern zur Durchsicht und Orientierung vorgelegt; geeignete Fragen klären über die Satzkonstruktion und einzelne Wortbedeutungen auf; nach wenigen Minuten wird eine größere Anzahl der Schüler zur Übersetzung bereit sein. Für diese kommt es aber hauptsächlich darauf an, zunächst die Eigentümlichkeit der fremden Ausdrucksweise zu verstehen und dann durch Vergleichung derselben mit dem reicher entwickelten deutschen Sprachidiom das Sprachgefühl zu schärfen und zu vertiefen.

Nach dieser erstmaligen, unter Konkurrenz aller Schüler erfolgten Durchnahme, die allmählich immer weniger Zeit erfordern und zuletzt nur auf wirkliche Schwierigkeiten eingehen wird, leichtere Stellen dagegen unübersetzt läßt, wird das ganze Stück zur häuslichen Präparation aufgegeben. Jeder wird nun diese zu leisten im stande sein, ohne sich nach den beliebten Eselsbrücken umzusehen. Jeder Schüler wird also in der folgenden Stunde eine erträgliche Übersetzung liefern. In gemeinsamer Arbeit erfolgen wiederum Berichtigungen, die der Lehrer in seiner Musterübersetzung zusammenfaßt, worauf er in die sokratisch entwickelnde sprachlich-sachliche Interpretation eintritt. Nun erst wird, während die Bücher geschlossen sind, das ganze Stück von einem vor die Klasse hintretenden Schüler langsam und verständlich vorgelesen, damit sich der nun allseitig verstandene Inhalt auch in der fremden Sprachform dem Ohre einpräge. Die Mehrzahl der Klasse kann alsdann nach meiner Erfahrung das Stück bereits auswendig, und es kostet sie nur geringe Mühe, es zu Hause völlig zu memorieren und zugleich die Musterübersetzung zu wiederholen.

Schriftliche Übersetzungen in die fremde Sprache mögen daher fortan nur in einer Sprache geübt werden,

am Gymnasium im Lateinischen, an der Realschule im Französischen. In den übrigen Sprachen begnüge man sich mit Memorier- und mündlichen Retrovertier- und Variationsübungen. Fragen über den Inhalt des Gelesenen, deren Beantwortung in der fremden Sprache in ganzen Sätzen zu erfolgen hat, führen, wenn so von der Unterstufe an immer nur lebendiges Sprachmaterial aufgenommen wird, zu immer freierer Ausdrucksfähigkeit in der fremden Sprache und demnach zu immer reicher entwickeltem Verständnis derselben. Will man einwenden, daß so keine Sicherheit in den Formen zu gewinnen sei, so erwidern wir, daß die eigentliche Einübung derselben auch nach der jetzt üblichen Methode nur mündlich erfolgt (man nennt es einpauken) und daß die Extemporalien in dieser Hinsicht auch nur Beweismittel für die Aneignung sind. Diese Beweise lassen sich auch mündlich fordern. Das zeigt uns der Erfolg, mit dem die Lektüre des Homer und überhaupt der Dichter betrieben wird. Will man aber in einer schriftlichen Arbeit mit einem Schlage ein Bild von dem Wissensstande der Klasse haben, so lasse man in entsprechenden Zeiträumen ein noch nicht durchgenommenes fremdsprachliches Lesestück schriftlich ins Deutsche übertragen. In dieser Übung hat man dann wiederum den jetzt durch den geforderten Anschluß der Extemporalien an die Lektüre schwankend gewordenen Maßstab für extemporirte Leistungen, und zudem entscheidet dann wirklich die eigentliche Frage nach Erreichung des Zieles und nicht wie jetzt die Frage nach Verwendung des Mittels, insofern ja das Extemporale nur als ein Mittel zum Zweck einer Vertiefung der Lektüre gelten soll. Wenn sich der Sprachunterricht so auf bloßes Verständnis beschränkte, so würde er nach den oben bezeichneten Richtungen hin weit reichere Frucht bringen als bisher

und überdies würde die hier gewonnene Arbeitsersparnis den Ansprüchen auf anderen Wissensgebieten zu gute kommen. Auch für die Geistesentwicklung ist jede mögliche Arbeitsersparnis ein positiver Gewinn und so sind die vitalen Fragen des Unterrichts vor allem Fragen nach der besten Lehrmethode.

Schon in dem Vorwort zu unserer Wissenschaftlichen Propädeutik (1882) haben wir darauf hingewiesen, wie die Überschätzung des gedächtnismäßigen Wissens eine bedenkliche Höhe erreicht habe, da sie auf den Unterricht korrumpierend zurückwirke. Als Gegenmittel empfahlen wir die genetische Lehrmethode, welcher der Lehrstoff nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel ist zur geistigen Schulung, zur Ordnung der Begriffe und Schärfung der Urteilskraft, zur Erweiterung der ursächlichen Erkenntnis, somit ein Mittel zur Entlastung des Gehirns von der Masse des toten Stoffes. Gebildet sein heißt nicht ein Wissen von diesem oder jenem oder allem; gebildet sein heißt Personen und Dingen gewachsen sein durch eine an reichen Wissensstoffen entwickelte Fähigkeit richtigen Urteils; gebildet sein heißt erfüllt sein von den Ideeen, welche je und je die Welt durchleuchtet und verklärt und die vor allem noch für die Gegenwart Bedeutung, weil apperzipierende Kraft haben; gebildet sein ist die Versöhnung mit der Wirklichkeit, welche die vernünftige Einsicht denen gewährt, an die einmal die innere Anforderung ergangen ist, zu begreifen, kurz, Bildung ist die Harmonie von wahrem Erkennen, edlem Wollen und freiem Können. Alles Wissen in ein Wollen und Können, alles Lernen in ein Erkennen umzuwandeln, muß als die Aufgabe der Schule gelten. Will sie der ihr anvertrauten Jugend wahre Bildung geben, so muß sie dieselbe wirklich auf die Höhe der Zeit führen, mit dem Geiste

der Gegenwart erfüllen und für Arbeiten reif machen, deren Ziele vor uns liegen. Die in der Vergangenheit wurzelnden Triebkräfte unserer Bildung und Kultur können aber in ihren wesentlichen Elementen zum Verständnis und zur Aneignung gebracht werden, auch ohne daß man die Jugend den mühevollen Weg, den die Menschheit in langsamer Kulturentwicklung zurückgelegt hat, ängstlich nachspringen läßt. Abkürzung des Weges muß mit größerem Zielbewußtsein als bisher die Losung werden. Schon bei anderer Gelegenheit haben wir hervorgehoben, daß Resultate, die bereits gewonnen sind, nicht in jedem Kopfe neu gefunden, sondern nur begriffen, festgehalten und als Stufen benutzt werden sollen zur Erreichung höherer Ziele. „Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefund'nes fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?" In demselben Sinne äußert sich Goethe noch an einer anderen Stelle, nämlich im Gespräch mit Eckermann sagt er: „Im Grunde sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte." Wie aber im organischen Leben, so können auch im geistigen Entwicklungsprozeß des Einzelnen sowie der Menschheit die Mittelglieder verloren gehen, ohne daß die Kontinuität des Verständnisses und der Bildung darunter leidet. Allgemeine und gelehrte Bildung unterscheiden sich eben dadurch, daß diese möglichst alle Mittelglieder des geschichtlichen Prozesses zu erforschen und festzuhalten sucht, während sich jene mit der allgemeinen Erkenntnis

des konstanten Entwicklungsfortschrittes und des für die Gegenwart dauernd Bedeutsamen begnügt. Hier sind es vor allem die Höhen, welche reizen, dort die Stufen, auf denen sich die Spezialforschung festbaut.

Die Höhen der Menschheitsentwicklung werden uns durch die Werke des Genies bezeichnet. Das Genie bringt hervor, was die Menschheit im eigentlichen Sinne fördert und weiter bringt; es schlägt neue Bahnen ein, auf denen es die übrige Menschheit zu neuen, nie geahnten Zielen mit sich fortreißt; es schafft neue Grundlagen für die materielle und geistige Existenz des Menschen. Seine Werke sind eine göttliche Offenbarung, da das Genie den Dingen auf den Grund schaut und ihr innerstes Wesen gewissermaßen instinktartig ans Licht bringt; seine Werke tragen den Stempel der Vollendung an sich, indem sie neue Wahrheiten in geläuterter, harmonievoller Form zum Ausdruck bringen. Da das Genie leistet, was die Leistungsfähigkeit der andern übersteigt, sind seine Werke Gegenstand der Nachahmung für das aufstrebende Talent und Mittel zur Übung für die das Durchschnittsmaß des Könnens wenig oder gar nicht überragenden geistigen Kräfte Sie sind klassische Muster und bleiben unerreicht, bis ein anderes Genie, durch sie befruchtet, höhere Formen schafft, die im Einklang mit den fortgeschrittenen Anschauungen und Erkenntnissen der Zeit die beziehungsreicher gewordenen Ideeen und tiefer geschöpften Gedanken der Zeit aussprechen. Ist somit klassisch, was immer das menschliche Genie als die höchstmögliche schöpferische Leistung einer Zeit hervorbringt, so bleibt doch eben diese Leistung von dem Denken und Wissen der Zeit abhängig, in die sie fällt, und so ist auch der Begriff des Klassischen wie alles auf Erden relativ.

Suchen wir nun nach einer klassischen Bildung für unsere

Jugend, so gibt nicht etwa bloß diejenige Schule diese Bildung, welche die Klassiker des Altertums zu Muster nimmt, sondern jede Schule, welche bedeutsame Kulturepochen durch klassische Werke des Genies in methodischer Weise der Jugend erschließt. Das griechische und römische Altertum ist wohl die Quelle aller Klassizität, die Quelle ist aber nicht der Strom, einem weit ausgedehnten Stromsystem gleicht aber die menschliche Kulturentwicklung. Gar bedeutend sind die Zuflüsse, die ihr von den verschiedenen Kulturvölkern zugeleitet sind. Keine Schule vermag nun dieses Stromsystem der Kultur in seinem ganzen Umfange mit seinen Zöglingen zu durchwandern. Dafür reicht eben die Zeit nicht hin. Es bleibt nichts anderes übrig als daß die verschiedenen Schulen ihren besonderen Weg gehen, indem das Gymnasium die eigentlichen Quellflüsse des Kulturstromes zu erreichen sucht, während das Realgymnasium zwei Hauptzuflüsse desselben bis zu deren Quelle verfolgt. Hier Französisch und Englisch, dort Griechisch und Lateinisch! Das Realgymnasium hat den Vorzug, der modernen Kultur näher zu sein und mehr im Einklang mit den praktischen Anforderungen der Zeit zu stehen. Nun, sofern nur das Gymnasium auf die mühseligen, zeitraubenden und unzeitgemäßen, weil unnützen Mittelchen formaler Bildungsschleiferei gänzlich verzichten und in der besprochenen Weise nur ein historisches Verständnis des klassischen Altertums und Durchdringung seines geistigen Gehaltes erstreben wollte, könnte auch in ihm Fachbildung und allgemeine Bildung sich wieder in das nötige Gleichgewicht setzen. Bei dem jetzigen Zustande ist die Bildung, die das Gymnasium erstrebt, nicht nur zu einseitig auf die gelehrten Fachstudien gerichtet, sondern — was schlimmer — zu einseitig gerichtet auf die

Art des Studienbetriebes zur Zeit der Humanisten, welche das Altertum nicht als abgeschlossen zu begreifen vermochten, sondern es stofflich wiedererzeugen, es gleichsam von neuem darleben wollten. Hat man sich auch — prinzipiell wenigstens — von dieser Auffassung frei gemacht, so doch noch nicht von der Methode, die als Folge jener Auffassung in den alten Lateinschulen eingeführt wurde. Daß dem so ist, daran ist noch immer eine Überschätzung der antiken Kultur und ihrer aktuellen Bedeutung für die Gegenwart schuld. Die antike Kultur kann aber nicht mehr als das wichtigste Ferment moderner Bildung gelten, sie kann nicht mehr unmittelbar wirkend in das Geistesleben der Gegenwart eingreifen und — braucht es auch nicht, da sie in ihrer eigenen Form durch die moderne Kultur, welche durch sie mündig gemacht wurde, erreicht und in ihr als aufgehobenes Moment enthalten ist. Daher dürfen wir uns auch nicht so sehr wundern, wenn der Gebildete von heute nicht mehr das Liebesverhältnis zu den alten Klassikern aufrecht erhält, selbst wenn die Schule ihn in ein solches Verhältnis gesetzt hatte. Die Gedankenwelt der Gegenwart ist so viel beziehungsreicher — man denke nur an den Unterschied zwischen der Lyrik eines Horaz und eines Goethe — daß ihn die naive Geistesrichtung des Altertums nicht mehr zu fesseln vermag. Infolge des allgemeinen Kulturfortschrittes haben die alten Klassiker nur noch pädagogische Bedeutung rücksichtlich ihrer idealisierenden Wirkung auf die Jugend; durch den Fortschritt der allgemeinen Vernunft sind sie Jugendschriftsteller par excellence geworden, und so können wir durchaus nicht billigen, wenn Paulsen u. a. fordern, man solle die Bildung unserer Jugend fortan aus den eigenen Mitteln der deutschen Geisteskultur bestreiten und zu einer deutsch-humanistischen Gelehrten-

schule übergehen. Deutsche Übersetzungen können keinen Ersatz bieten für die Fülle geistiger Bereicherung, die durch das Verständnis des fremden Originals gewonnen wird. Homer vermag im Original auch den Erwachsenen noch zu fesseln, während die Übersetzung, zumal wenn sie wie die Vossische nicht mehr auf der Höhe steht, d. h. nicht mehr als mustergültig, klassisch gelten kann, den Tertianer von heute langweilt. Ersetze man doch endlich den ledernen Voß in den Schulen, wo Homer nur in der Übersetzung gelesen werden kann, durch die unserm jetzigen Sprachgefühl entsprechendere Übersetzung von Wilhelm Jordan! Auch das Nibelungenlied lese man mit den Schülern lieber in der trefflichen Nachdichtung Jordans, als in irgend einer der vielen gegen unser Sprachgefühl verstoßenden Übersetzungen!

Kurz, das Gymnasium hat in den alten Sprachen, wie schon oben ausgeführt wurde, ein vorzügliches, nur schwer zu ersetzendes Bildungsmittel. Gleichwohl muß es sich mehr dem modernen Kulturideal anpassen und dies kann es nur, wenn es seine Methode ändert. Daß es dann sogar wieder zur Einheitsschule sich entwickeln könnte, soll hier nur angedeutet werden. Ohne eine Bifurkation in den oberen Klassen wird freilich die Einheitsschule nicht mehr möglich sein. Das oben gebrauchte Bild von dem großen Stromsystem der Kultur kann allein schon diese Notwendigkeit erweisen. Die Ziele des Realgymnasiums können nicht mehr mit denen des Gymnasiums einheitlich verschmolzen werden, das ist ein nicht zu erschütterndes Ergebnis des modernen Kulturfortschritts.

Während nun meine Wissenschaftliche Propädeutik die den höheren Schulen zugängliche allgemeine Bildung zu vertiefen strebte, haben wir hier die Ziele erweitert und in erster Linie die allgemeinen Bildungsbedürfnisse der Studierenden

aller Fakultäten ins Auge zu fassen gesucht. Bei dem Überhandnehmen einseitiger Fachbildung scheint uns ein philosophisches Bildungsmittel am Platz, welches ein Gegengewicht bilden will gegen den Materialismus des bloßen Brotstudiums. Heutzutage, wo wir uns endlich einer wahrhaft wissenschaftlichen Philosophie erfreuen, hat der Gebildete keinen berechtigten Vorwand mehr sich um philosophische Fragen nicht zu kümmern und auch der Studierende, welcher Fakultät er auch angehören mag, muß sich den allgemein geistigen Besitzstand der modernen Kultur zu eigen machen und darf sich nicht mehr einfach ablehnend gegenüber den Anschauungen moderner Philosophie verhalten.

Um in die großen ursächlichen Zusammenhänge des äußern und innern Lebens, in den Entwicklungs- und Denkprozeß der Kulturmenschheit einzuführen und zu einer Ahnung der wissenschaftlichen und Kultur-Aufgaben unserer Zeit hinzuleiten, haben wir die von der Wissenschaft bisher gewonnenen Resultate, soweit sie als wahre Geisteshebel und Fermente höherer und wahrhaft freier Menschenbildung gelten müssen, zusammengestellt. Hierbei sind wir dem Künstler gleich (s. S. 135) bestrebt gewesen nur das Beste, nach Form und Inhalt Treffendste aufzusuchen und in dem Rahmen einer möglichst einheitlichen Darstellung zusammenzufassen. Wo wir daher echte Goldkörner d. h. keimkräftige und beziehungsreiche Gedanken, unverlierbare Wahrheiten in präziser Form gefunden zu haben glaubten, da haben wir uns in vollstem Bewußtsein des uns selbst gesteckten Zieles wohl gehütet dieselben wiederum in dem Sande einer breiteren, aber minder authentischen Darstellung zu vergraben. Lieber wollten wir unseren Gegnern, denen die humane Bildung ein Dorn im Auge ist, auch ferner die „Gänsefüße“ als wohlfeile Angriffs-

waffen überlassen. Unser Buch will ein Symbolum humaner Bildung sein, indem es den vorhandenen Bildungsschatz philosophisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse zu heben, die Ideale und Normen modernen Denkens und Wissens zu allgemeinem Bewußtsein, zu einem Gemeingut höherer allgemeiner Bildung zu machen sucht. Indem es so das Niveau intellektuellen Geisteslebens im allgemeinen zu erhöhen strebt, will es im besondern an den Lichtstrahlen moderner Wissenschaft den göttlichen Funken aufstrebender Begeisterung für alles Wahre und Edle in den Seelen unserer studierenden Jugend entzünden, die berufen ist dereinst die geistige Führung unseres Volkes zu übernehmen.

Barmen im Juni 1886.

Reinhold Biese.

Inhalt.

I.

Die Entwicklung sozial-ethischer Kultur.

Die Quellen unserer Kenntnis über die Urgeschichte und ersten Lebensbedingungen unseres Geschlechts und über die Anfänge der Kultur bestehen 1) in dem Studium der analogen Lebensverhältnisse der noch heute lebenden Naturvölker, 2) in direkten materiellen Überresten (Waffen, Geräten, Schmucksachen, wie sie durch Ausgrabungen besonders in Gräbern und Höhlen gefunden werden), 3) in den Sprachwurzeln, 4) in alten, aus der Urzeit bewahrten Vorstellungen, Sitten und Gebräuchen.*)

Zu unserm ersten Punkt finden wir folgende sehr bezeichnende Schilderung bei Schiller in dem Aufsatze: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? „Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er

*) Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit, Leipzig 1877.

selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben."

Die Stellung, die der Mensch in der Urzeit gegenüber der Natur einnahm und im rohen Naturzustande heute noch einnimmt, ist sehr verschieden von dem ungetrübten Glück, in dem die Mythen und Sagen der verschiedenen Völker den Anfang der Menschheitsgeschichte erblickten. Die idyllischen Zustände paradiesischen Unschuldslebens, in welchen sie die ersten Menschen frei von Sorgen und Mühen, in blühender Jugend und lachender Heiterkeit sich vorstellten, alle diese schönen Traumbilder aus der Kindheit unseres Geschlechts hat die Wissenschaft zerstören müssen und als Reflexe begreifen gelehrt, die der dichtende Volksgeist im ersten Aufdämmern des verklärenden Kunsttriebes auf die allen menschlichen Ursprung verdunkelnde Schattenwand der Vergangenheit geworfen hat. Nicht mit dem goldenen, mit dem steinernen Zeitalter hat überall die Geschichte des Menschen begonnen. Nicht abwärts führt sein Weg, sondern aufwärts zu immer reineren Formen, zu immer völligerer Gottähnlichkeit.

Die Urzeit zeigt uns den Menschen in häßlichen Horden, in unendlich beschwerlichem Kampfe mit Hunger, mit wilden Tieren, mit den Unbilden der Witterung, versunken in Schmutz, gedankenlose Unwissenheit und tückische Selbstsucht, im Zustande tierischer Wildheit, beherrscht von dumpfen Naturtrieben.

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe,
Durch Hunger und durch Liebe.

(Schiller.)

Herder drückt sich hierüber also aus: „Alles ist im Streit gegen einander, weil alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen. Warum that die Natur dies? Warum drängte sie so die Geschöpfe auf einander? Weil sie im kleinsten Raum die größte und vielfachste Anzahl der Lebenden schaffen wollte, wo also auch eins das andere überwältigt und nur durch das Gleichgewicht der Kräfte Friede wird in der Schöpfung. Jede Gattung sorgt für sich, als ob sie die einzige wäre; ihr zur Seite steht aber eine andere da, die sie einschränkt; und nur in diesem Verhältnis entgegengesetzer Arten fand die Schöpferin (Natur) das Mittel zur Erhaltung des Ganzen."

Dasjenige Moment, welches in dem allgemeinen Kampfe ums Dasein allmählich zu einer höheren Entwicklung der Menschheit geführt hat, ist die Sprache, welche den Menschen über ein gedankenloses Triebleben hinausführt, und die Arbeit, zu der den Menschen die Not des Lebens zwingt und die Ausrüstung mit einer Hand, diesem Organe aller Organe, befähigt. Ja im letzten Grunde hat der Mensch nur vermöge seiner Hand sich im Kampfe mit der Not, besonders im Kampfe mit den wilden Tieren erhalten. Sehr glücklich

hat man daher die Hand „das auswendige Gehirn“ genannt. Jede Aufwendung von Spannkraft behufs Erzeugung von Werten, die der Erhaltung und Förderung des Lebens dienen, ist Arbeit. Die Arbeitsleistung ist vor allem abhängig von der Art, wie die Natur das zum Lebensunterhalt unbedingt Erforderliche hervorbringt. Nur in den gemäßigten Himmelsstrichen konnte die Kultur sich entwickeln, weil hier der Mensch arbeiten mußte, um der Natur seine Nahrung abzugewinnen. Anderseits gewährte die Natur ihm hier Aussicht auf erfolgreiches Bemühen und somit Spielraum genug, daß er sich zu freieren Regungen des Geistes und Herzens aufgefordert fand.

Die Arbeit schärfte den Sinn und erforderte zuerst Thätigkeit des Geistes. Mit Entwicklung jener mußte daher auch diese sich steigern. Auf der Grundlage rein natürlich gegebener Unterschiede bildete zunächst die Ehe, die verschiedenartige Thätigkeit der beiden Geschlechter, auf welcher das Familienleben beruht, eine der ursprünglichsten Formen der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung. Diese aber müssen zusammen als die bestimmenden Entwicklungselemente aller gesellschaftlichen Organisation, im weiteren des organischen Staatslebens betrachtet werden.

„Wie bei allen höher entwickelten Tieren mußten die Weiber die ganze Pflege und Sorge für die Nachkommenschaft übernehmen, während die stärkeren Männer als Jäger und Krieger auszogen, um die Gemeinschaft mit Nahrung zu versorgen und sie vor Angreifern zu schützen, während sich bei denen, welche ihrer Schwächlichkeit halber weniger zum Kriege und Kampfe brauchbar waren, die Handgeschicklichkeit und die sich damit verknüpfenden Kunst- und Erfindungstriebe regten und steigerten. Während daher jene immer mehr und mehr robuste Kraft, Muskelstärke und Ausdauer

entwickelten, bildeten und häuften sich dem gegenüber bei den Schwächlicheren allmählich alle diejenigen Fähigkeiten, die den Geist zu Kunsttrieben führten, ihn erfinderisch und nachdenklich machten und in ihm diejenigen Kräfte heranbildeten, welche mehr und mehr zur tiefern Intelligenz anleiteten, welch' letztere sich, gestützt auf das physiologische Hilfsmittel lautlicher Stimmbefähigung, allmählich höher und höher entwickeln sollte."

Die Form, in der die Arbeit verrichtet wird, wechselt nach Zeit und Umständen. Es ändert aber nichts in ihrem Wesen, daß sie sich mit zunehmender Kultur steigert und als geistige wie als körperliche Thätigkeit auftritt.

Nach der verschiedenen Arbeitsleistung lassen sich verschiedene Kulturabstufungen unterscheiden. Die untersten dieser Stufen sind die der Jäger-, Fischer- und Hirtenvölker.

Wie die einzelnen Horden nicht nur den Kampf mit der Natur gemeinsam zu führen hatten, sondern auch untereinander sich bekämpften und um die Herrschaft stritten, so entstand auch allmählich unter den einzelnen Gliedern einer Gemeinschaft ein Wettstreit um Macht und Übergewicht, der damit endete, daß ein einzelnes durch Körperkraft und höhere Begabung hervorragendes Individuum die leitende und führende Spitze der Gemeinschaft erhielt. Das natürliche Vorbild des leitenden Führers der staatlich-geselligen Gemeinschaft, die Aristokratie der physischen Stärke und Überlegenheit, erkennt man schon in dem Leittiere der Herde. „Die despotische Gewalt des gemeinsamen Oberhauptes über Leben und Tod muß in dieser Entwicklungsperiode das fest gegliederte Gesetz ersetzen. Das natürliche Übergewicht des Häuptlings bedingt die instinktive Hingabe der Gemeindemitglieder an ihn, sowie die instinktive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das

beispielgebende Benehmen desselben. So erscheinen denn die frühesten Führer der organisierten Gemeinschaft als Fortbildner gemeinschaftlich übereinstimmender Gebräuche und Sitten."

Durch Zusammenschluß der Einzelfamilien und ihrer Sippen (gentes) erwuchs der Stamm, und indem sich die Familienform auf diesen übertrug, ging als die erste Form wahrhaft staatlichen, zu Schutz und Trutz verbundenen Gemeinlebens die Patriarchie hervor. Sie genügt, so lange das Stammleben ein nomadisierendes ist. Daß z. B. die Völkerschaften der Hellenen noch bei ihrem Eintreten in die Weltgeschichte von einer tief wurzelnden Wanderlust beseelt waren, hat bereits Thukydides (I, 2) erkannt. Auch aus den Überlieferungen bei Strabo (c. 291), Cäsar und Tacitus ergibt sich mit Sicherheit, daß die indoeuropäischen Völker zur Zeit ihres ersten geschichtlichen Auftretens noch nomadisierende Wandervölker waren. Da indes überall nur kontinuierliche Übergänge stattfinden, so ist eine Periode anzunehmen, in welcher sich das nomadisierende Wanderleben bereits mit den einfacheren Formen des Ackerbaues verband. Eine Bestätigung findet diese Annahme unter anderem in dem kulturhistorisch interessanten Bilde, welches Cäsar im Anfang des vierten Buches seiner Kommentarien über den gallischen Krieg von dem germanischen Volksstamme der Sueben entwirft. Die hier charakterisierten Sueben erscheinen als Repräsentanten einer Kultur von primitivem, aber keineswegs rohem Zustande. Es ist ein durch und durch gesundes, muskelstarkes, tapferes, durch Erziehung und Beschäftigung abgehärtetes Naturvolk, welches schließlich die entartete Römerwelt in Stücke schlug Ihnen ist noch in der Zeit, von der Cäsar berichtet, das halbnomadische Leben, das Schwanken zwischen Viehzucht, Jagd, Ackerbau und kriegerischer Lebens-

weise eigen. Wir sehen in ihrem noch unentwickelten Kulturzustande, ihrer Waffenmacht, ihren Gewohnheiten, ihrem Aussehen die Eigenschaften der Urarier, die Art der Indogermanen, überaus scharf ausgeprägt. Auch der bloße Name der Sueben zeigt uns ihre Gottesverehrung auf gleicher Linie mit dem Kultus, speziell mit dem Lichtdienst der übrigen arischen Völker. In dem Worte Suebi, noch erhalten in dem Worte Schwaben, liegt die Wurzel So oder Su, d. i. der Name des Kriegsgottes Tiu; die Sueben sind die Männer des Zio, Zionsbrüder, wie sich heute noch gewisse Sekten nennen. Den Namen des altgermanischen Gottes Tiu bewahrten noch unser Dienstag, das englische tuesday; im althochdeutschen heißt er Zio, im altnordischen Tyr; er ist eine uralte Gottheit, deren Kultus die Germanen aus der asiatischen Urheimat mitgebracht haben; sie ist eins mit dem griechischen Zeus, dem lateinischen Jupiter. Ursprünglich bezeichnet das Wort den Himmel, der dann als Gottheit personifiziert wurde. Insofern diese Gottheit zu der Hauptbeschäftigung unserer Vorfahren d. h. zum Kriege in Beziehung gesetzt wurde, erscheint Tius, wie oben gesagt, als Kriegsgott. So vermag uns der bloße Name einen Einblick in die religiösen Vorstellungen eines Volkes zu gewähren. Inwiefern überhaupt die Sprache in kulturgeschichtlicher Beziehung Aufschluß zu geben imstande ist, mag noch dadurch gezeigt werden, daß die den Indogermanen gemeinsame Wurzel ar, welche pflügen bedeutet, einen Beweis dafür liefert, daß dieselben schon vor ihrer Trennung Ackerbau getrieben haben. Gleichwohl ist O. Schrader in seinem vortrefflichen Buche, „Sprachvergleichung und Urgeschichte“, Jena 1883, zu dem gewiß unanfechtbaren Resultat gekommen, daß die Sprachwissenschaft für sich allein nicht ausreiche für prähistorische und kultur-

historische Untersuchungen, sondern die archäologische Paläontologie und Geschichtsforschung zu Hilfe nehmen müsse, um ein zuverlässiges Bild der vorhistorischen Kulturzustände der Völker zu entwerfen.

Die Keime höherer Gesittung, wie sie sowohl im Naturell des Menschen als auch in seiner Lebensweise sich allmählich steigerten, gelangten erst zur vollen Entwicklung dort, wo der Übergang zum Ackerbau gemacht wurde. Mit der Einführung des Ackerbaues beginnt der kulturgeschichtliche Prozeß im eigentlichen Sinne.

Durch den Ackerbau wurden die Menschen von ihrer verwildernden Lebensweise zu einer friedlicheren Beschäftigung geführt.

Das umherschweifende Leben hört auf. Statt der Höhlen und beweglichen Zelte werden feste Wohnungen angelegt zum Schutz gegen die Witterung.

So zwingt der Ackerbau zu einer gewissen Seßhaftigkeit und führt zum Grundeigentum zuerst der Gemeinschaft, dann des einzelnen. Mit dem Eigentumsbegriff und mit der Freude am Besitz entwickelt sich die Heimatsliebe, die Wurzel der Vaterlandsliebe.

„In den ersten Stadien des Ackerbaues konnte der Mensch den besseren Boden noch nicht in Angriff nehmen, weil dieser seinen Bearbeitungskräften unbedingt unzugänglich war. Ursprünglich vermag der Mensch nur das weniger ergiebige Land, also besonders die Bergabhänge, anzubauen. Hier kommt ihm der natürliche Wasserabzug, ohne daß er es weiß, zu statten. Erst allmählich steigt er nach Maßgabe der wachsenden Kraft in die Thäler nieder und folgt so dem Laufe der Flüsse, an deren Quellen ihm seine Ansiedelungen zuerst gelungen waren.“ (v. Hellwald.)

Die Wälder werden gelichtet, die Sümpfe trocken gelegt, Einöden in fruchtbares Land verwandelt. Die tägliche Nahrung wird das Brot.

Da der Ackerbau treibende Mensch mit ganz anderer Sorgfalt auf das Leben der Neugeborenen zu achten vermag als der über weite Landstrecken ruhelos umherschweifende, so tritt naturgemäß eine rasche Zunahme der Bevölkerung ein. Malthus untersuchte 1798 die Bedingungen der Zu- und Abnahme und des Gedeihens der Bevölkerung. Er fand, daß die menschliche Bevölkerung sich stets auf gleicher Linie mit den Subsistenzmitteln hält d. h. die Zunahme der Bevölkerung wird notwendigerweise durch die Subsistenzmittel beschränkt. Wo Raum und Nahrung fehlen, nimmt die Bevölkerung ab und geht zuletzt ganz ein, wo dagegen die Subsistenzmittel zunehmen, wächst in dem gleichen Verhältnis die Bevölkerung. Wächst aber diese, so rückt der eine dem andern näher auf den Leib und engt ihn in seiner Bewegung ein. Da der Mensch aber schon in der Horde, in dem Familien- und Stammesverbande die Vorteile erkannt hatte, die ihm die gemeinschaftliche soziale Führung des Kampfes ums Dasein verlieh, insofern die individuelle Selbsterhaltung nur durch das Einstehen aller für die Gesamtheit möglich wurde, so schließen sich zunächst die kleineren sozialen Vereinigungen, die verbundenen Sippen, die Gemeinde, der Gau, zu größeren Gruppen zusammen. Die Geschlechterstaaten gestalten sich zu Bezirksstaaten, die Völkerschaften fließen in den Volksstaat zusammen, an den sich endlich der Reichsstaat anschließt. An die Stelle des Geschlechterkönigtums tritt das Volkskönigtum, bis dieses wieder durch das Reichskönigtum abgelöst wird.

Wie der Ackerbau die Grundlage der politischen Gesellschaft bildet, so bedingt er auch die Entwicklung des wirt-

schaftlichen Lebens im engeren Sinne. Der Reichtum eines Landes bemißt sich im letzten Grunde lediglich nach seiner Bodenproduktion. Freilich verlangt das wirtschaftliche Interesse der Menschheit nicht bloß die Erzeugung von Nahrungsmitteln, sondern auch die Erzeugung von Werten, welche Bedürfnisse mannigfacher Art befriedigen. Was aber Bedürfnisse zweckmäßig befriedigt, heißt nützlich, und so versteht man unter Wert im engeren Sinne den Grad von Nützlichkeit, welche durch die Arbeit einem Naturprodukte organischer oder unorganischer Substanz erteilt wird. Eben durch die Bearbeitung wird ein Gegenstand ein Gut, ein Genußmittel, für welches ein Preis (jetzt in Form des als Tauschmittel dienenden Geldes) erzielt werden kann. Das Geld ist der ideelle Repräsentant jedes beliebigen Gutes, jeder beliebigen Ware und kann deswegen zu jeder beliebigen Zeit in entsprechende Ware realisiert werden. Das Geld ist wegen dieser Eigenschaft das Hauptmittel zur Vereinfachung des Handels geworden, der darum aber doch ein Warentausch geblieben ist d. h. ein nach den Bedürfnissen sich regelnder Austausch von Industrieerzeugnissen und Bodenprodukten. Das Geld ist der Wertmesser für an sich inkommensurable Größen, und speziell dient jetzt das Gold als einheitlicher Wertmesser für Wertobjekte, da sich mit den Eigenschaften desselben kein anderes Edelmetall irgend vergleichen läßt. Neben seiner Eigenschaft als Wertmesser ist aber die andere Eigenschaft, die das Geld zu einem leichten Zirkulationsmittel macht, nicht minder wichtig, denn kraft dieser Eigenschaft vermag sogar die ungedeckte Banknote das bare Geld in vollkommen wirksamer Weise zu vertreten.

Ohne Frage verdiente der Mensch schon früh den ihm von Benjamin Franklin beigelegten Namen des „werk-

zeugmachenden Tieres".*) Unbewußte Schlüsse, durch den Versuch unterstützt, haben zur Erfindung der ersten Werkzeuge geführt. Die Werkzeuge sind nach einem wissenschaftlichen Ausdruck von Ernst Kapp Projektionen der menschlichen Gliedmaßen und Muskelspannkräfte d. h. gleichsam Verlängerungen und Verstärkungen des menschlichen Körpers. Dies ist jedoch nicht in der Weise zu verstehen, als habe der Mensch die Werkzeuge seinen Organen nachgebildet. Vielmehr wurde er sich der den bestimmten Funktionen dienenden Teile seines Körpers als Organe erst durch Vermittlung des künstlichen Werkzeuges bewußt, wie denn das Wort Organ ursprünglich nichts anderes als Werkzeug bedeutet. Das allgemeine Prinzip des Werkzeuges bestimmt Reuleaux als Bewegungs-Erzwingung. Der Maschinengedanke beginnt nach ihm, wo zwei Körper in eine gegenseitig gezwungene Bewegung bestimmter Art versetzt werden. Die Fähigkeit eines bewegten Körpers eine bestimmte Arbeit zu leisten d. h. wieder eine bestimmte Bewegung hervorzubringen, heißt Kraft. Kraft ist also die als bewegende Ursache, Stoff die als bewegte resp. im Gleichgewicht ruhende Substanz aufgefaßte Materie. Als Maß der Arbeitsleistung dient die Größe des zu überwindenden Widerstandes. Man erstrebt mit der Maschine entweder eine Fortbewegung (Ortsveränderung) oder eine Umgestaltung (Formveränderung). Im ersteren Falle tritt als Hemmnis der Bewegung die Reibung (Friktion) der Körper und die Schwerkraft auf, im zweiten Falle die Kohäsionskraft der Körper, auf deren Stärke der Unterschied der verschiedenen Aggregatformen beruht.

---

*) Ludwig Noiré, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mainz, 1880.

Als der Mensch durch die Witterungsverhältnisse gezwungen wurde, sich seine Wohnungen durch Graben in die Erde zu bereiten, drängte sich seiner Hand bei Ausübung dieser Thätigkeit der Stein gleichsam von selbst auf, da er eben aus dem Boden weggeräumt werden mußte. Das älteste Werkzeug ist demnach der zum Graben zugespitzte Stein. Vom Graben, Scharren und Schürfen kam man zum Schaben, Schneiden und Bohren. Daran schloß sich weiter das Hauen. Die ältesten Hauwerkzeuge mögen die Unterkiefer der Bären mit ihren scharfen, spitzigen, festeingefügten Eckzähnen gewesen sein. Als auch diese durch einen Stein ersetzt wurden, gelangte der Mensch zu dem ersten aus zwei Teilen bestehenden Werkzeuge und weiter, indem hierzu sowohl der keilförmig spitze Stein als auch der zur Schärfe verbreiterte schneidende genommen wurde, zum Unterschiede von Spitzhacke und Beil. Durch Gebrauchswechsel ward das Werkzeug zur Waffe. So entstanden Keule und Speer, Schleuder und Fangschnur, Pfeil und Bogen; weiter Hebel, Walze, Keil, Messer, Schaber, Meißel, Ahle, Bohrer, Säge, Kornquetscher, Spinnwirtel, Ruder, Segel und Steuer, Netz und Angel.

„Das Jagdtier und das Tier der Herde gab alles Nötige, sein Fell zur Kleidung, seine Hörner zu Trinkgefäßen, seine Därme und Sehnen zu Bogensträngen, sein Geweih und seine Knochen zu Werkzeugen und den Handgriffen derselben; rohes Leder war der vorherrschende Stoff, die beinerne oder hörnerne Nadel diente zum Nähen und Befestigen desselben. Mit Leder war der auf dem Wasser schwimmende geflochtene Kahn überzogen, mit Stiersehnen das Lederkleid zusammengenäht, mit Riemen die Spitze am Pfeil und am Speer befestigt, das Zugtier vor dem Wagen angeschirrt und die Peitsche, die zum Antreiben diente, bewaffnet. Zum Bogen diente be-

onders das Holz der Eibe, zum Schaft des Speeres das der Esche, auch des Holunders, zum Schilde ein Geflecht aus Ruten der Weide; die Bäume des Urwaldes, von riesenhaftem Wachstum, wurden durch Feuer und mit der steinernen Axt zu ungeheuren Böten ausgehöhlt. Auf dem Räderwagen, einer frühe erfundenen Maschine, die ganz aus Holz zusammengefügt war und an welcher die Holzpflöcke die Stelle der späteren eisernen Nägel vertraten, ward die Habe der Wanderer, ihre Melkgefäße, Felle u. s. w. mitgeführt. Die Wolle der Schafe ward ausgerupft — das Schaf ist ein altes Kulturtier, aber die Kunst es zu scheeren war den frühern Menschengeschlechtern unbekannt — und zu Filzdecken und Filztüchern zusammengestampft, besonders zum Schutze des Hauptes (πιλος, pileus, Filz). Aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde, und aus den Fasern der Stengel mancher Pflanzen, besonders der nesselartigen, flochten die Weiber (das Flechten ist eine uralte Kunst, die Vorstufe des Webens, dem es oft sehr nahe kommt) Matten und gewebeartige Zeuge und Jagd- und Fischernetze." (Victor Hehn.*))

Mit der schon sehr früh anzusetzenden, bei Gelegenheit des Bohrens erfolgten und sicher an vielen Orten selbständig gemachten Erfindung des Feuerzündens wurden auch die Geräte zum Kochen erforderlich. Die Töpferei ist uralt. Die Produkte der Keramik sind für den Kulturforscher von besonderem Wert, da sich aus der Verschiedenheit der Technik und aus der Form der Thonwaren zahlreiche Indizien für das Alter und den Bildungsgrad des betreffenden Volkes gewinnen lassen. In Verbindung mit der Technik entwickelte sich schon frühzeitig die Ornamentik. Die Thongefäße werden mit parallelen Linien, Punkten, Spiralen und Zickzackmustern, Fischgräten,

*) Kulturpflanzen und Haustiere. Berlin 4. A. 1884.

auch früh schon mit höchst primitiven Tierfiguren, namentlich Hirschen, verziert. Der Gebrauch der Töpferscheibe führte von selbst zur Erfindung neuer Ornamente, endlich zur Vasenmalerei.

Durch die Einführung des Ackerbaues entstand vor allem das Bedürfnis nach solchen Gerätschaften, die für die Bebauung des Ackers wie für den Bau der Häuser notwendig sind. Der zugespitzte Stein wandelt sich in den Pflug um, der dann in der Metallzeit immer zweckmäßiger gestaltet wird. Die indogermanischen Völker besaßen indes vor ihrer ersten Trennung noch nicht die Kenntnis der Metalle und der Metallurgie. Bekannt war ihnen nur erst das rohe Kupfer; es diente indes nur zu Schmuckgegenständen, nicht zu Waffen. Mit dem Ackerbau bleibt die Viehzucht naturgemäß verbunden. Wie der Mensch diejenigen Tiere, die sein Leben gefährden, ausrottet, so weiß er andererseits durch Zähmung neue Tierarten sich dienstbar zu machen. Verhältnismäßig spät wurden Pferd, Katze und Huhn Haustiere des Menschen. Was die Sprachvergleichung zur Lösung der Frage rücksichtlich der Ausbreitung der Haustiere beizutragen bisher im stande gewesen ist und wie sie das Dunkel der Pflanzengeschichte aufzuhellen vermocht hat, davon gibt das oben citierte Werk von Victor Hehn ein deutliches Bild. Es zeigt sich hier in frappanter Weise, daß die Kulturgeschichte nichts anderes ist als eine Geschichte des **Verkehrs**. Wie die Kulturpflanzen und Haustiere von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk, von Ost nach West, von Süd nach Nord gewandert sind, in derselben Richtung und Zeit hat sich auch die Kultur über den Erdkreis ausgebreitet. „Aus Indien und Persien, aus Syrien und Armenien stammen unsere Feld- und Baumfrüchte, eben daher auch unsere Märchen und Sagen, unsere religiösen

Systeme, alle primitiven Erfindungen und grundlegenden technischen Künste. Griechenland und Italien führten uns die Nähr- und Nutzpflanzen zu, und eben diese Länder lehrten uns in eben dieser Reihenfolge edlere Sitte, tieferes Denken, ideale Kunst, humane Zwecke und die höheren Formen politischer und sozialer Gemeinschaft."

Das Zusammenleben der Menschen erzeugt immer neue und mannigfaltigere Bedürfnisse*) in bezug auf Kleidung, Schmuck, bequeme Ausstattung der Wohnung, durch Vermehrung der Lebensmittel und Steigerung der Lebensbedürfnisse, durch die Notwendigkeit Leben und Eigentum vor innern und äußeren Feinden zu schützen u. s. w. So bilden sich immer neue Formen der Arbeit. Durch fortgesetzte Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung behufs der Gütererzeugung und Güterverteilung entstehen die verschiedenen Berufsarten, die Handwerke und Gewerbthätigkeiten (Industrie).

Durch Austausch der verschiedenen Erzeugnisse von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk entstehen Handel und Verkehr, die mannigfaltigsten Verkehrsmittel, die ihrerseits wieder zur Erweiterung des Verkehrs führen; kurz das Endresultat einer langen Entwicklung sind jene großen äußeren und inneren Zusammenhänge, die wir Zivilisation nennen. Sie ist das Produkt aus der Arbeit früherer Jahrhunderte, „das Fideikommiß der heranwachsenden Generation", das Kapital, welches sie zu wahren und zu mehren hat. Denn Kapital ist jeder durch Ersparnis verfügbar gewordener Vorrat von Produkten menschlicher Arbeit, soweit er wieder zu produktiver Verwendung führt.

So mannigfach nun die Faktoren sind, welche die Entstehung menschlicher Zivilisation bedingen, so schwierig und

*) S. Plato, der Staat 369—375.

fast unmöglich es ist, dieselben im einzelnen festzustellen und in dem Maße ihres Zusammenwirkens zu begreifen, so unleugbar ist die Thatsache, daß die Phänomene des menschlichen Gesellschaftslebens gleich den Phänomenen am Himmel von ganz bestimmten Gesetzen beherrscht werden.*) Die soziale Statistik ist die Hilfswissenschaft, welche die strenge Gesetzmäßigkeit in den verschiedenen Lebensbeziehungen der zivilisierten Gesellschaft aufzeigt. Das Gesetz ist aber nicht die physische Ursache oder der Grund des Geschehens; Gesetz ist immer nur der zusammenfassende Ausdruck für eine Gruppe von Thatsachen, ist das im Wechsel der Erscheinungen Beharrende, der Modus des Entwicklungsprozesses, der Beweisgrund für das Vorhandensein konstant wirkender Ursachen. Diese selbst sind z. B. damit noch nicht erkannt, daß die Statistik nachweist, wie die Geburtsziffer in allen Staaten jahrein jahraus eine nahezu gleiche bleibt; daß von den neugeborenen Kindern auf 100 Mädchen 105,38 Knaben kommen; daß auf je 1000 Bewohner alljährlich 8—10 Eheschließungen entfallen und daß selbst in den mannigfachen Formen der Heiraten in bezug auf Altersunterschiede und anderem eine konstante Gleichmäßigkeit herrscht; daß die Mortalitätsziffer in den europäischen Staaten zwischen $2^1/_2$ bis 3 Prozent schwankt und daß sogar in den moralischen und intellektuellen Eigenschaften einer Gesamtbevölkerung eine analoge Regelmäßigkeit stattfindet.

Die Faktoren selbst, die diese im Sozialorganismus waltende Gesetzmäßigkeit bedingen, lassen sich indes im allgemeinen charakterisieren als Kräfte des Naturlebens und der psycho-physischen Organisation des Menschen, als Mächte der

*) H. Th. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England. Deutsch von A. Ruge, Leipzig 1874.

geistig-sittlichen und natürlichen Welt. Jedenfalls ist die Konstanz in den scheinbar so zufälligen und wechselvollen Erscheinungen des sozialen Lebens wie die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Bewegungen der Himmelskörper das ganz natürliche Endergebnis eines Prozesses, in welchem die formbestimmenden Kräfte des geschichtlichen Lebens sich in ihrer Wirkungsweise allmählich in ein Gleichgewicht setzen und die Zahllosigkeit der individuellen Fälle die unter jenen Bedingungen möglichen, mithin typischen Fälle beständig erschöpft. So regeln z. B. Naturverhältnisse, wie Boden und Klima, und soziale menschliche Einflüsse, wie Angebot und Nachfrage, Arbeitskraft und Kapital, Produktivität und Konsum, die verschiedenen Formen der Arbeit mit einer Sicherheit, daß die Zusammensetzung der zur Erfüllung ökonomischer Zwecke gegliederten Erwerbsgesellschaft im wesentlichen eine ganz konstante bleibt. So lange die Bedingungen sich nicht ändern, so lange müssen eben auch ihre Erfolge konstante sein, und man kann daher mit Recht aus der Regelmäßigkeit dieser auf die Konstanz jener schließen.

Wie indes Leben stets und überall Bewegung und Entwicklung ist, so sind auch die das menschliche Leben bestimmenden Kräfte in ihrer Wirkungsweise nicht von absoluter Konstanz, sondern einer allmählichen, immerwährenden Veränderung unterworfen. Nicht nur die organische Natur, sondern auch die anorganische hat ihre geschichtliche Entwicklung, weder die kosmischen noch die terrestrischen Naturverhältnisse sind immer und ewig die gleichen, wenn auch die wirkenden Kräfte an sich, wie dies besonders Lyell (1830) für die

Geologie nachwies, seit Ewigkeit her dieselben sind. Nach dem Gesetze von der Erhaltung der Energie bleibt die Kraft in ihrer Gesamtwirkung unverändert. Aber das Produkt ihrer Thätigkeit bildet beständig eine neue Basis für Neuschöpfungen und stetige Veränderungen, insofern diese wiederum das Zusammenwirken der mannigfachen Faktoren modifizieren. Auch die Thätigkeit des Menschen ist imstande gewesen und auch ferner imstande, die Wirksamkeit der Naturkräfte in gewissen Grenzen zu ändern und in neue Formen überzuführen. Mit dem Menschen, sagt Wallace, „trat ein Wesen in die Existenz, für welches jene subtile Kraft, welche wir Geist nennen, von größerer Wichtigkeit wurde, als sein Körperbau an sich. War sein Körper nackt und unbeschützt, so gab sie ihm Kleider, die ihn gegen die Unbilden der Jahreszeiten schützten. War er unfähig mit dem Hirsch an Schnelligkeit und mit dem wilden Stier an Kraft zu wetteifern, so gab jene ihm Waffen, mit welchen er beide fangen und besiegen konnte. War er weniger, als die meisten andern Tiere imstande, von Kräutern und Früchten zu leben, welche die Natur ohne Nachhilfe hergibt, so lehrte ihn diese wunderbare Fähigkeit die Natur zu seinem eigenen Vorteile zu beherrschen und zu lenken, so daß sie ihn Nahrung gab, wann und wo es ihm beliebte. Von dem Augenblicke an, als die erste Tierhaut zur Hülle benutzt, als der erste rohe Speer gefertigt wurde, um der Jagd zu dienen, als er zuerst Feuer anmachte, um seine Nahrung zu kochen, als das erste Saatkorn gesäet oder ein Sproß gepflanzt wurde — von diesem Augenblick entstand in der Natur eine große Revolution eine Revolution, welche in all' den vorhergegangenen Zeitaltern der Erdgeschichte keine Parallele gehabt hatte, denn es war ein Wesen erstanden, welches nicht länger der Notwendig-

keit unterlag, sich selbst körperlich mit der sich verändernden Umgebung zu verändern — ein Wesen, welches bis zu einem gewissen Grade der Natur überlegen war, insoweit es ihre Thätigkeit zu kontrollieren und zu regulieren wußte und sich selbst in Harmonie mit ihr erhalten konnte, nicht durch eine Veränderung des Körpers, sondern durch einen Fortschritt des Geistes." Immer planmäßiger weiß der zivilisierte Mensch dieselbe zu bewältigen und zur Vermehrung seiner Macht, seines Behagens und seiner Genüsse auszunutzen. Es ist ihm gelungen, immer neue Kraftquellen in der Natur zu entdecken und dieselben durch Erfindung geeigneter Bewegungsformen als arbeitende Kraft für sich zu verwerten. So dient ihm heutzutage neben der eigenen Muskelkraft und derjenigen mancher Tiere als mechanische Kraftquelle bald die Schwerkraft (z. B. eines Wasserfalles, des Windes u. a.), bald die Wärme, welche die Körper ausdehnt, d. h. in einer Molekularbewegung besteht (Dampfmaschine), bald chemische, bald elekrische Attraktions- und Repulsionskräfte. In ewigem Kreislauf setzt sich eine Kraft in die andere um, ohne daß eine neue entsteht und die vorhandene verloren geht. Nur ihre Formen wechseln und der Mensch weiß diese zu seinen treuesten Bundesgenossen im Kampfe ums Dasein zu machen. Er unterwirft sich die Natur durch ihre eigenen Kräfte, die ihm immer williger ihre Dienste darbringen, wie Dämonen, die durch ein Zauberwort gebannt sind.

Aber der Kampf der Gewalt geht nur gegen die äußere Natur ununterbrochen fort. „Unter den Menschen," sagt Schäffle, „wird er innerhalb der allmählich sich erweiternden Friedensgebiete ausgeschlossen. Und wenn auch der Krieg unter den Völkern, noch mehr der innere Krieg des Verbrechens, der Überlistung und Berückung innerhalb jedes

Volkes durch die der Selbsthilfe entgegengesetzten gemeinsamen Rechts- und Sittenmächte nicht völlig unterdrückt werden kann, so kommt doch immer mehr friedliche und freie Entscheidung zur Geltung. Recht und Sitte, welche den Eigenmachtsstreit unterdrücken, dagegen die Verträge schützen, die Verträglichkeit gebieten, den ehrlichen Wettkampf begünstigen, erweisen sich als fruchtbarste Quellen der Vervollkommnung der Gemeinschaft und ihrer einzelnen Glieder.“ In Recht und Sitte spricht sich das sittliche Leben der Völker aus. Sitte definiert Ihering in seinem interessanten Werke: Der Zweck im Recht, zweiter Band, als die im Leben des Volkes sich bildende verpflichtende Gewohnheit. Durch beständige Wiederholung, durch Übung wird eine Handlung zur zweiten Natur, zur Gewohnheit. In dem Begriff der Gewohnheit haben wir eine Übertragung der Idee des Besitzes auf das Handeln. Wie der Besitz ist auch die Gewohnheit etwas Äußerliches, worin der Handelnde nur sein eigenes Interesse befriedigt. Von ihr unterscheidet sich die Sitte dadurch, daß sie zugleich ein Urteil über den Inhalt ausdrückt, nämlich daß er ein guter sei. Hierauf beruht eben die Eigenschaft ihrer sozial verbindenden Kraft. „Auf Schritt und Tritt, in Wort und Gebärde, in sonst Gleichgiltigem wie in dem Wesenlichsten fühlt sich jeder gebunden durch verpflichtende Normen gesellschaftlichen Brauches, die doch weder die staatliche Sanktion für sich haben wie das Rechtsgesetz, noch die Sanktion des Gewissens wie die Moral, aber geschützt und aufrecht erhalten werden durch die Meinung und das Urteil der Volks- und der Standesgenossen oder derjenigen, mit denen man in geselligem Verkehr steht“ (Lasson). Füllt so noch heute im Leben des Kulturmenschen die Sitte einen weiten Raum aus, so hat sie einen noch viel weiteren in dem Leben des Naturmenschen

seit den Uranfängen menschlichen Lebens eingenommen. Im Naturzustande hat ein Volk nur Sitten, denen sich der einzelne zufolge einer ursprünglich unbewußten Erkenntnis ihrer Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit, von instinktivem Takte geleitet, unterwirft. Jede durch den Willen vermittelte Lebensäußerung hatte ursprünglich ihre durch die Sitte fest vorgeschriebene äußere Form, und damit erhielt die Sitte eine den Willen erziehende Funktion, denn sie erweckt das Gefühl für Maß und sinnvolle Ordnung auf den verschiedenen Gebieten der Willensbethätigung. Erst mit Beginn des geschichtlichen Lebens werden die Sitten in ihrer vollen Bedeutung als Höhenmesser des allgemeinen Volksbewußtseins erkannt und zu Gesetzen ausgeprägt, die nun alle Lebensverhältnisse mit bewußter Absicht regeln. So mannigfache Wandlungen aber auch die sittlichen Anschauungen im Laufe der Geschichte erfahren, so abhängig sie von den verschiedenen Lebensverhältnissen der Völker sind, so sind doch die sittlichen Zwecke, welche die Völker zu erreichen streben, in ihrem Wesen immer dieselben und nur die Mittel zum Zweck oft sehr verschieden. Im naturalistischen Triebleben geht dem Menschen fast alles in der physischen Kraft, in dem Streben nach Selbsterhaltung auf. Recht und Sitte begrenzen aber den Selbsterhaltungskampf des Einzelnen nach Maßgabe dessen, was der Erhaltung der Gemeinschaft nützt oder schadet. Nur in dieser Richtung liegt zunächst der Zweck der Strafe. Wie ein jeder das natürliche Recht der Notwehr hat, so ist die Strafe ein Akt der Selbstverteidigung, ein Schutzmittel der Gesellschaft gegenüber der Vergewaltigung und Schädigung durch den einzelnen; sie macht den, welcher das Wohl der Gesamtheit gefährdet, unschädlich. „Eine Theokratie fordert sogar im Namen Gottes Vernichtung der Andersgläubigen;

die primitive Stammesgenossenschaft befiehlt die Blutrache und die Vernichtung aller Feinde, heiligt Menschenopfer und Menschenfresserei" (Schäffle). Erst wenn auf höherer Gesittungsstufe auch das Leben des einzelnen eine Wertschätzung für sich allein gewinnt, wird die Strafe milder und zu einem Mittel der Erziehung, insofern sie dem Individuum nur die Überlegenheit und den Willen der Gesamtheit zum Bewußtsein zu bringen sucht, im übrigen aber ihm die Möglichkeit gewährt, seinen Eigenwillen in Gehorsam unter den allgemeinen Willen zu beugen und zu der Einsicht zu kommen, daß der eigene Vorteil nur in Übereinstimmung mit Sitte und Gesetz, den gemeinsamen Interessen des sozialen Organismus, zu finden ist. Gelingt es indessen der erziehenden Macht der Strafe nicht, den Prädispositionen in Gemüt und Willen einen Antrieb zum Guten zu geben, sind die sittlichen Instinkte in dem einzelnen in solchem Grade entartet, daß seine Gemeingefährlichkeit dauernd bestehen bleibt, so darf die menschliche Gesellschaft im Interesse des Ganzen auch heute noch kein Bedenken tragen, sich solcher Pestbeulen der Menschheit dauernd zu entledigen. Nur eine falsch verstandene Humanität und schwächliche Sentimentalität kann die Aufhebung der Todesstrafe fordern. Denn lediglich dadurch, daß die gesund entwickelten sozialen Instinkte, die eine gute Willensrichtung versprechen, zur möglichst ausschließlichen Vererbung kommen und durch Gewöhnung gesteigert und geläutert werden, nur dadurch, daß die Erziehung zu folgerichtigem Denken und zu normalen Vorstellungen die Einsicht in das Zuträgliche mehrt und fördert, vermag die Idee des Guten als die alle Handlungen bestimmende (determinierende) höhere Macht zum Durchbruch zu gelangen; denn das Gute ist mit dem Sittlichen und dieses

mit dem für die Gesamtheit Zuträglichen, mit dem Heilsamen und Glückbringenden ursprünglich völlig identisch. Schon die Platonische Ethik kennt kein höheres Prinzip des Handelns als den Nutzen. „Das Nützliche ist gut und das Schädliche böse.“ Dieselbe Auffassung des sozial-ethischen Prinzips finden wir bei Spinoza, wenn er sagt: „Was das Gute und das Schlechte anlangt, so bezeichnen sie auch nichts Positives in den Dingen, wenn sie an sich betrachtet werden. Sie sind nur Arten des Denkens und Begriffe, die man aus der Vergleichung der Dinge bildet. Denn eine und dieselbe Sache kann zu gleicher Zeit gut, schlecht und auch gleichgültig sein.... Unter Gut verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns nützlich ist; unter Schlecht verstehe ich das, von dem wir gewiß wissen, daß es uns verhindert, ein Gut zu erreichen.“ Die Sittlichkeit entsteht erst aus den sich kreuzenden Bedürfnissen, Ansprüchen und Leidenschaften mehrerer als Glieder einer Gemeinschaft; sie ist wie das Naturgesetz das Maß für die sich allmählich ins Gleichgewicht setzenden Willenskräfte der Gesellschaft, das alle menschlichen Handlungen regelnde Gattungsurteil des gesellschaftlichen Geistes. Die Gesetze menschlicher Willensbethätigung stellt die Ethik dar, indem sie dieselben aus den thatsächlichen Handlungsweisen abstrahiert. Wenn nun in diesen Abstraktionsprozeß nur diejenigen Willensentscheidungen und Handlungen eingehen, welche erfahrungsgemäß allgemeine Billigung finden, weil sie im Interesse der Gesamtheit liegen und daher sittlich heißen, so sind die allgemeinen Urteile, die das Gemeinsame, Konstante, Ideale in ihnen zu einem zusammenfassenden Ausdruck bringen, die sittlichen Normen des Handelns, Gebote der Sittlichkeit, die ihrerseits den Wert der individuellen Willens-

bethätigung bemessen und auf diese bestimmend einwirken. Die psychologischen Gesetze sind ein Ausdruck für die thatsächlichen Ergebnisse unseres Denkens, Fühlens und Wollens. „Aus den Naturgesetzen," sagt Windelband sehr treffend, „begreifen wir die Thatsachen, nach den Normen haben wir sie zu billigen oder zu mißbilligen. Die Naturgesetze gehören der urteilenden, die Normen der beurteilenden Vernunft an." Die Maximen der Sittlichkeit sind also nicht etwa a priori feststehende, durch die reine Vernunft gegebene Musterbegriffe, sondern Regeln, die aus den wechselseitigen Beziehungen des einzelnen zur Gesamtheit, des Subjekts zum Objekt abstrahiert sind. Aus diesem Grunde kann nun auch das Sittengesetz der psychologischen Notwendigkeit niemals widersprechen; es ist eben nichts anderes als das ideale Schema derselben. Die Normen verhalten sich zu den Naturgesetzen wie die Ideale der Kunst zur Natur. Der Künstler schafft das Ideal, indem er, wie Schiller sagt, „die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben" weiß.

So werden auch die Normen der Sittlichkeit, ohne den Boden der naturnotwendig bedingten Wirklichkeit zu verlassen, zu Idealen, indem sie das wahrhaft Gemeinnützige und Allgemeingültige aus der Formenfülle menschlicher Handlungsweise herausheben. Auch die Funktionen menschlicher Willens- und Gefühlsthätigkeit sind kausalgesetzmäßig bedingt. Die Willensfreiheit besteht nach Spinoza darin, daß sich die Menschen ihres Willens bewußt und der Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewußt sind. Alles Wollen und Handeln ist indes das Resultat der stärksten Motive. In seinem

Buche „Der menschliche Wille vom Standpunkte der neueren Entwicklungstheorieen", Berlin 1882, sagt G. H. Schneider: „In der Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens kann es sich nicht um einen Ausschluß desselben aus dem Kausalitätsverhältnis handeln, vielmehr ist jede einzelne Willensregung wie jeder Entschluß durch die vererbten Anlagen, die relative Stärke der einzelnen Beziehungen zwischen den Vorstellungen und Trieben, durch das, was man Charakter eines Menschen nennt, sowie durch die im individuellen Leben gemachten Erfahrungen und den momentanen Bewußtseinsinhalt so notwendig bedingt und bestimmt als der Lauf des Wassers durch die Bodenverhältnisse." In gleichem Sinne läßt Schiller in seinem „Wallenstein" den Helden sagen:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Die Annahme, daß gänzliche Willkür im Handeln herrsche, verwechselt das Wollen mit dem Können, die physische Möglichkeit der Handlung mit der moralischen. Das Wollen hängt von dem geistig sittlichen Zustande ab, in welchem sich der Handelnde befindet. Jede Willensentscheidung und die aus ihr folgende Handlung ist naturgesetzlich bedingt durch den Charakter des Menschen, durch die in seinem geistigen Wesen, in der ganzen Art seiner Denk- und Gefühlsweise begründete und in bestimmten äußeren Umständen befestigte Konstanz seiner Motive. In dem Kampfe zwischen den ver-

schiedenen Motiven, d. h. in dem innern Vorgange, den man als Wahl bezeichnet, führt stets diejenige Vorstellung zur Willensentscheidung, die momentan als die relativ zweckmäßigste, d. h. angenehmste erscheint, eben weil die Vorstellung vom relativ Zweckmäßigsten, d. h. Angenehmsten auch den stärksten Trieb verursacht.

Wie wir aber schon sahen, erfahren die Formen der Motivation eine Einschränkung und Auswahl durch die Beziehungen des Individuums zur Gesellschaft. Die Sittlichkeit ist ursprünglich heteronom; sie bestimmt mit zwingender allgemeingültiger Macht, wie sich der einzelne dem Gesamtwillen der Gesellschaft und dem fremden Einzelwillen gegenüber zu verhalten hat, damit das Gleichgewicht der Willenskräfte nicht gestört werde. Die Gesellschaft bestimmt durch ihre Ansprüche und Erwartungen die sozialen Pflichten des einzelnen. Pflichten sind Forderungen, durch welche die Gesellschaft die individuellen Willenskräfte einschränkt und zur Entfaltung in gemeinnütziger Thätigkeit zwingt. Rechte sind nicht dem Individuum als solchem ureigentümlich (angeboren), sondern erst eine Folge der allgemein-verbindlichen sozialen Pflichten. „Ein Recht," sagt Windelband, „erwächst für das Individuum erst aus demjenigen, was hinsichtlich desselben die gesellschaftliche Ordnung von den andern Individuen verlangt. Mein Recht besteht darin, daß die anderen Pflichten gegen mich haben."

Die Freiheit der Wahl ist zunächst eine „Gewohnheit des Müssens". Durch diese kommt aber der einzelne einerseits zu einer Gewohnheit des Wollens nach Motiven, die zu allgemein gebilligten, d. h. sittlichen Handlungen führen, andererseits zu einer Erkenntnis des Sollens und zur Anerkennung des Sittengesetzes als der höchsten allgemeingültigen

Form der Motivation. Freiheit ist somit die bewußte Unterordnung aller Triebe unter die Herrschaft sittlicher Motive. Erst wenn die Vernunft infolge progressiver Gewöhnung und Vererbung die Herrschaft gewinnt über die Neigungen und Leidenschaften, die in der Selbstliebe wurzeln, gründet sich die Sittlichkeit auf die vernünftigen Kräfte des autonomen Geistes, der nicht mehr in blindem Gehorsam oder aus einem Beweggrunde des Egoismus, aus Furcht vor Strafe oder aus Hoffnung auf Lohn und Vorteil das Gesetz erfüllt, sondern der das Gesetz, den Willen der Gattung, in seinen eigenen Willen aufgenommen hat (als Gewissen) und somit frei von einem äußern Zwange, in willigem Gehorsam, in freudiger Selbstvergessenheit das Gute um des Guten willen thut. In der sittlichen Welt soll die Person eben nicht bloß Glied, sondern zugleich Haupt, selbst gesetzgebender Wille sein. Erst die Autonomie des Willens bedingt die Moralität der Gesetzeserfüllung im Gegensatz zu bloßer Legalität (Kant). So erhält die Sittlichkeit mit dem tieferen Fundament die Richtung auf ein höheres Ziel; als wahrhafte Humanität richtet sie sich auf die Erfüllung von Kulturaufgaben, welche die Freiheit möglichst vieler Menschen von den Bedingungen des Naturzustandes, die Gleichberechtigung vor dem Gesetz und Würde des Menschen, seine sittliche Selbstbestimmung und wahre Geistesfreiheit zum Zweck haben.

Die vollkommenste Verwirklichung der Sittlichkeit ist der nationale Staat. Er ist das als eine unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk. Recht und Macht bedingen sein Wesen; beide fallen im Staate zusammen und halten sich das Gleichgewicht. Die Macht wird zum Recht, indem sie für das soziale Leben Gesetze, welche sie selbst binden, gibt, eventuell oktroyiert. Das Recht ist die zu eigenem Vorteil sich selbst

beschränkende, in bestimmter Form sich maßvoll zur Geltung bringende Macht. Es entspringt der Erkenntnis des Mächtigen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, den Schwachen neben sich zu dulden. Wie die Macht das Ergebnis der im Kampfe sich messenden und steigernden Kräfte des Individuums und der gesellschaftlichen Gruppen ist, so ist das Recht die Resultante der im Frieden auf die thatsächlichen Machtverhältnisse hin sich einigenden Gewalten. Die staatliche Macht findet ihren höchsten Ausdruck in der Souveränität. Der Schwerpunkt derselben liegt in der unbeschränkten Kriegsherrlichkeit und in der Befugnis des Staates, den Umfang seiner Hoheitsrechte selbst zu bestimmen und unhaltbar gewordene Rechte seiner Gliederstaaten, durch deren Zusammenschluß er eben die umfassendste Gemeinschaftsform geworden ist, von Rechts wegen, d. h. durch Zwangsnormen aufzuheben. Es liegt eben in der Natur seines Zweckes, den geringeren und vorübergehenden Vorteil einem höheren und dauernden zu opfern. Durch diese Rücksicht auf die Förderung des Gesamtwohles erhält diese scheinbar brutale Zwangsgewalt des Staates ihren sittlichen Untergrund, und so erscheint das Recht als der Inbegriff der im Staate geltenden Gesetze. Das Recht entsteht mit dem Staate. Alles Recht ist Menschen-Satzung, die in bestimmten Gemeinschaften unter bestimmten Verhältnissen zur Geltung gekommen ist und durch die Macht der Gesellschaft geschützt wird. Der rechtliche Ausdruck staatlicher Machtverhältnisse ist die Staatsverfassung.

Beim Staate handelt es sich nun nicht bloß um die Fürsorge für das physische Dasein seiner Angehörigen, auch nicht bloß um die gemeinsame Abwehr äußerer Feinde und um gesicherten Verkehr, obwohl eine ganze Anzahl der wichtigsten Veranstaltungen diesen Zwecken dienen, wir nennen die

Finanz-, Rechts- und innere Verwaltung, die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und die Heeresverwaltung. Die höchste Aufgabe des Staates besteht darin, Staatsbürger zu bilden und zu erziehen, die sich in ihren Handlungen durch Motive bestimmt fühlen, die über den Egoismus hinausreichen und zeigen, daß das Individuum nicht für sich, sondern für das Ganze zu schaffen und zu leben, ja für das Wohl und Wehe der Gesamtheit zu leiden und zu sterben bereit ist.*) Die progressive Läuterung der Motive erzeugt eine immer vollkommenere Anpassung des einzelnen an die Forderungen und Lebensbedingungen der Gesamtheit. Schule, Heer und Kirche sind die Institutionen und Organe, welche vom Staate als der allgemeinsten Organisationsform abhängig und vom Staate entweder direkt geleitet oder beaufsichtigt in diesem Sinne für die staatlichen Zwecke arbeiten, indem sie die geistig sittlichen Instinkte des Menschen im Interesse der Gesamtheit und dadurch zugleich zum Wohle des Individuums entwickeln, fördern und leiten. Der Konflikt zwischen Staat und Kirche ist nur dadurch entstanden, daß es eine Zeit gab, in welcher beide noch undifferenziert waren, insofern religiöse und soziale Gemeinschaft zusammenfiel. Auf dieser den Anfängen menschlicher Zivilisation angehörenden patriarchalischen Form staatlichen Gemeinlebens fußend, glaubt sich leider immer noch eine Kirche zu der Forderung berechtigt, einen freien Staat im Staate zu bilden, während sie doch auf Grund der geschichtlichen Entwicklung nur der integrierende dienende Teil des Ganzen sein kann. Auch in den Fragen der Erziehung und des Unterrichts entscheidet lediglich die Rücksicht auf das, was der Erhaltung der staatlichen Gemeinschaft

---

*) S. Platon, Kriton c. 12.

nützt oder schadet. Hiermit geht das Wohl und Wehe, Lust und Leid des einzelnen beständig parallel. Dies hat der Genius der griechischen Sprache herausgefühlt, wenn er mit dem Ausdruck *εὖ πράττειν* in gleicher Weise das Wohlthun wie das Wohlergehen bezeichnete. „Thatsächlich wird diese Harmonie zwischen dem Gesamtwohl und dem Einzelwohl in dem Maße vollkommener, als die moralische Verfassung der Menschen und die gesellschaftlichen Verhältnisse sich verbessern.“*) Die Anpassung des Individuums an die Existenzbedingungen der Gesamtheit und die Nutzbarmachung aller seiner produktiven Kräfte für das Gedeihen des Ganzen ist das Ziel einer wahrhaft nationalen Erziehung. Der moderne Staat wird dadurch der Gesamtorganismus a l l e r sittlichen Gemeinschaft. Die Moral ist in der That wie das Recht eine Angelegenheit der solidarisch verbundenen Gesellschaft des Staates. Wo aber das Staatswohl nicht in Frage gestellt erscheint, wo die Interessen der Einzelpersönlichkeit sich ohne Schädigung für die Gesamtheit isolieren lassen, da ist es die sozialpolitische Aufgabe des Staates, seinen Bürgern soviel freien Spielraum zu geben, daß sie in der ihrem individuellen Charakter entsprechenden Weise zu leben und ihre Kräfte eigentümlich zu entfalten und zu nutzen vermögen.

Auf diese Weise muß der moderne Staat alle physische, geistige und sittliche Tüchtigkeit in seinen Bürgern pflegen, sie zu einer schönen, durch ihren innern Wert wie durch äußere Lebensführung befriedigenden Thätigkeit anregen. Er muß die persönliche Freiheit achten, einer übermäßigen Ausdehnung derselben jedoch Schranken ziehen zum Schutze des Schwachen gegenüber dem Starken. Er muß alle Härten der sozialen

*) G. von Gizycki, Grundzüge der Moral, Leipzig 1883.

Gegensätze, die nun einmal mit menschlichem Wesen und menschlicher Begabung untrennbar verbunden sind, mildern, ihre Ungerechtigkeiten, soweit es möglich ist, ausgleichen, kurz er muß das Palladium für reine und freie Menschlichkeit sein. Diese sittliche Grundlage staatlichen Gemeinwesens haben die Hellenen in dem schönen Worte ausgedrückt, daß es die Freundschaft sei, welche den Staat zusammenhalte.

„Alles Gute und Schöne, zu dessen Verwirklichung der Mensch berufen ist, gelingt ihm erst dann recht, wenn er nicht mit vereinzelter Kraft seinem Ziele gegenüber steht, sondern mit anderen zu einem Vereine verbunden, in dessen Mitte alle Lebensthätigkeiten sich steigern und alle Einzelkräfte sich stärken, ordnen und veredeln. Im Anschlusse an ein größeres Ganze, an Haus und Stamm, an Staat und Kirche, ist das Beste, was dem Menschen gelungen ist, zustande gekommen. Darum hat man zu allen Zeiten den geordneten Staat als das Schwierigste und Größte betrachtet, was menschliche Weisheit hervorbringen kann, weil in ihm eine Menge eigenwilliger Persönlichkeiten in einen höheren Gesamtwillen aufgehen." (Ernst Curtius.)

Dieses Gefühl der Solidarität wurzelt nicht bloß in dem gemeinsamen Grund und Boden, in Verwandtschaft und Gemeinschaft des Blutes oder in der Erkenntnis der Vorteile, die ein mit vereinten Kräften geführter Selbsterhaltungskampf verleiht; in höherem Grade liegt es begründet in den geistig-sittlichen Wechselbeziehungen der Menschen, in der Gemeinschaft von Sitte und Recht, von Sprache und Religion, von Kunst und Wissenschaft. Diese geistig-sittlichen Faktoren sind es, welche die ideelle Einheit eines Volkes bilden, den Schwerpunkt, worin das Gleichgewicht seiner sozialen Kräfte ruht.

Die sozialen Kräfte, die in ihrem eigentümlichen Zu-

sammenspielen die Individualität eines Volkes ausmachen, sind aber nicht nur auf sich bezogen, sondern sind auch abhängig von denen anderer Volksgemeinschaften. Insbesondere ist dies auf dem Gebiete der Gewerbthätigkeit der Fall. Kapital und Arbeit sind hier die beiden Hauptfaktoren, die in ein dynamisches Gleichgewicht gesetzt werden müssen, damit nicht eines derselben zum Schaden für die Gesamtheit ein Übergewicht gewinne, nach dem sie beide streben. In diesen Kampf der Interessen kann auch wieder nur der Staat als ordnendes Prinzip eingreifen, indem er durch gesetzgeberische Akte die Nationalwirtschaft nach bewußten Zwecken organisiert. Die Nationalwirtschaft d. i. die Regelung des wirtschaftlichen Verhaltens des eigenen Landes zu den konkurrierenden Nachbarländern fällt dem modernen Staate neben dem Volksunterricht als eine ganz besondere Aufgabe zu. Er muß darüber wachen, daß sich das wirtschaftliche Gleichgewicht nicht zum Nachteil der vaterländischen Produktion verschiebe und muß dafür sorgen, daß diese stets in dem richtigen Verhältnis zur Konsumfähigkeit desjenigen Marktes im In- und Auslande bleibt, auf welchem die einheimische Industrie konkurrenzfähig ist. Im Interesse des Staates liegt es, daß möglichst alle wirtschaftlichen Kräfte produktive Verwendung finden. Sicherung des eigenen Marktes durch Anwendung des Schutzsystems und eventuell staatliche Subvention zum Zweck der Gewinnung ausländischer Absatzgebiete ist daher Pflicht des Staates. „Die begabteren Nationen,“ sagt List, „können und müssen nach Maßgabe ihrer Fortschritte mit ihren Systemen wechseln, indem sie durch freien Handel mit weiter vorgerückten Nationen sich aus der Barbarei erheben und ihren Ackerbau emporbringen; alsdann durch Beschränkungen das Aufkommen ihrer Manufakturen, ihrer

Fischereien, ihrer Schiffahrt und ihres auswärtigen Handels befördern und endlich, auf der höchsten Stufe des Reichtums und der Macht angelangt, durch allmähliche Rückkehr zur freien Konkurrenz auf den eigenen wie auf den fremden Märkten ihre Landwirte, Manufakturisten und Kaufleute gegen Indolenz bewahren und sie anspornen das erlangte Übergewicht zu behaupten." Der absolute Freihandel steht mit der historischen Entwicklung des Handels in Widerspruch; internationale Arbeitsteilung ohne Gegenseitigkeit führt zum Ruin des nationalen Staates, da mit den materiellen Interessen zugleich die physischen und geistig-sittlichen Eigenschaften der nationalen Volkskraft tödlich getroffen werden.

II.

Der Ursprung der Sprache.

Unter Sprache im allgemeinen verstehen wir alle diejenigen Bewegungserscheinungen, durch welche ein lebendes Wesen seine innern psychischen Vorgänge, Empfindungen, Begehrungen, Anschauungen, Vorstellungen, Gedanken und Gefühle, zum Zwecke der Mitteilung an andere äußerlich kundgibt.

Wir fragen zunächst, wie solche Kundgebungen eines geistigen Innern physiologisch zustande kommen.

Jeder Teil des Körpers wird von zwei Zentren beherrscht, dem Herzen und dem Gehirn oder Rückenmark. Die Herzthätigkeit reguliert den Blutumlauf; vom Herzen gehen die Blutgefäße, von der zusammenhängenden Nervenmasse des Gehirns und Rückenmarks gehen die Nerven aus, die zuerst ganze Nervenstämme und Nervenstränge bilden, bis sie sich als zarte weiße Fäden durch den ganzen Körper verzweigen und zuletzt dem bloßen Auge unsichtbar werden.

Das Nervensystem teilt sich somit in das zentrale und peripherische. Fast alle Nerven des Körpers gehen vom Rückenmark aus. Die peripherischen Nerven bestehen aber wieder aus Nervenfasern doppelter Art. Die einen führen

Anregungen des Gehirns durch Vermittlung des als Leitungsapparat dienenden Rückenmarks den Muskeln zu, welche sich durch Einwirkung der in sie hineingewachsenen Nerven zusammenziehen, d. h. verkürzen. Das Anziehen des Muskels wird durch die Sehnen auf die festen Gewebe des Körpers, insbesondere auf die Knochen übertragen, die sich dann in ihren Gelenken bewegen.

Die Nerven, welche so den Reiz von Gehirn und Rückenmark (zentrifugal) zu den Muskelfasern leiten und hier die Kontraktion und die damit verbundene Bewegung hervorrufen, heißen Bewegungs- oder motorische Nerven.

Die anderen Nerven, welche die Anregungen oder Reize der Haut nach dem Gehirn (zentripetal) leiten und hier Empfindungen zum Bewußtsein bringen, heißen Empfindungs- oder sensible Nerven. Dieselben sind je einem innern Sinne, der spezifisch empfindet, zugeordnet. Die verschiedenen Reizflächen der Haut, die Haut selbst und ihre Differenzierungen, Auge, Ohr, Nase, Zunge, in denen die Sinnesnerven sich ausbreiten und den Impuls empfangen, werden daher Sinnesorgane genannt.

Betrachtet man die Entwicklung der Sinne beim neugeborenen Kinde, so fällt die anfänglich geringe Empfindlichkeit derselben auf. Die Neugeborenen sind eben, wie Virchow sagt, bloße Rückenmarkswesen. Die erste Lebensäußerung des Kindes, das Schreien, welches irrtümlich so oft als eine Willensäußerung gedeutet wird, ist zunächst wie das Atmen, Niesen, Husten und das Regen der Glieder eine reine Reflexbewegung, d. h. diese Bewegungsformen sind unwillkürliche Vorgänge im Organismus, Muskelzusammenziehungen, die in automatischer Weise nach bestimmten Nervenerregungen des Rückenmarks erfolgen, wobei Bewußtsein und Wille noch

völlig ausgeschlossen sind. Diesen Bewegungen fehlt eben noch die beherrschende und regelnde Kraft des Gehirns, welches der Sitz des Bewußtseins und der bewußten Willensimpulse ist. Je mehr aber das Gehirn sich entwickelt — und es nimmt im ersten Jahre mehr an Volumen zu, als in dem ganzen späteren Leben zusammengenommen — um so mehr wird es befähigt, Eindrücke von der Außenwelt aufzunehmen und dieselben in Empfindungen zu verwandeln. Die Empfindungsnerven regen das Gehirn immer mehr zur Thätigkeit an, und indem dieses auf uns unbekannte Weise mit ihnen und durch sie thätig ist und durch die hemmenden Nerven die überflüssigen Bewegungen hat beherrschen lernen, regiert es den ganzen Körper als ein bewußter, verständiger Wille. So währt es denn auch schon bei dem neugeborenen Kinde nicht so gar lange, bis sich seine Sinne entfalten und es eine Empfindung seines eigenen Zustandes erhält. Die stetig wiederholte Befriedigung seines Nahrungsbedürfnisses, welches sich, wie wir sahen, in dem Reflexschrei äußert, läßt, wie auch die der erwarteten Befriedigung voraufgehende Anstrengung des Schreiens, allmählich Erinnerungen zurück, die sich mit einander trotz ihrer Verschiedenartigkeit zu einer Einheit verbinden. Diese Einheit verschiedenartiger Vorstellungselemente ist nun die Grundthatsache, aber auch das Grundproblem aller psychischen Vorgänge. Die Erinnerung an frühere Nahrungsbefriedigung wird jetzt zu einem psychomotorischen Impuls, der vom Gehirn aus die Schreibewegung auslöst. Der anfangs unbewußte und ungewollte, rein reflektorische Effekt des Schreiens wird damit zum ersten zweckbewußten Willensakt. Das Kind schreit jetzt, um seine körperlichen Bedürfnisse befriedigt zu erhalten, ja es lernt, je mehr seine Umgebung dem Schreien Folge gibt, um so mehr die

Vorteile desselben für sich erkennen, und so schreit es aus bloßer Langeweile, um beschäftigt zu werden, vor Kälte, vor Schmerz, aus Furcht, kurz es gestaltet sein Schreien zu der zweckmäßigsten Schutzbewegung, deren es fähig ist, und weiß dasselbe schließlich zur Kundgebung sehr verschiedener Empfindungen zu modulieren.

Ist nun in dieser Bewegungsform des Schreiens nicht schon das enthalten, was wir Sprache nannten? Gewiß, aber der Schrei des Kindes bleibt trotz der möglichen Modulation ein bloßer Gefühlslaut, der auch den Tieren eigen ist. Mit diesen hat der Mensch bis zu einem gewissen Grade auch die Gebärdensprache gemein, deren sich auch schon das Kind als Ausdrucksmittel innerer Erregungen bedienen lernt. Auch hier ist die ursprüngliche Form der Ausdrucksbewegung diejenige, in welcher der den Empfindungsnerv treffende Reiz auf einen Bewegungsnerven übertragen wird, d. h. die Reflexbewegung. Obwohl sie mechanisch zustande kommt, so ruft sie doch eine Ausdrucksbewegung hervor, die der Zweckmäßigkeit keineswegs entbehrt. So beruht die dem Menschen wie dem Tiere eigentümliche Schreckbewegung, das unwillkürliche Zurückfahren mit einem einzelnen Körperteile oder das unwillkürliche Ducken im Momente der Gefahr auf dem ursprünglich nicht zweckbewußten allgemeinen Kontraktionstriebe, der in dem angeborenen Reflexmechanismus des Rückenmarks wurzelt. Bei größerer Vollkommenheit des Gehirns werden nun auch diese Bewegungen vom Willen abhängig. Die vom Zentralorgan des Gehirns ausgehenden Impulse werden aber zuerst in jenen Nervenbahnen sich entladen, mit welchen durch jene Reflexmechanismen ohnehin eine durch Gewohnheit und Vererbung gewonnene Verbindung besteht. So kommt es denn, daß die Ausdrucksbewegungen in

ihren elementaren Formen nicht nur bei allen Menschen, sondern auch bei Tieren und Menschen eine gleichartige ist.

Der Mensch aber bildet sie weiter aus zu einer bewußten Gebärdensprache.

Da die durch innere Erregung, durch Lust oder Unlust der Empfindung veränderte Innervation (d. h. Spannungszustand der Nerven und der von ihnen beeinflußten Muskeln) sich in bestimmten Ausdrucksbewegungen des Körpers verrät, wodurch wir sogar veranlaßt werden, die Qualität der Affekte „durch die Ideeen der Erregungen des Körpers aufzufassen" (Spinoza) und nach dem Innervationsgefühle zu benennen (z. B. Abspannung, Angst, Beklemmung, Albdrücken), so vermögen wir durch willkürliche Hervorbringung solcher Ausdrucksbewegungen die innere Seelenstimmung anzudeuten und anderen davon Mitteilung zu machen. Die Gebärdensprache der Taubstummen beweist sogar, daß diese Zeichensprache vermittelst der mimischen Bewegungen des Antlitzes und der damit verbundenen Gestikulation einer großen Ausbildung fähig ist. Ja wir hören von wilden Horden, bei denen die Gebärdensprache das einzige Verständigungsmittel ist. Gleichwohl ist dieses doch nur von beschränkter Ausdrucksfähigkeit und immerhin der Vieldeutigkeit unterworfen.

Den mit gesunden Sinnen ausgerüsteten Menschen bot sich ein weit geeigneteres Verständigungsmittel dar, zu dessen Auffindung ebenfalls der angeborene Reflexmechanismus die Anleitung gab, und welches im Prinzip schon das erste schreiende Kind gefunden hat, — die Lautsprache.

Sie besteht in der Verbindung der im Kehlkopf erzeugten Töne mit Lauten oder Geräuschen, welche an verschiedenen Stellen der Mundhöhle durch den Ausatmungsstrom hervor-

gebracht werden.*) Bestimmte Reihen artikulierter Laute ergeben die Wörter, welche als Merkzeichen für die Vorstellungen dienen.

„Den stärksten Drang die innere Erregung, das Gefühl von Liebe, Zuneigung, Sympathie u. s. w. in Lauten und Worten kund zu geben, haben sicher schon in primitiver Zeit naturgemäß die Eltern gegenüber den Kindern empfunden. Der Drang dazu mußte auf die Phantasie, die innere Gestaltungskraft wirken und diese auf die Sprachorgane, um die dem Gefühle entsprechenden, konformen Töne hervorzubringen, die zu Worten gestaltet werden konnten. Insofern haben sicher die Mütter einen besonderen Anteil an den ersten allerdings noch unbestimmten Anfängen der menschlichen Sprache. Die mütterlichen Töne, die allerlei Gefühle dem Kinde gegenüber durch eigentümliche Färbung zum Ausdruck bringen, sind nicht Interjektionen, sondern sind als wirklich brauchbares Material für Wortbildung zu betrachten, enthalten sogar zugleich Stoffliches und das Seelische des Ausdrucks in sich, dem bald eine bestimmtere Form gegeben werden konnte."**) Daß die Wort- oder Lautsprache bei der Feinheit und Eindeutigkeit der in ihr dem Ohre sich kundgebenden Artikulationsunterschiede die Gebärdensprache überflügeln mußte und sogar ganz überflüssig machen konnte, ist nicht zu verwundern. Auch daß die Fähigkeit feinster Artikulation und das Vermögen, die Unterschiede mit dem Gehör aufzufassen, erst das Endresultat einer langen, von Generation zu Genera-

---

*) Über die Entstehung der einzelnen Laute vergleiche man das vierte Kapitel.

**) J. Frohschammer, Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München 1883.

tion fortgesetzten Entwicklung ist, wird von vornherein deutlich sein. Man braucht nur die Sprache zivilisierter Völker mit der von Naturvölkern zu vergleichen, deren Wortsprache vielfach noch so unvollkommen ist, daß sie zur Vervollständigung derselben die Gebärdensprache nicht entbehren können. Das zunehmende Bedürfnis der Mitteilung wandelte die Sprachwerkzeuge ganz allmählich zu immer vollkommeneren Organen um, die sich vererbten und nun wieder beim Kinde bestimmend auf die Lautsprache zurückwirken.

Wie war es aber möglich, daß der Laut zu einem allgemein verständlichen Zeichen für die Vorstellung wurde? Wie konnte die Sprache ein Organ der Gedankenmitteilung werden? Erst mit dieser Frage beginnt das Problem der Sprachschöpfung, mit dem, wie Herder sagt, nur die Frage nach dem Ursprung des Lebens an Wichtigkeit sich messen kann, und welches daher die hervorragendsten Denker in alter und neuerer Zeit beschäftigt hat.

Schon bei den älteren griechischen Philosophen formulierte sich die Frage nach dem Ursprung der Sprache nach den beiden einander entgegenstehenden Ansichten: Naturnotwendigkeit oder menschliches Übereinkommen, φύσει oder θέσει?

Nach Heraklit und Epikur ist die Sprache durch den natürlichen Zusammenhang des Wortes mit dem durch dasselbe bezeichneten Dinge entstanden; Worte sind als Naturlaute dem Menschen angeboren. Dann müßten aber doch Worte und Vorstellungen bei allen Menschen übereinstimmen.

Nach Demokrit und Aristoteles ist die Sprache nach willkürlichem Übereinkommen gebildet worden. Worte sind tönende Bilder, ἀγάλματα φωνήεντα, zum Zwecke der Verständigung erfundene Zeichen.

„Dann hätten jene ersten Menschen eine die heutige Menschenvernunft unendlich überragende Weisheit besitzen müssen." (N.) Eine so hoch entwickelte geistige Kraft, wie sie bei dieser Annahme vorausgesetzt wird, konnten sie ohne Vermittlung der Sprache nicht erlangen.

Plato erkannte ganz richtig, daß nur die äußere Lautform des Wortes auf Willkür beruhe. Es komme nur darauf an, daß die Worte das Wesentliche der Dinge aussprechen oder mit anderen Worten die Dinge richtig nachahmen. Aufgabe der Sprache sei, uns ein Bild vom Wesen der Dinge zu verschaffen und sie leiste dies, indem sie die allgemeinen Eigenschaften der Dinge durch Laute ausdrücke.

Daß die Frage nach dem Ursprung der Sprache damit nicht beantwortet ist, leuchtet ein. Von den mannigfachen Theorieen, die in neuerer Zeit zur Lösung der Frage versucht sind, wollen wir nun nur die von Ludwig Noiré im Anschluß an die bedeutendsten Sprachforscher (Herder, Hamann, Wilh. von Humboldt, Jakob Grimm, Lazarus Geiger, Max Müller, Steinthal) entworfene Theorie*) in der Kürze darstellen, da sie in der That eine wirklich befriedigende Erklärung gibt.

Noiré bemerkt, daß, so oft unsere Sinne erregt und unsere Muskeln in lebhafter Thätigkeit sind, wir im Ausstoßen von Lauten eine Art Erleichterung fühlen. Besonders wenn Leute in Gemeinschaft arbeiten, wenn Bauern graben oder dreschen, wenn Matrosen rudern, wenn Soldaten marschieren, so sind dieselben geneigt, ihre Beschäftigung mit rhythmischen Äußerungen zu begleiten. Diese Äußerungen, Laute, Ausrufe, dieses Summen und Singen sind Reaktionen gewisser durch große Anspannung einzelner Muskelgruppen unwillkürlich mit-

*) Ludwig Noiré, Der Ursprung der Sprache. Mainz 1877.

innervierter Muskeln. Wir fügen hinzu, daß auch die Neigung zu rhythmischen Äußerungen und Bewegungen in dem Reflexmechanismus ihren natürlichen Grund haben mag, insofern ja Nervenerregung und Muskelkontraktion in regelmäßiger Abfolge zu einander stehen.

In der gemeinsamen Arbeit, in der Sympathie der Thätigkeit findet nun Noiré den Ursprung der Sprache.

„Wie Weinen und Lachen, die uns so unmittelbar vertrauten Auslösungen ethischer Gemütserregungen, aus der Gemeinsamkeit der Empfindung, aus dem erhöhten Gemeingefühl einer Gesamtheit hervorgehen, so brach der erste Sprachlaut hervor als der die gemeinsame Thätigkeit begleitende Ausdruck des erhöhten Gemeingefühls."

Es war die auf einen gemeinsamen Zweck gerichtete gemeinsame Thätigkeit, auf welche ja der Mensch durch den ihm von der Natur auferlegten Kampf ums Dasein sich hingewiesen sah, „es war die urälteste Arbeit unserer Stammeltern, aus welcher Sprache und Vernunftleben hervorquoll." „Aus der Gemeinsamkeit der Thätigkeit ging der Sprachlaut hervor, der gemeinsam erklingend und gemeinsam verstanden zum menschlichen Worte sich entwickelte. Denn seine Eigentümlichkeit war und mußte bleiben, daß er an eine bestimmte Thätigkeit erinnerte und verstanden wurde." Es sind also die Laute von Anfang an Zeichen für die wiederholte Thätigkeit, welche vom Menschen selbst ausgeübt und von ihm selbst wahrgenommen wurde, die aber nur als Begriff in seiner Erinnerung fortbestand. Denn jede wiederholte Thätigkeit kann in der Erinnerung nur ein Begriff für uns sein, insofern das Viele als Eines, und das Eine als in dem Vielen enthalten aufgefaßt wird. „Somit ist der Inhalt der Sprache schon auf ihrer ersten Stufe Gedachtes," und der Laut

dient als eine materielle Stütze des Gedächtnisses, da er ein Mittel wird, in der Erinnerung haftende Vorstellungen des Gemeinsamen zu bezeichnen, zu reproduzieren und bei anderen die gleichen Vorstellungen und Beziehungen zu wecken.

Mit verschiedenartigen Thätigkeiten verbanden sich verschiedene Laute, die aber alle, da sie nicht von einem einzelnen, sondern von mehreren in derselben Arbeit vereinigten Menschen geäußert wurden, auch zu gleicher Zeit allgemein verständlich waren. „Alle Dinge treten eben in den menschlichen Gesichtskreis, d. h. sie werden erst zu Dingen in dem Maße, als sie menschliche Thätigkeit erleiden, und darnach erhalten sie ihre Namen.“ Die verschiedenen Farben wurden z. B. nachweislich in der Sprache erst unterschieden in der Abfolge, in welcher man die natürlichen und künstlichen Farbstoffe anwenden lernte. Durch diesen Nachweis erklärt sich der nicht nur in der Sprache der Naturvölker, sondern auch bei den alten Indern und Hebräern und sogar noch in der Sprache Homers hervortretende Mangel an Ausdrücken für die verschiedenen Farben, ein Mangel, auf den Geiger die Theorie aufzubauen gesucht hat, daß sich der Farbensinn beim Menschen erst in historischer Zeit entwickelt habe. Carus Sterne aber zeigte, daß es sich hierbei lediglich um eine Unvollkommenheit resp. Wortarmut der älteren Sprachen, aber nicht um eine Unvollkommenheit des Auges handle, sofern dem Naturzustande näherstehende Völker stets nur Worte zur Bezeichnung derjenigen Farben hätten, die sie zu färben verständen, weshalb besondere Ausdrücke für die Zwischenfarben, Lila, Violett und andere erst in ganz modernen Zeiten in Gebrauch gekommen seien. Auch darauf macht Carus Sterne mit Recht aufmerksam, daß man in der Natur viel häufiger rote und gelbe Erdfarbstoffe als grüne und blaue vorfinde, woraus

sich erkläre, daß die meisten Sprachen ältere und feststehende Bezeichnungen für rot und gelb als für blau und grün besitzen. Endlich sind Rot und Gelb bei Naturvölkern beliebtere Farben, weil sie leuchtender und in der Natur weniger hervortreten, als Blau und Grün.

So lange der Mensch nur mit den Händen die Erde ausgegraben, genügte ihm die eine Vorstellung des Grabens. Das natürliche Objekt des Grabens ist aber die Grube, die er als Wirkung seiner Thätigkeit wahrnahm und welche als äußerlich Vorhandenes wieder an die Thätigkeit erinnerte. Auch „die durch die Arbeit am Gegenstande hervorgerufenen Wirkungen und Modifikationen verschwisterten sich mit den Lauten, welche die Thätigkeit begleiteten", und so gewannen diese Laute weitere Bedeutung. Aus der die Thätigkeit nur im allgemeinen bezeichnenden Verbalwurzel entwickelte sich das Substantiv, der Name des Dinges, welches durch die Thätigkeit gewirkt, hervorgebracht war.

Bediente sich dann der Mensch bei Ausübung einer Thätigkeit eines Werkzeuges, brauchte er z. B. zum Graben einen Stein, so mußte dieser Begriff des Grabens auch am Steine haften bleiben; nun war der Stein der Graber, von dem das Gegrabene unterschieden wurde, bis der Mensch sich auch der eigenen freien Thätigkeit bewußt ward und so das Thätigkeitswort in seinem wahren Sinne und vollen Umfange entstand. „Menschliche Thätigkeit ist der letzte Begriffsinhalt aller Sprachwurzeln, aus denen die uns bekannten Sprachen hervorgegangen sind." Die täglich sich wiederholenden einfachen Beschäftigungen der Menschen, wie Flechten, Stoßen, Reiben, Graben, Aushöhlen u. a., haben die ersten Begriffe geliefert. Durch die die Thätigkeit begleitenden charakteristischen Laute wurden diese in das Licht des Bewußtseins gehoben. Der

Laut gab dem anfangs noch unbestimmten, schwebenden Begriff erst ein festes Gepräge, die Form, in welcher er in dem Flusse des mechanischen Vorstellungslaufes festgehalten und jederzeit reproduziert werden konnte. Denn nach den psychologischen Gesetzen der Association verbinden sich durch die wiederholte Thätigkeit Laut und Begriff dergestalt miteinander, daß nun im Innern der Psyche der wahrgenommene Laut unmittelbar den Begriff und dieser die Vorstellung des Lautes auslöst, dir ihrerseits wieder leicht zu einem psychomotorischen Impuls wird, der den Laut selbst unwillkürlich hervorruft.

In dieser innigen Verkettung (Komplikation) hat sich nun auch im großen Sprache und Vernunft entwickeln müssen. Beide bedingen sich wechselweise wie Empfindung und Bewegung, deren Formen sie sind. Nur in der Wechselwirkung miteinander haben sie Leben und Wachstum. Wie das organische Leben aus der Zelle, so geht auch das geistige Leben aus wenigen und einfachsten Begriffs- und Sprachelementen hervor (den ganzen Sprachschatz glaubt man aus 15—20 Grundelementen ableiten zu können), die in der Einheit des Bewußtseins sich decken, in Wahrheit aber nach eigenen Gesetzen sich entwickeln.

Ist die Sprache eine von psychischen Wesen vollzogene geistige Thätigkeit, welche Laute schafft, deren Wahrnehmung in anderen die gleiche innere Thätigkeit anregt, so kann sie auch nur von physiologischen und psychologischen Gesetzen beherrscht sein. Die ungeheure Wandelbarkeit der Laute ist nun, wo sie das Prinzip der Lauterhaltung durchbricht, einerseits physiologisch bedingt durch die Neigung des sprechenden Menschen, alle Sprachbewegungen mit dem zur Erreichung des Verständnisses geringst erforderlichen Aufwand von Muskelanstrengung auszuführen. Dadurch mußte besonders in den weniger bedeutungsvollen Silben das sinnliche Element der

Sprache, der Laut, sich kontinuierlich verändern. Die durch eine solche Bequemlichkeit des Sprechens entstehende Verschmelzung mehrerer Silben unter einen Hauptaccent heißt **Assimilation**. Andererseits ist die Lautveränderung psychologisch bedingt. Die Wirkungen der physiologischen Lautgesetze erfahren zahlreiche Durchkreuzungen und Aufhebungen durch den psychischen Faktor. Nach den psychologischen Gesetzen der Association gehen Sprachformen im Momente des Sprechens mit verwandten oder ihnen nahe liegenden anderen Formen eine unbewußte Verbindung ein und werden nach dem Muster dieser letzteren lautlich umgestaltet d. h. formal beeinflußt.

Werden verschiedene Formen eines und desselben **Wortstoffes** oder verschiedene aus der gleichen Wurzel oder dem gleichen Stamme abgeleitete Wörter mit den vorherrschenden Formen derselben Sippe ausgeglichen, so können wir dieses Prinzip **stofflicher** Ausgleichung wohl am besten als **Lautassociation** bezeichnen (z. B. rauh statt rauch, wie es in dem Kompositum rauchwaren erhalten ist, nach Analogie von rauher, rauhe; schuh und floh aus mhd. schuoch und vloch nach Analogie von schuhes, schuhe, flohes, flöhe; fliegst, fliegt statt fleugst, fleugt nach fliege, fliegen; wir starben anstatt sturben; ich biß statt beiß; im Lateinischen erhielten die Nominative arbor und robur ihr r erst durch Lautassociation aus den übrigen Kasus, indem im Lateinischen sowohl als im Deutschen der sog. Rhotazismus im Inlaut früher eintrat als im Auslaut, cf. ich war von wesen nach Analogie vom Pluralis wir waren u. s. w.)

Vollzieht sich die Ausgleichung zwischen den in Funktion und Bedeutung einander entsprechenden Formen verschiedener Wörter oder zwischen den entsprechenden Bildungen aus ver-

schiedenen Wurzeln oder Stämmen, so heißt dieses Prinzip formaler Ausgleichung d. h. der Formübertragung auf dem Wege der Analogie Formassociation.*) Hierher gehören die in allen Sprachen so häufigen sogenannten Metaplasmen, Heteroklisien u. dergl., Formen wie Regierungsrat, Geburtstag, Liebesgram u. a.

Wie sich die Laute, so weit nicht Analogiebildungen vorliegen, mit genau formulierbarer Gesetzmäßigkeit innerhalb eines bestimmten Sprachgebietes, meist unmerklich fortschreitend, differenzieren und verwandeln, selbstverständlich jedoch ohne daß alle Übergangsformen erhalten bleiben, während anderseits Spracherscheinungen einer früheren Periode sich bis in eine spätere erhalten und so Ausnahmen von den sonst beobachteten Thatsachen des Lautwandels erklären können, so befindet sich auch der gesamte Begriffs- und Verstellungsinhalt, der den Worten zukommt, in einem Verschmelzungsprozeß und zwar in einer noch rascheren Umwandlung und Entwicklung. Die Welt der Vorstellungen wird von den willkürlichen Einwirkungen des selbstbewußten Geistes weit mehr berührt, als die Welt der Laute, deren Wandel sich mehr oder minder mechanisch vollzieht, ohne daß wir den Grund des Vorganges anzugeben vermöchten. So kommt es denn, daß nicht nur zu der Abweichung des Lautes überall die der Bedeutung sich gesellt, sondern das auch ein und dasselbe Wort oft eine seiner ursprünglichen Bedeutung ganz entgegengesetzte, stets aber inhaltsvollere Bedeutung annimmt. Der

---

*) H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle 1880, S. 103 fl. H. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax. 2. Aufl. Colberg 1883, S. 32 fl. Vergl. hierzu jedoch Georg Curtius, Zur Kritik der neuesten Sprachforschung, Leipzig 1885.

neu zuströmende Erfahrungsstoff liefert neue Vorstellungselemente, die mit ursprünglich gewonnenen verschmelzen und die Gesamtvorstellung erweitern. „Dem Römer war in dem Worte moneta anfänglich noch die Vorstellung des Tempels der Juno Moneta und die der Münzwerkstätte enthalten. Als aber das Wort allmählich auf das Erzeugnis dieser Werkstätte, die Geldmünze, übertragen wurde, kam dem so entstandenen Verschmelzungsprodukte allmählich sein erster Bestandteil abhanden.“ „Indem in einer redenden Gemeinschaft verwickeltere soziale Verhältnisse sich einstellen, gewinnen auch gewisse Bezeichnungen eine verwickeltere Bedeutung. Meist ist die Folge dieses Einflusses eine Rangerhöhung der Wörter, über der ihre ursprüngliche Bedeutung verloren geht. Niemand erkennt mehr in dem „Marschall“ den Roßknecht, in dem „König“ den Familienvater, in dem „Minister“ den kleineren Mann, und das englische „Knight“ erinnert nur noch in der Schrift an den deutschen Knecht. Der umgekehrte Erfolg, eine Rangerniedrigung des Wortes, stellt sich, wie die Geschichte der Sprache lehrt, nicht selten durch den bloßen Gebrauch ein. So ist unser „Herr“, das altdeutsche Heriro, der Höhergestellte, ein Titel geworden, der keinerlei Auszeichnung mehr einschließt, und das alte „magedin“, die Maid, ist in unserer modernen „Magd“ zu einer Bezeichnung herabgesunken, die höchstens noch für die niedrigste Klasse weiblicher Dienstboten verwendet wird.“ (Wundt.) Solche Rangerniedrigung der Wörter wird dann Veranlassung dazu, Fremdwörter in die Sprache aufzunehmen, an denen die Rangerhöhung wieder zu fein nüanciertem Ausdruck kommt. Wie die neu entstehende Bedeutung reichere Beziehungen darbietet als diejenige, aus der sie hervorging, so ist dieser Verschmelzungsprozeß der Vorstellungen einer der wichtigsten Hebel

der fortschreitenden Entwicklung des Bewußtseins. Die Vieldeutigkeit eines Wortes (Homonymie), welche, wie das Ägyptische zeigt, der Sprache ursprünglich eigentümlich ist, entsteht auch durch die geschichtliche Aufeinanderfolge verschiedener Gebrauchsweisen und ist uns ein objektives Spiegelbild für die jeweilige Entwicklung des Denkens. Oft freilich wirkt auch ein zufälliger Gebrauch (z. B. eines an sich gleichgültigen Wortes im lobenden oder tadelnden Sinne) auf den Bedeutungswechsel der Wörter ein.

Aus einem geringen Vorrate ursprünglicher Vorstellungen, die in den Sprachwurzeln ausgedrückt sind, geht das reiche Begriffssystem der entwickelten Sprachen hervor. Wie die Laute im Assimilations- und Dissimilationsprozesse sich wandeln, so sind auch die Vorstellungen in beständigem Fluß; sie verengern und erweitern, verschieben und verdichten sich, bis wiederum in einer späteren Periode der Verständlichkeit zuliebe die verschmolzenen Vorstellungselemente sich teilen und dem entsprechend auch die Wortkomplexe wieder in gesonderte Wörter sich auflösen, deren jedes einen Teil der Gesamtvorstellung ausdrückt, die in dem ganzen Worte enthalten war (z. B. amavi = j'ai aimé). Der lautliche Verwitterungsprozeß löst die Flexionsformen auf, und zum Ersatz treten Präpositionen, Pronomina und Hilfszeitwörter ein, durch welche, wie in der beginnenden Sprachperiode, das denkende Bewußtsein die Vorstellungen wieder nur nacheinander sich vergegenwärtigt, um sie zu Gesamtvorstellungen zusammenzufügen. So zeigt auch die Sprachentwicklung einen Kreislauf, aus dem aber das Denken stets bereichert hervorgeht. In der geistigen Natur gibt es so wenig als in der körperlichen einen Sprung, und wo die Entwicklung unterbrochen erscheint, sind nur die Übergangsformen geschwunden. „In

allen Sprachen," sagt Lazarus Geiger*), „entwickeln sich nicht nur im wesentlichen die gleichen Begriffe, sondern gleiche Begriffe gehen immer aus gleichen, meist nur unbestimmteren und allgemeineren, hervor. Nur in dem Zusammentreffen des Lautes mit dem Begriffe gehen die Sprachen auseinander" (z. B. sehen, to look, video, ὁραω). Der Weg beginnender und fortschreitender Erkenntnis und Benennung war der, daß der Mensch an das ihm Bekannte, welches zunächst, wie wir sahen, die eigene Thätigkeit war, anknüpfte und durch Vergleichung mit den ihm geläufigen Vorstellungen alles auffassen und durch Worte bezeichnen lernte, was seine Aufmerksamkeit erregte. Hatte er z. B. das Wurzelwort sku, mit welchem der Indogermane die allgemeine Vorstellung des Deckens und Schützens verband, so konnte er an diese Wurzel sehr verschiedene Vorstellungen anlehnen, soweit diese in ihrem wesentlichen Merkmale für seine Einbildungskraft übereinstimmten, und dies war z. B. bei jener Wurzel der Fall für die Vorstellungen: Haus, Haut, Hütte, cutis, scutum, σκευή u. s. w.

Von der engen Sphäre der menschlichen Thätigkeit ausgehend hat sich die Anwendung der Sprachwurzeln an dem Faden der Analogie in allmählicher Entfaltung über ihr ganzes späteres Gebiet verzweigt. In der Konkurrenz der zur Bezeichnung sich darbietenden Wurzeln und der ihnen angeschmolzenen Vorstellungen entschied die Analogie eines einzigen, oft zufällig aufgefaßten Merkmals, welches zur Auffassung und geistigen Aneignung (Apperception) der ganzen Anschauung diente und die Bezeichnung bestimmte. Die Verschiedenheit

*) Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1869—72.

der Sprachen liegt demnach nicht nur in der zufälligen Verschiedenheit der Lautkomplexe, sondern auch in der abweichenden Art, wie die einzelnen Merkmale der Anschauungsobjekte auf Grund subjektiver Auffassung zu Symbolen und Repräsentanten des ganzen Anschauungsbildes verwandt, d. h. wie die Begriffe gewonnen wurden. Die Wurzel mar bezeichnet im Sanskrit die Thätigkeit des Zerreibens, Zerbröckelns. Mit dieser appercipierte der Lateiner die Erscheinungen von Krankheit und Tod, morbus und mors, die ihm als dunkle Zerreiber erschienen; unter der gleichen Vorstellung erschien ihm der Kriegsgott Mars als der Zermalmer, das Meer als das Zerreibende oder Zerriebene, während der Grieche die Wasserwüste als die Länder verbindende Brücke *πovτος* auffaßte. Dagegen verknüpfte der Grieche mit der Vorstellung des Zerreibens die Anschauung des Kämpfens *μαρναμαι*, welches ihm als ein sich aneinander reiben erschien. Den Prozeß des Zerreibens faßte der Indogermane auch als das Charakteristische auf in dem Vorgange des Mahlens und Malens (Das r ist zu l erweicht.) Die Allgemeinbegriffe sind nicht Abstraktionen, sondern die ersten Wahrnehmungen. Der sprachbildende Geist hat, wie wir schon sahen, die Sprache geschaffen, indem er aus der Fülle von Eigenschaften, die einem jeden Gegenstande anhaften, eine einzige als besonders charakteristisch heraushob und zum Merkmal machte, durch welches die Vorstellung von dem ganzen Gegenstande appercipiert und jederzeit reproduziert, das Gattungsmäßige erfaßt und das Individuelle diesem untergeordnet werden konnte. So hat in einzelnen Fällen späterer Sprachentwicklung auch die bloße Schallnachahmung (Onomatopöie) z. B. von Tierlauten zur Benennung des Tieres geführt (z. B. *βους*, bos; Kuckuck). Der wahrgenommene Laut des Tieres verhilft zur Vorstellung

des ganzen Tieres. Dadurch, daß an einem Gegenstande eine größere Anzahl von Merkmalen aufgefaßt und in einer und derselben Sprache ausgedrückt wurde, entstanden die Synonyma, unter denen dann diejenigen Wortformen, welche das Charakteristische des Gegenstandes, die vorherrschende Vorstellung am besten bezeichneten, zum eigentlichen und allgemein anerkannten Namen wurden. So bedeutet das Wort „Sonne“ (von der Wurzel su, erzeugen) den Erzeuger. Zur Namengebung hätten aber auch ebensogut andere Merkmale führen können, denn sie heißt auch; die glänzende, warme, goldene, der Erhalter, der Zerstörer, der Wolf, der Löwe, das Himmelsauge, der Vater des Lichts und des Lebens u. s. w.

Auch zwischen den Worten zeigt sich ein fortgesetzt wirkender Kampf auf Leben und Tod, in welchem das Untaugliche in Vergessenheit gerät und wieder abstirbt, die glücklich und fruchtbar ausgeprägten Wortformen aber siegreich bleiben, im allgemeinen Gebrauch sich befestigen und zu immer bequemerer Handhabung abschleifen. Durch immer größere Lautdifferenzierungen und in diese hineinwachsende Begriffserweiterungen und Begriffsnüancierungen hat die Sprache immer größere und bestimmtere Ausdrucksfähigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts gewonnen, und als das Produkt der Auslese erscheint zuletzt die vollkommene Zweckmäßigkeit, mit welcher Laut und Begriff zum Aufbau des gesamten geistigen Lebens zusammentreffen und ein Glied der Sprach- und Vorstellungskette organisch in das andere sich einfügt.

In der Sprache sind die Ergebnisse der geschichtlichen Denkprozesse fixiert und verdichtet. Das Wesen einer jeden Sprache wird aber vor allem bestimmt durch die Art und Weise, wie in ihr die Bedeutung, der Begriff, gewonnen und ausgeprägt ist. Die Bedeutungslehre (Etymologie) zeigt an

jedem Worte, wie sich der Mensch am Ganzen erst des Einzelnen klar bewußt wird und durch dieses erst sich der Gesamtvorstellung bemächtigt. Die Sprachgestaltung eines Volkes ist daher das treue Spiegelbild der Geisteseigentümlichkeit desselben und die Sprache überhaupt ist ein Abbild der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Vernunft vom ersten Aufdämmern des Begriffes an bis zu ihren erhabensten Ideeen, denn — im Anfang der Vernunft war die That und das Wort.

III.

Sprache und Denken.*)

Die Sprachschöpfung konnte bei der bloßen Benennung (ὄνομα), bei der Ausprägung der Begriffe, nicht stehen bleiben. Die Sprache ist nicht ein abgeschlossenes und fertiges Ganze, sondern eine bestimmten Gesetzen folgende Thätigkeit, „etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes. Sie ist die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.“ (W. v. Humboldt.)

An und mit der Sprache hat sich gleichzeitig das Denken entwickelt. Die Sprache ist die Prägstätte des Gedankens, das Organ des bewußten Denkens. Daß es gleichwohl ein Denken auch ohne das konventionell gewordene Zeichensystem der Worte und Gebärden gibt, beweist, abgesehen von anderen zweckmäßigen willkürlichen Bewegungen und Kundgebungen, besonders das vorsprachliche Schreien der Kinder, welches anfänglich rein reflektorisch, alsbald jedoch vermittelst

*) Th. Ribot, Die experimentelle Psychologie der Gegenwart in Deutschland. (7. Kapitel. Wundt.) 1879. Braunschweig 1881. W. Wundt, Logik. 1. Bd. Stuttgart 1880. M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1863.

des bloßen Empfindungstones eine wirkliche (nur unartikulierte) Sprache wird, d. h. Ausdruck des vorsprachlichen Denkens ist. Durch die Nüancierung des Schreitones weiß das Kind sehr bald seine Empfindungen und Begehrungen kundzugeben, und diese Äußerungen beweisen uns nicht nur das früh auftretende Unterscheidungsvermögen, sondern auch die Festigkeit und Mannigfaltigkeit der Vorstellungsverknüpfungen, deren schon das Kind fähig ist und welche bereits im vorsprachlichen Denken vermöge bloßer Association und Reproduktion zur Bildung von Allgemeinvorstellungen führen. Bis zur vollen Höhe abstrakter Begriffsbildung hat sich jedoch das Denken erst mit Hilfe der Sprache entwickelt, die in der Gemeinschaft der Menschen eine bestimmt artikulierte geworden ist und zum allgemeinen Verständigungsmittel sich entwickelte, indem zunächst der Empfindungston und die Gebärde als das Laut und Begriff associierende und verschmelzende Prinzip wirksam war. Durch die Sprache wurzelt das Denken des Individuums in der Gedankenwelt der Gattung. Beim Sprechenlernen empfangen wir gleichsam als Mitgift ein Kapital vollständig fertig ausgemünzter Begriffe und erhalten mühelos die Anschauungen überliefert, welche unsere Vorfahren von den Dingen hatten und eben in den Worten als einen vererblichen Besitz niederlegten. Sprache und Denken sind in so innige Wechselbeziehung zueinander getreten, daß das Denken über die ihm von der Sprache gesteckten Grenzen nicht mehr hinauszukommen vermag, obwohl es für diese die beständige Grundlage bildet. Das Denken verhält sich zur Sprache wie die Seele zum Leibe, wie die Form zum Stoffe. Die Denkformen finden in den Sprachformen einen mehr oder weniger adäquaten Ausdruck; diese indes wechseln, jene bleiben sich gleich. Daß sich der Denkprozeß in der Zeichensprache

der Mathematik genauer und anschaulicher ausprägt als in den grammatischen Formen der Schrift- und Umgangssprache macht keinen prinzipiellen Unterschied. Und wenn auch die Sprache nicht bloß das rein Logische, sondern auch die Empfindungen und Willensimpulse zum Ausdruck bringt, so erschließt doch eine klare Auffassung der Sprachgesetze einen tiefen Einblick in die Naturgesetze des Denkens. Im wesentlichen haben eben die Verknüpfungsarten des Denkens ihr annähernd vollständiges Abbild in den Verknüpfungsarten einer normal ausgebildeten Kultursprache. Das Denken ist aber nicht auf einzelne Gesamtvorstellungen beschränkt, sondern es besteht in der Zerlegung und Verbindung von Vorstellungen, in der Anerkennung und Verwerfung eines Vorstellungsinhaltes, d. h. im Urteilen. Urteile in Worten ausgedrückt sind Sätze. Sätze bilden, in welchen die Beziehungen, die das Denken zwischen den Anschauungen und Begriffen feststellt, zum Ausdruck kommen, heißt sprechen. Alle wirkliche Sprache besteht im Sprechen. Sprechen ist lautes Denken, der mittelst des Lautes zur Erscheinung gelangende Denkprozeß.

„Die wesentlichen Bestandteile des Denkens sind Begriffe, Urteile und Schlüsse. Die Begriffe und Urteile bilden ein festes Besitztum, welches all unser Wissen und Erkennen in sich faßt. Die Schlüsse aber sind die Hilfsmittel, mit welchen wir jenes Besitztum verwerten und ohne welches alle Begriffe und Urteile ein totes Kapital blieben. Wie wesentlich die Schlüsse für das Denken sind, das erhellt erst deutlich, wenn man betrachtet, wie die Begriffe und Urteile entstehen.

Bevor ich ein beliebiges Urteil, z. B. das Urteil, der Löwe ist ein Tier, bilden konnte, müssen schon mehrere Denkakte vorangegangen sein. Ich kann nicht wissen, daß der Löwe ein Tier ist, wenn ich ihn nicht mit einer Menge an-

derer, teils ähnlicher, teils unähnlicher (Pflanzen, Steine) Objekte verglichen habe.“ Das Vergleichen ist die beginnende Thätigkeit des verknüpfenden Denkens, die Methode, welche schon der Säugling in seinen Tastversuchen übt. „Jedes Objekt ist durch eine Anzahl ihm eigentümlicher Merkmale oder Qualitäten ausgezeichnet, und der Vergleich zweier Objekte kann nur geschehen, wenn ihre Eigenschaften teils ähnlich, teils unähnlich sind. Somit geht das Urteil aus dem Vergleich verschiedener Dinge in bezug auf ihre Merkmale hervor.“ Schon die ersten Sprachversuche, ja das erste Erstaunen des Kindes hat die Bedeutung eines Urteils über die durch Vergleichung verschiedener Eindrücke und Erinnerungen gewonnene Erkenntnis. „Jedes Urteil, welches auf eine Summe von Erfahrungen gegründet ist, entsteht also aus einer größeren Zahl vorhergehender Urteile, welche selbst wieder zum teil bejahend, zum teil verneinend sind; denn wir bestimmen einen Gegenstand, indem wir sowohl sagen, was er ist, als was er nicht ist. Diese Erfahrungsurteile über einen bestimmten Gegenstand sind an sich zusammenhanglos. Sollen sie zu einem Endurteil führen, in welchem ich meine Anschauung des Gegenstandes erschöpfend zusammenfasse, so müssen sie irgendwie in Verbindung treten. Die einzige Form nun, in der Urteile miteinander verknüpft werden, ist der Schluß, welcher eine Anzahl gegebener Urteile verbindet, um ein neues Urteil aus ihnen abzuleiten.“ Wie das Urteil auf einer Vergleichung von Vorstellungen beruht, so der Schluß auf einer Vergleichung von Urteilen. „Und zwar ist dieser Schluß ein Induktionsschluß, weil er vom Besondern zum Allgemeinen geht. Jede Deduktion (der Gang vom Allgemeinen zum Besondern) setzt eine vorhergegangene Induktion voraus, weil das Prinzip, welches der Deduktion

zugrunde liegt, das Resultat und die Zusammenfassung einer Summe vorhergegangener Erfahrungen sein muß. Der Induktionsschluß ebenso wie der Deduktionsschluß besteht aus drei Gliedern:

1) aus den bejahenden Urteilen oder Thatsachen (Cajus und Sempronius sind gestorben);

2) den verneinenden (wir kennen keinen Fall, daß ein Mensch nicht gestorben wäre), ohne welche die bejahenden Thatsachen, so zahlreich sie auch sein mögen, wertlos bleiben;

3) dem allgemeinen Schluß (alle Menschen sind sterblich*)), welcher die Grundlage für die Deduktion liefert.

Diese Erfahrungsurteile sind anscheinend die Elemente unserer Erkenntnis. Doch sie bestehen noch aus einfacheren Elementen. Löse ich ein Urteil in einfachere auf, diese in wieder einfachere und so fort, so gelange ich schließlich zu den primitiven Empfindungen, zu den Wahrnehmungen unserer Sinne als den letzten Merkmalen, über welche wir nicht hinaus können.

Jede sinnliche Wahrnehmung ist aber wieder ein Erfahrungsurteil, das einfachste, das es gibt. Das Gesehene ist weiß, rot, glänzend, körperlich, — das sind Erfahrungsurteile, die unmittelbar in der sinnlichen Anschauung gelegen sind. Sind nun diese Erfahrungsurteile der Wahrnehmung

*) Der zu grunde liegende Vordersatz: „alle Menschen sind sterblich" enthält in dem Ausdruck „alle", wie Avenarius scharfsinnig bemerkt, „nur eine (ungenaue) Repräsentation für die Thatsache, daß man eigentlich mit einem Begriff operiert; genauer formuliert würde der Satz heißen: das Wort „Mensch" repräsentiert einen Begriff, zu dessen Inhalt erfahrungsgemäß das Merkmal der Sterblichkeit gehört." Auch jene Prämisse ist also ein Erfahrungssatz, obwohl „alle Menschen" niemals in der Erfahrung gegeben sein können.

die ersten Denkakte, oder gehen am Ende auch ihnen noch andere vorher?

Wenn ich mir zum Bewußtsein bringe, daß das, was ich sehe, die Farbe Rot hat, so unterscheide ich es von Gelb, Grün, Blau u. s. w., zugleich aber auch von einer Ton- oder Tast- oder Geruchsempfindung. Woran unterscheide ich es? Offenbar an bestimmten Merkmalen, die es für meine Empfindung besitzt. Diese Merkmale sind wieder teils übereinstimmende, teils unterschieden. Grün, Gelb, Rot u. s. w. haben bestimmte Merkmale überein und unterscheiden sich in bestimmten Merkmalen vom Ton, vom Geruch, vom Geschmack. Nun ist aber jedes Merkmal nichts anderes als ein Urteil. Jede sinnliche Wahrnehmung entsteht also schon aus einer Menge teils bejahender, teils verneinender Urteile und die Wahrnehmung selber ist nichts anderes als der Schluß, der aus diesen Urteilen gefolgert wird.

Nicht das Urteil, das in der unmittelbaren sinnlichen Anschauung liegt, ist der erste Denkakt, sondern erst jenes Urteil, welches das einzelne Merkmal der Empfindung feststellt."

Die Empfindungen liefern dem Denken den Stoff. Sie sind das einzige, was dem Bewußtsein ursprünglich und durch den Associations- und Reproduktionsprozeß gegeben ist. Ein Komplex regelmäßig verbundener Empfindungen ist das Reale, was wir einen Gegenstand oder ein Ding nennen. Denn wenn auch die Physiologie nachweist, daß die spezifische Energie der Sinnesempfindungen durch Bewegung erregt wird und demnach die Empfindung als ein Produkt des einwirkenden Reizes und des spezifisch empfindenden Sinnesorganes aufzufassen ist, so sind wir doch nicht imstande, noch über die Natur eines den einwirkenden Reiz verursachenden Gegenstandes außer uns irgend etwas auszusagen. Bei jedem Ein-

druck, den unsere Empfindungsnerven empfangen und zum Bewußtsein bringen, sind uns immer nur psychische Vorgänge, spezifische Reaktionen unseres Nervensystems gegeben, d. h. Empfindungen. Diese sind die elementaren Bestandteile, welche die Psyche nach immanenten Gesetzen zu den komplexen Produkten der Anschauung (Raum und Zeit) und des Denkens (Begriffe, Urteile und Schlüsse) verarbeitet.

Die Vorstellung der uns räumlich gegenständlichen Welt wird durch die motorischen Nerven in unserm Bewußtsein vermittelt. Denn an der in die motorischen Nerven hineingelegten Kraft messen wir den Widerstand des vorgestellten Körpers, und durch den Widerstand, den die Dinge der Erscheinungswelt unserer freien Bewegung entgegensetzten, werden wir veranlaßt, den Gedanken einer Außenwelt zu fassen und die Empfindungen in uns als Wirkungen von Dingen außer uns vorzustellen und als Eigenschaften dieser Dinge zu objektivieren. Wir beurteilen die Gestalt und Form des Gegenstandes durch die an den Grenzen des Widerstandes entlang tastende Muskelbewegung. Dieselbe kommt einem jeden Sinne zu und ist mit jeder speziellen Sinnesempfindung verbunden, da die Sinnesorgane als Differenzierungen der Hautfläche, die Sinnesempfindungen als differenzierte Tastempfindungen sich erweisen. Die auf der Wahrnehmung des Widerstandes beruhende Festigkeit und Gestalt des körperlichen Gegenstandes ist also gleich allen anderen Qualitäten nichts anderes als eine durch Modifikation unseres psychischen Zustandes hervorgebrachte komplexe Empfindung.

Vermittelst der motorischen Nerven entsteht uns die Vorstellung der gegenständlichen Welt, welche wir uns aus dem Material unserer Empfindungen konstruieren, indem wir die nach den verschiedenen Sinnesorganen spezifisch verschiedenen

Empfindungsqualitäten auf Grund der sich gegenseitig bestätigenden und associierenden Empfindungen verschmelzen und zu dem Gesamtbilde vereinigen, welches wir eben als Raum anschauen. Anschauen heißt vorstellen in Raum und Zeit. Die Erscheinungen sind unsere in Raum und Zeit vorgestellten Empfindungen. Der Raum ist die Form der Objekte in der sinnlichen Wahrnehmung, die Zeit ist die Form der innern Wahrnehmung. Die Zeitvorstellung ist die durch das beharrende Bewußtsein des denkenden Subjekts, als ihres Realgrundes, bedingte abstrakte Wahrnehmung des Affiziertwerdens als solchen und die Ordnung der im Gedächtnis fixierten, spezifisch verschiedenen, kontinuierlich sich ablösenden und gegeneinander abgrenzenden Empfindungen zu einer Gedankenreihe.*) Die Zeit als abstrakte Einheit ist das alle unsere Vorstellungen begleitende Bewußtsein selbst, als konkrete Einheit die Form, in welcher sich in dem Bewußtsein die wechselnden Vorstellungselemente (Empfindungsinhalte) zu einer kontinuierlichen, an ihnen selbst (den Wahrnehmungsdaten) meßbaren Reihe verknüpfen. So dient als Maß der Zeit die Bewegung im Raume, die wiederum in abstraktester und darum allgemeingültigster Weise durch den Mechanismus der Uhr gemessen wird. „Dasjenige, an dem keine Raumbeziehung wahrzunehmen ist, begreifen wir als die Welt der innern Anschauung, als die Welt des Selbstbewußtseins."**)

---

*) Siehe meine Schrift: Die Erkenntnislehre des Aristoteles und Kant. Berlin, Weber 1877, S. 56 f. 67 f.

**) H. v. Helmholtz, Die Thatsachen in der Wahrnehmung (Rede, gehalten am 3. August 1878). Berlin 1879. Von dieser Schrift rühmt B. Erdmann in der Vierteljahrsschrift für wissensch. Phil. III, 405, daß in ihr zuerst das eigentlich bestimmende Material für die Beantwortung der Frage über das Problem der

Bewegung und Empfindung sind die allgemeinsten und einfachsten Formen, in denen unser psychophysischer Organismus reagiert, und in welche sich uns die komplexen Erkenntnisprodukte der psychischen Thätigkeit zerlegen. Wie jene Elemente des Bewußtseinsinhaltes subjektiv das Gewisseste und einzig und unmittelbar Wirkliche sind, so kommt auch ihren komplexen Formen, den Erkenntnisprodukten, soweit sie in der die Auslese nach immanenten Gesetzen vollziehenden Denkthätigkeit des Einzelnen wie der Gattung sich bewähren, gesetzliche Ordnung und begreiflicher Zusammenhang, objektive allgemeingültige Wahrheit und unmittelbare und ausschließliche Wirklichkeit zu. „Indem das empfindende und denkende Subjekt sich die Gesamtheit seiner Empfindungen, die übereinstimmende Aussage der Sinnesorgane ebenso wie die Reproduktionen früherer Eindrücke nach einander vergegenwärtigt, gelangt es durch diese Akte des vergleichenden, trennenden und zusammenfassenden Denkens

---

sinnlichen Wahrnehmung, die Entwicklung der Raumvorstellung, enthalten sei. Dieses Urteil ist für uns insofern von Bedeutung, als die „nahe Übereinstimmung" der von dem ausgezeichneten Experimental-Physiker entwickelten Ansichten mit der in unserer eben citierten Schrift gegebenen Entwicklung von der Kritik (s. Kosmos, 8. Heft, 1879) anerkannt ist. Auch freuen wir uns, die von Wundt a. a. O. 455 f. entwickelte präempiristische Raumtheorie mit unserer im wesentlichen übereinstimmend zu finden. Wir suchten zu zeigen, daß Raum und Zeit keine apriorischen reinen Anschauungen unserer Vernunft sind, sondern Produkte ursprünglicher Synthesen und des Empfindungsstoffes. Die sich für uns ergebende Weltanschauung haben wir als psycho-physiologischen Idealismus bezeichnet, der dem Positivismus gleichzusetzen ist.

über das unmittelbare Bewußtsein der Wahrnehmung hinaus zu dem mittelbar festgestellten Wissen der Erfahrung." (C. Göring.) Wissenschaft ist die Erkenntnis der konstanten Beziehungen zwischen den wahrgenommenen Objekten. Ihr Ziel ist die Wahrheit, d. i. die logische Übereinstimmung der Vorstellungen und Gedanken unter sich und mit den Thatsachen der Wahrnehmung. Das wissenschaftliche Streben nach Erkenntnis der Wahrheit heißt Forschung. Was wir begreifen können ist immer nur die gesetzliche Abhängigkeit der die Erfahrung konstituierenden Wahrnehmungsdaten. „Die Gesetzlichkeit kommt aber erst heraus, wenn wir aus Erinnerungen und mittelst Analogieen das Wahrgenommene fortwährend durch das Wahrnehmbare kompletieren, und alles Wahrnehmbare, aller individuellen Zufälligkeiten entkleidet, auf die Beziehung zu einem allgemeinen Normalbewußtsein reduzieren." (E. Laas.)

Die Gesetze des wahren, allein gültigen Denkens, als der durch die Sprache zu voller Reife entwickelten Erkenntnisform, stellt die Logik dar, indem sie dieselben aus den zu wissenschaftlicher Erklärung führenden Denkakten abstrahiert. Die Grundoperationen des Denkens sind: Vergleichung, Urteil, Begriffsbildung. Die Erkenntnis ist das Produkt des als objektiven Inhalts empirisch gegebenen Materials und des im Denken subjektiv wirksamen logischen Faktors.

Insofern nur diejenigen Denkakte d. h. Verknüpfungsweisen der Vorstellungselemente in betracht kommen, aus denen, wie der Erfolg lehrt, wahre, d. i. widerspruchslose Erkenntnis folgt, so sind die allgemeinen Urteile, welche das Gemeinsame, Konstante in ihnen zusammenfassen, zugleich die idealen Normen des bewußten Denkens d. h. Regeln für

die Beurteilung der Richtigkeit und Allgemeingültigkeit der einzelnen Denkakte. Hierher gehören die für das Denken allgemeingültigen Gesetze

1) der Identität oder Einstimmigkeit: A ist A, omne subiectum est praedicatum sui, jede Größe ist sich selbst gleich;

2) des Widerspruches: A ist B und A ist nicht B, kontradiktorisch entgegengesetzte Urteile können nicht beide wahr sein; was bejaht wird, darf nicht verneint werden. Anderseits ist von kontradiktorisch entgegengesetzten Urteilen das eine wahr und das andere falsch oder umgekehrt, ein Drittes ist ausgeschlossen (principium exclusi tertii, Prinzip der Dualität);

3) der Satz vom zureichenden Grunde; jedes Urteil muß einen Grund haben; die zureichenden Gründe des Bejahens und Verneinens liegen in den realen Verhältnissen der kausalgesetzmäßig zusammenhängenden Dinge.

Aristoteles, der Begründer der Logik, suchte die Gesetze des Denkens aus den Gesetzen der Sprache abzuleiten. Auch für Kant war die Sprache der Leitfaden, an dem er die Formen des Denkens glaubte gewinnen zu können. Die Gesetze und Formen der Sprache sind zwar das Ergebnis der Gesetze des Denkens, doch gibt die Sprache diese weder rein noch vollständig wieder. Sie gibt ja nicht bloß dem Gedanken, der Erkenntnis, Ausdruck, sondern auch den Gefühlserregungen, Gemütsbewegungen und Willensimpulsen.

Die Sprachen leisten auch in der lautlichen Wiedergabe des Denkprozesses nicht gleich Vollkommenes. Die in dieser Richtung unvollkommensten der uns bekannten Sprachen sind diejenigen, welche nur aus einsilbigen, unveränderlichen Wurzeln bestehen und Bedeutung und Beziehung nur durch die Stellung der Wurzeln, durch die Betonung sowie durch

die begleitende Geste ausdrücken. Es gibt also keinen Unterschied zwischen Wurzel und Wort, keine Unterscheidung der Redeteile, weder eine Deklination noch eine Konjugation. Zu diesen sogenannten isolierenden Sprachen gehört z. B. das Altchinesische und Siamesische.

In anderen Sprachen werden ganz bestimmte Wurzeln, welche nur die Beziehungen der Begriffe zu einander ausdrücken, an die ihre Selbständigkeit bewahrenden Begriffswurzeln angefügt, weshalb man sie agglutinierende (gleichsam anleimende) nennt. So heißt késch ungarisch „Messer", késch-ek „die Messer", késch-ek-nek „den Messern". Zu dieser Sprachfamilie gehören die turanischen oder finnisch-tatarischen Sprachen. Die Hauptzweige dieser Familie sind der finno-ugrische Zweig, der das Tungusische und Finnische (darunter auch Magyarisch) umfaßt, der mongolische, türkische und samojedische Zweig.

In den sogenannten flektierenden Sprachen endlich, zu denen die arischen und semitischen gehören, kann keine nennende (prädikative) Wurzel an sich ein Wort bilden, sondern dieses entsteht erst in Verbindung mit einer formbezeichnenden, deutenden (pronominalen) Wurzel. Um z. B. von luc, leuchten ein Substantivum zu bilden, war es nötig, eine solche Wurzel hinzuzufügen, welche andeuten sollte, daß die in der Wurzel liegende Benennung von einem wahrgenommenen Gegenstande ausgesagt werden sollte, also luc-sa = leuchten da = Licht, lux. Die hier antretenden Beziehungslaute waren ursprünglich auch prädikativ, d. h. sie hatten ihre eigene Bedeutung, verfielen dann aber zu bloßen Suffixen, und diese sind nun mit den prädikativ gebliebenen Wurzeln so verwachsen, daß sie beide durch die Verschmelzung ihre Selbständigkeit verloren haben. In den Wörtern: arare,

ἀρουν, arjan, to ear, aratrum, αρατρον, aratio, αρωσις, era, Erde, earth, arvum, αρουρα, armentum, Arbeit, ars, arma, ερετης ist ar die prädikative Wurzel, welche in jeder Zusammensetzung dieselbe Grundvorstellung: pflügen ausspricht. Alle übrigen Bestandteile der Wörter sind rein formal, gehören zur Wortbildung. Außer den Flexionsendungen dient dann noch die Veränderung des Wurzelvokals zum Ausdruck der Beziehung z. B. binde, band, gebunden, Binde, Band, Bund.

An diesem Beispiele zeigt sich auch, wie die vergleichende Sprachwissenschaft durch die klare Einsicht in den Gegensatz zwischen Wurzeln und Flexion zu Ergebnissen auf dem Gebiete der Ethnographie (Völkerkunde) führte. Die Sprache wird zu einem Erkenntnisgrunde des Zusammenhanges und der Verwandtschaft der Völker. Denn die Übereinstimmung vieler Sprachen, welche sowohl aus einer Anzahl ihnen allen gemeinsamer prädikativer Wurzeln, als besonders aus der auf gleichem Prinzip beruhenden Flexion (Anschmelzung von demonstrativen oder pronominalen Wurzeln) sich erkennen läßt, beweist den gemeinsamen Ursprung der betreffenden Sprachen und ihrer geistigen Träger, der Völkerindividuen. So hat sich lediglich aus der Sprache die gemeinsame Abstammung der Iranier, Inder, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Litauer und Slaven ergeben, welche zusammen die sogenannte arische oder indoeuropäische Völkerfamilie bilden.*)

---

*) Eine nähere Orientierung über die Familien des indoeuropäischen Sprachstammes gibt die auch in anderer Hinsicht als vorzügliche Ergänzung dieses Kapitels verwertbare Schrift von Dr. J. Kaufmann-Hartenstein, Über die wichtigsten Resultate der Sprachwissenschaft, Solothurn 1882.

Ob auch die Semiten der arischen Völkerfamilie einzuordnen sind, ist noch eine offene Frage. Die meisten der semitischen Sprachen sind ausgestorben, so das Phönizische, Aramäische, Chaldäische und Hebräische. Von Bedeutung ist heute nur noch das Arabische.

Auch in kulturgeschichtlicher Beziehung gibt die Sprache Aufschluß, wie dies im ersten Kapitel Seite 6 und 7 gezeigt worden ist.

Endlich sei noch in diesem Zusammenhange die mit vielem Grunde ausgesprochene Vermutung erwähnt, daß uns in der Stufenfolge der Sprachfamilien vom einsilbigen Chinesisch zu den agglutinierenden turanischen und endlich zu den semitischen und arischen Sprachen die Geschichte der gesamten Sprachentwicklung entgegentritt. Darnach wäre jede Flexionssprache einmal agglutinativ, jede agglutinative Sprache einmal einsilbig gewesen.

Auf der letzteren (radikalen) Stufe ist die Grammatik im wesentlichen Syntax. Die Entwicklung der Flexion ist erst das Ergebnis der Syntax, gleichwohl war die Flexion schon in ursprachlicher Zeit im Prinzip abgeschlossen. Eine rationelle Darstellung des Sprachbaues muß vom Satze ausgehen und an ihm die Formenlehre zur Anschauung bringen.

„Es ist vergeblich das Denken an der Logik lehren zu wollen; man kann durch die Logik wohl eine Kenntnis davon erlangen, wie gedacht wird, aber man gewinnt dadurch nichts für die Fähigkeit und Fertigkeit des Denkens. Dieses letztere ist nur an dem natürlichen und unabtrennbaren Leibe der Logik, an der Sprache, zu lernen. Indem man die Sprache studiert, studiert man implicite das Denken; indem man sich in der Sprache übt, übt man sich im Denken selbst.“ (E. v. Hartmann.)

Da es für unsern Zweck genügt, die Gesetze des Denkens nur insoweit zu betrachten, als sie in den sprachlichen Formen Ausdruck gefunden haben, so knüpfen wir zunächst an Aristoteles an. Nach ihm sind die allgemeinsten Grundbegriffe (Kategorieen) die Arten der Aussagen vom Seienden. Durch Zergliederung des Satzes fand er den Begriffsformen entsprechend zehn allgemeine Aussageformen. Es entspricht

dem Substantiv:

1) die Substanz (*ουσια*);

dem Adjektiv nebst dem Zahlwort:

2) die Größe (*ποσον*),

3) die Beschaffenheit (*ποιον*),

4) das Verhältnis (*προς τι*);

den Adverbien des Ortes und der Zeit:

5) der Raum (*που*),

6) die Zeit (*ποτε*);

dem Verbum intransitivum:

7) die Lage (*κεισϑαι*);

dem Perf. passiv.:

8) haben (*εχειν*);

dem Activum:

9) thun (*ποιειν*);

dem Passivum:

10) leiden (*πασχειν*).

Die Vorstellungen, die im Satze zu einem giltigen Urteil verknüpft resp. im negativen Urteile aus der versuchten Verbindung gelöst werden, sind der Subjektsbegriff und der Prädikatsbegriff. Jener ist eine Gesamtvorstellung, ein Gegenstandsbegriff (nomen substantivum, *ονομα*), dieser eine Teilvorstellung, ein Thätigkeitsbegriff oder eine aus diesem sich ergebende bleibende Eigenschaft resp. ein Zustand (verbum, *ρημα*).

Der eigentliche Kern der Sprache ist das Verbum oder Thätigkeitswort, aus welchem, wie wir sahen, der Gegenstandsbegriff erst hervorwuchs. Wegen dieser verbalen Grundbedeutung kann nun auch ein Nomen substantivum oder adjektivum den Prädikatsbegriff bilden. Das Urteil, die Taube ist ein Vogel, besagt eben zunächst nichts anderes als die Taube fliegt, dann erst mit der Verallgemeinerung: sie gehört zu der bestimmten Art von Tieren, welche fliegen; die Sonne ist leuchtend heißt die Sonne leuchtet.

Für die Namengebung war, wie wir sahen, bedeutsam, wie „das Bewußtsein überall ein einzelnes und noch dazu veränderliches Merkmal ergreift, um dasselbe auf die gesamte Vorstellung zu übertragen. Durch dieses bevorzugte Element erst faßt es eine ganze Reihe einzelner (verwandter) Vorstellungen zu einem Begriffe zusammen. Offenbar ist aber in allen Fällen dieses Element eine solche Vorstellung, die einen intensiven, lange nachwirkenden Eindruck auf das Bewußtsein hervorbrachte, sodaß es zur herrschenden Vorstellung sich erhob." (W.) Jede Auffassung eines Merkmals ist ein Urteil. Begriffe setzen Urteile voraus, und in diese gehen wiederum die ausgeprägten Begriffe ein. Im Begriff sind mehrere Vorstellungselemente, die selbst wieder Begriffe sind zu einer neuen Vorstellung von zusammengesetzterer Beschaffenheit und weiter reichender Associationssphäre vereinigt. Die im Begriff verschmolzenen einzelnen Denkakte treten in der Form von Urteilen wieder auseinander. „Diskursiv nennt man das Denken eben deshalb, weil es nie gleichzeitig mehrere Verbindungen vollzieht, sondern in einem einzigen Akte immer nur von einer bestimmten Vorstellung zu einer einzigen andern fortschreiten kann." „Der Begriff ist die durch aktive Apperception vollzogene Verschmelzung einer herrschenden

Einzelvorstellung mit einer Reihe zusammengehöriger Vorstellungen." „Jeder Begriff löst sich in eine Menge von Beziehungen verschiedener Art auf. Denn er kann nur durch andere, von ihm verschiedene in seinem eigenen Wesen näher bestimmt werden. Den Begriff „Rot" denken wir als Farbe, Empfindung, in Bezug auf seine Stellung im Spektrum und in der Farbenreihe. Jedes Element eines Begriffes kommt auf diese Weise gleichzeitig in andern Begriffen vor und hat insofern eine allgemeine Bedeutung." (W.)

Die vom denkenden Bewußtsein vollzogene Beziehung des Prädikatsbegriffs auf den Subjektsbegriff und die Verknüpfung (Synthese) beider zu der Einheit des Urteils wird durch die Kongruenz des Verbums mit dem Subjekt bezeichnet. Hierdurch wird die enge Verbindung ausgedrückt, in welcher der That- oder Zustandsbegriff mit Individualbegriffen steht. Die pronominale Personalendung deutet auf das Subjekt als die in dem Vorgange wirkende oder Veränderung erleidende Kraft. Die als sogenannte Kopula dienenden Hilfszeitwörter sein, werden, scheinen, erscheinen, gehalten werden, genannt werden, heißen, erwählt werden u. a. dienen dazu, wie sonst die affirmative oder negative Behauptung des eigentlichen Verbums, die subjektive Auffassung des Redenden über die Geltung und den Wahrheitswert des ausgesprochenen Urteils zum Ausdruck zu bringen. Die Verbindung und Beziehung zwischen zwei Vorstellungen oder Begriffen kann nämlich der Redende auf Grund einer Wahrnehmung als eine thatsächliche (Indikativ) oder auf Grund der bloßen Vorstellung als eine mögliche oder erwartete (Konjunktiv und Optativ) oder auf Grund eines Willensaktes als eine gewollte (Imperativ) aussagen. (Die Frage sucht nach einer dieser Beziehungen ein Urteil herbeizuführen;

sie enthält auch ein Urteil, nur in gewisser Verhüllung, insofern der Wunsch des Fragenden nach einer bestimmten Aufklärung nicht in besonderer Aussageform zum Ausdruck kommt.)

Die Aussage bezieht sich ferner auf eine der drei Zeitsphären, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, und in jeder derselben auf Dauerndes oder Vollendetes. (Tempora.)

Alle Thätigkeitswörter sind ursprünglich intransitiv, da ja, wie wir sahen, die Verbalwurzel die Thätigkeit nur im allgemeinen als einen noch schwebenden Begriff bezeichnete. Der Begriff individualisierte sich dann in der an dem Objekt der Thätigkeit hervorgerufenen Wirkung und Modifikation. Indem endlich der Mensch durch Vermittlung des Werkzeuges sich selbst als den Thätigen, als lebendige Kausalität erfaßte, kam er zu dem Urteil: ich grabe die Grube. Die zufolge früherer Erfahrungen wahrgenommene Wirkung seiner Thätigkeit wird nun zu einem bestimmenden Grunde erneuerter Thätigkeit, d. h. die vorgestellte, gedachte Wirkung wird Ziel und Zweck der Thätigkeit, und die durch Erfahrung bekannten Ursachen der gewollten Wirkung werden nun die Mittel zum Zweck.

Wie die Sprache zwischen wahrgenommener und vorgestellter Thätigkeit durch den Modus Verbi unterscheidet, so unterscheidet sie auch zwischen wahrgenommenen und vorgestellten Wirkungen resp. Objekten durch die Flexion des Nomen.

Der Nominativ, gebildet durch das Pronominalsuffix — sa = da, hier, ist der Kasus der Wahrnehmung. Der Akkusativ, gebildet durch Anhängung des Pronomialstammes der 1. Pers. Sing. — ma und — ama, ist der Kasus der Vorstellung.*)

*) Siehe Gerh. Heinr. Müller, Über den Akkusativ, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie, XIII. 1 u. 2.

Durch den Nominativ wurde ein Gegenstand der Anschauung bezeichnet, und so ward er der natürliche Kasus des Subjekts als des wahrgenommenen Trägers der Thätigkeit und des prädizierten Anschauungsgegenstandes.

Jede nähere Bestimmung der Thätigkeit eines Subjekts in Bezug auf Zeit, Raum, Größe, Beschaffenheit und irgend welche Umstände ist dagegen eine Vorstellung von der Art der Thätigkeit, sowohl im Geiste des Redenden als auch im Sinne des Subjekts, und so konnte überall der Akkusativ, der Kasus der Vorstellung, als die natürliche und allgemeine nominale Ergänzung einer Handlung eintreten. (Determinierender Akkusativ.) Indem er naturgemäß auch die vom Subjekt vorgestellte oder gewollte Wirkung, das Ziel der Thätigkeit, bezeichnete, trat er als Kasus des Prädikatsverbums mehr und mehr in Gegensatz zum Nominativ und ward der Kasus des Objekts, insofern es von der Thätigkeit affiziert oder produziert wird.

Je enger bestimmte Formen die Vorstellungen in den Urteilen annahmen, desto weniger konnte der in seiner ursprünglichen Bedeutung gerade dadurch allmählich verblassende Akkusativ zur Bezeichnung ausreichen. Die sich vermannigfachenden Beziehungen der Begriffe erforderten für den adäquaten Ausdruck eine Arbeitsteilung, und neue Kasus (Dativ, Ablativ, Lokativ, Instrumentalis) und endlich präpositionale Ausdrücke mußten die Funktionen übernehmen.*)

---

*) Eine ausführlichere Analyse des Satzes enthält meine Schrift: Psychologische Satz- und Denklehre. Für die Oberstufe höherer Lehranstalten. Barmen 1884, Hugo Klein.

VI.

Die Sprachlaute.*)

Wir betrachten nun noch die Kultursprache nach ihrer physiologisch-physikalischen Seite, indem wir den Vorgang, wie die einzelnen Laute entstehen, zu begreifen suchen.

Wir sprechen mit einem starken, genau regulierten Ausatmungsstrom, der aus unseren Lungen kommt. Die Brust dient dabei als Windlade, die Luftröhre als das Korpus, wo der Wind zusammengepreßt wird, der Kehlkopf als Mundstück mit dem Zungenwerk, ganz wie wir es bei den Orgelpfeifen und anderen Rohrblasinstrumenten finden. Das Zungenwerk des Kehlkopfes ist eine membranöse Zunge (im Gegensatz zur starren, d. h. elastischen Platte), welche über die Öffnung des Kehlkopfes gespannt ist und eine Spalte, die Stimmritze, hat, deren Ränder unter Mitwirkung einiger Muskeln in beliebige Spannung und Verengerung und durch den ab- und zunehmenden Luftstrom mehr oder weniger in tönende Schwingungen versetzt werden. Jenachdem die sogenannten Stimmbänder sich weiter öffnen oder zusammenziehen, entsteht

*) H. v. Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen, Braunschweig 1877. Fritz Schultze, Die Sprache des Kindes. Leipzig 1881.

der tiefere oder höhere Ton. Doch wird auch durch das stärkere Anblasen der Ton nicht bloß stärker, sondern auch höher, indem die Spannung der Membrane vermehrt wird. Soll daher der Ton bei stärkerer Anschwellung auf derselben Höhe bleiben, so muß dies durch entsprechende Abspannung der Membrane oder Erweiterung der Stimmritze geschehen.

Außer der durch die Länge der Schallwellen bedingten Höhe und Tiefe und der von der Höhe der Schallwellen abhängenden Stärke und Schwäche des Tones gibt es noch eine dritte Eigenschaft desselben, welche wir Klangfarbe, die Franzosen timbre nennen, und welche darauf beruht, daß die Beschaffenheit des Grundtones mehr oder minder durch die mitschwingenden (harmonischen) Obertöne modifiziert wird. Wir unterscheiden ferner verschiedene Register; Bruststimme, bei welcher die Stimmbänder in ihrer ganzen Länge und Breite schwingen, und Kopfstimme oder Falset, bei der die Stimmbänder unter geringerem Luftdruck nur an den innern Rändern schwingen.

Im Kehlkopf bilden sich indes bloß der Stimmton und die Kehlkopfgeräusche. Die Lautgestaltung selbst, die Artikulation, hängt ab von der verschiedenen Stellung der Mundhöhle mit Zunge, Gaumen, Zähnen und Lippen.

Auf dem bloßen Klangfarbenunterschied der Töne beruht die Entstehung der Vokale. Durch verschiedene Stellung der Mundteile erhält die Mundhöhle eine verschiedene Resonanz. Die Vokale sind nun nichts anderes als besondere Register unserer Stimme. Nach der verschiedenen Höhe und Steigerung, die in ihnen steckt, je nach den Eigentönen der angeblasenen Mundhöhle, ergibt sich die Reihenfolge von dem tiefstliegenden an: u, o, a, e, i.

Bei den Vokalen u, o, a bildet die Mundhöhle vom

Kehlkopf an bis zu den Lippen nur eine einzige ununterbrochene Schallröhre; sie sind die Vokale mit *einem* Resonanzton.

Bei den Vokalen ä, e, i, ö, ü dagegen wird durch die Erhebung des vorderen Teiles der Zunge nach dem harten Gaumen hinauf eine Verengerung gebildet, sodaß die Schallröhre, welche vorher nur einen Schallraum bildete, jetzt einen vorderen und einen hinteren hat. Sie sind die Vokale mit *zwei* Resonanztönen. Die näselnden Vokale werden dadurch erzeugt, daß das Gaumensegel herabhängt und so die Luft durch die Nase entweicht.

Die *Diphthonge* entstehen dadurch, daß die Mundstellung für den einen Vokal in die für den zweiten rasch übergeht.

Die *Konsonanten* bilden sich, wenn durch plötzliche Schließung oder Verengung der Mundhöhle der Ausatmungsstrom gewisse leicht bewegliche Teile im Rachen- und Mundkanal in nicht tönende Schwingungen versetzt und somit Geräusche erzeugt.

Besonders sind dazu drei verengbare Stellen geeignet: der Lippen-, Zungen- und Gaumenverschluß, bei einem Laut auch der Kehlkopf. An allen diesen Stellen kann *ohne* und *mit* Stimmton gesprochen werden. Es entstehen auf diese Weise:

1) *Verschluß-* oder *Explosivlaute* durch plötzliches Verschließen und unmittelbar daran sich fügendes Sprengen der Verschlußstelle durch den Ausatmungsstrom:

ohne Stimme p, t, k (c, q),
mit Stimme b, d, g;

2) *Resonanten*, wenn, während der Verschluß bestehen bleibt, der Ausatmungsstrom durch die Nase streicht, wobei die Stimme mittönt: m, n, ng;

3) Reibungsgeräusche oder Spiranten, wenn die Verschlußstelle bis auf eine kleine Spalte, durch welche der Luftstrom entweicht, geschlossen und so ein Geräusch erzeugt wird:

zwischen den Lippen:

ohne Stimme f (v), (pf, ph),

mit Stimme w,

zwischen Zungenspitze und Gaumen:

ohne Stimme scharfes s, z (= ts), engl. th, sch,

mit Stimme weiches s,

zwischen Zungenrücken und Gaumen:

ohne Stimme ch,

mit Stimme j;

4) Zitterlaute, wenn die Verschlußstelle geschlossen, und durch den Ausatmungsstrom wie eine Zunge angeblasen wird: L und das labiale, linguale und gutturale R.

H ist ein Mittelding zwischen Konsonanten und Vokal, er ist der durch die weitgeöffneten Stimmbänder und durch die weit offene Mundhöhle streichende Luftstrom. X und Z sind Doppellaute.

Wir sehen, wie für die Hervorbringung der Sprachlaute ein bestimmtes Maß von Nerven- und Muskelarbeit erforderlich ist, da jeder Laut von einer ganz bestimmten Stellung der Stimmwerkzeuge abhängt.

Die Kinder lernen daher auch die einzelnen Laute erst allmählich, indem sie die mit der geringsten physiologischen Anstrengung zustande kommenden Laute (Lippen- und Zungenlaute), welche mit den durch das Saugen zuerst geübten und gekräftigten Organen erzeugt werden, zuerst erlernen und dann zu den schwierigeren Lauten und Lautverbindungen übergehen.

Nach dem Gesetz der deutschen Lautverschiebung, dem von dem Dänen Rask geahnten, von Jakob Grimm entdeckten regelmäßigen Lautwechsel zwischen den Konsonanten ein und desselben Organes, ist dem indogermanischen Konsonantismus gegenüber, wie er im wesentlichen noch im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Slavischen vorliegt, das Grunddeutsch, welches im wesentlichen durch die gotische, nordische und niederdeutsche Lautstufe vertreten wird, um eine Stufe vorgerückt, und ebenso ist diesen Sprachen gegenüber das Althochdeutsche wieder um eine Stufe vorgerückt, auf der im ganzen auch das Mhd. und Nhd. steht.

Folgendes Schema zeigt die Stufenfolge, in der sich die Konsonanten verschoben, indem sie sich der fortschreitenden Variation des Vokalklanges und der abschleifenden Wirkung der Accentveränderungen mundgerecht anpaßten.

	Lippen-	Zungen- und Zahn-	Gaumen- Laute
Tonlose Verschlußlaute (tenues)	p	t	k, c
Tonlose Reibelaute (spirantes) indog.	ph f, v, pf = bh (φ)	got. th anl. z; ss dh (ϑ)	kh } ch } h gh } (χ)
Tönende Verschlußlaute (mediae)	b	d	g

1. Lautstufe.			2. Lautstufe.		3. Lautstufe.
Sanskrit.	Griechisch.	Lateinisch.	Gotisch.	Niederdeutsch.	Hochdeutsch.
padas	πους	pes	fôtus	fout	fuss*)
	υπερ	super	ufar	af	ubar, über, ab
			slepan	slapen	schlafen **)
bhrâtar	φρατηρ	frater	brothar	broder	pruatar, bruoder, bruder***)
		labi	hlaupan	lopen	laufan, laufen
	τεν-	tendere	thanjan		denjan, dehnen
	θυγατηρ		daúhtar	dochter	tochter
dam-	δαμ-	domare	tamjan	têmen	zamôn, zaehmen
	εδειν	edere	itan	êten	essen
	κερας	cornu	haurn	hûrn	horn†)
	κωπη	capio	hafjan	hêben	heffan, heben
	κυτος	cutis		hût	hût, haut
ghérzdâ	κριθη	hordeum		gasten	gerste
		hostis	gasts	gast	gast (Fremdling)
	χην	(h)anser	gans	gans	kans, gans ***)
	εθος		sidus		situ, sitte
ganas	γενος	genus	kuni	kind	chind, kind
agras	αγρος	ager	akrs	ackr	acchar, acker

*) f wird nur im In- und Auslaut von der 2. Verschiebung ergriffen.

**) p der gotischen Lautstufe wird im Anlaut zu althochd. ph, im Inlaut aber zu f verschoben.

***) Anlautendes b und g der gotischen Lautstufe werden nur im Strengalth. (Alemannischen) zu p und k verschoben; im Gemeinalthochd. und folglich auch im Mittel- und Neuhochd. bleiben sie unverändert.

†) h, welches nicht die Aspirata zu k, sondern die scharfe Spirans ist, bleibt durch alle germanischen Sprachen unverändert.

V.

Die Entwicklung der Schrift.*)

Die Schreibekunst steht unter allen Künsten am engsten mit der Bildung des Menschen in Verbindung. Kultur und Zivilisation können in einem Volke nur zugleich mit der Schriftbildung anheben. Die Schreibekunst gehört daher zu den ersten Unterrichtsmitteln, welche die Schule gewährt. Den Grad der Bildung eines Volkes mißt man nicht selten auch nach der Anzahl derjenigen, welche nicht lesen und schreiben können.

Da die Schrift aus uralter, vorgeschichtlicher Zeit stammt, so führt die Sage die Erfindung der Schrift auf die Götter zurück. Indes beweist schon ihre allmähliche Ausbildung und Vervollkommnung, daß sie wie die Sprache eine Schöpfung des menschlichen Geistes ist. Ja ihre Geschichte ist in großem Maßstabe die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit.

*) Caspari a. a. O. Steinthal, Die Entwicklung der Schrift, Berlin 1852. Sayce, Geschichte der Schrift, in der Zeitschrift „Kosmos", Bd. IV, Heft 5. Carl Böttger, Sprache und Schrift. Leipzig 1870.

Ihrem Wesen nach beruht die Schrift auf der Übertragung der Sprache aus der Sphäre des Ohres in die des Auges; sie ist Darstellung der Sprache durch sichtbare Zeichen.

Wir wollen nun in der Kürze sehen, wie es dem Menschen möglich geworden ist, die Sprache auch mit dem Auge aufzufassen. Als Vorstufen der Schriftbildung sind Merkzeichen auf Geräten, Waffen und Grabmalen, Kerben und Knoten sowie Loszeichen aufzufassen, wodurch Anknüpfungspunkte für gewisse bekannte Vorstellungen gewonnen wurden. Die dem Gegenstande eingeprägten sichtbaren Zeichen sollen mahnen und erinnern an die Wesen, Vorstellungen und Gedanken, auf welche sie hindeuten.

So macht sich der Indianer an einem Baume für jeden erbeuteten Skalp ein Zeichen durch einen Einschnitt und unterscheidet dabei getötete Männer oder Weiber durch besondere Formen der Striche. In ähnlicher Weise machten die alten Deutschen bestimmte Zeichen für Zahlen auf ihrem Kerbholze.

Die Art der Bezeichnung durch Knoten in Schnüren (sogenannten Befehlsstäben) geht schon weit über bloße Zahlenbegriffe hinaus und kann, insofern sie unmittelbar mit Vorstellungen verbunden sind d. h. Gedächtniszeichen einer Rede sind, schon recht eigentlich Knotenschrift genannt werden. Ihr rohester Anfang ist gewissermaßen der ins Taschentuch geknüpfte Erinnerungsknoten. Durch die Knoten lassen sich die Einheiten, durch Gestalt und Farbe Kategorieen unterscheiden. Mit Hülfe des Gedächtnisses läßt sich die Bedeutung solcher „Zählschnüre“ festhalten. Die Chinesen haben diese Knotenschrift sinnreich ausgebildet, und dieselbe hat sich sogar bis auf die Gegenwart bei den Volksstämmen in den Gebirgen von Südchina erhalten. Besonders kunstreich war dieses Knotenschürzen in Mexiko und Peru entwickelt.

Weitere Anfänge der Schreibekunst enthält die Bilderschrift, d. i. die bildliche Darstellung von Gegenständen des Gesichtskreises. Zunächst wird hier ein ganzes Wort durch Abbildung des Gegenstandes, welchen es bezeichnet, wiedergegeben.

Eine weitere Entwicklungsstufe der Schriftbildung kann die ideographische genannt werden. Die Bilder dienen zur Bezeichnung und Veranschaulichung von Begriffen und Handlungen, werden somit zu Sinnbildern, Symbolen und wenden sich nicht mehr an den äußern Sinn, sondern an das Gedächtnis. Ein Paar ausschreitende Beine dienen zur Bezeichnung des Gehens, ein Kreis zur Bezeichnung der Ewigkeit, ein Mann ohne Kopf zur Bezeichnung des Todes; die Treue wird durch das Bild eines Hundes, die Wachsamkeit durch das eines Hahnes ausgedrückt.

So kamen gewisse Sinnbilder zur allgemeinen Geltung. Durch geschickte Zusammenstellung derselben konnte man dann die durch sie bezeichneten Vorstellungen in ähnlicher Weise in Zusammenhang bringen, wie die Begriffe in einem Satze.

Diese symbolisierende Schrift zeigt sich in ihren rohen Anfängen bei den Indianern; sie hat sich aber auf eine sehr sinnreiche Weise bei vielen Völkern des Altertums entwickelt. Alle Völker der Erde neigen mehr oder weniger zum Aufsuchen von Sinnbildern. Wie die sinnbildliche Sprache, die ursprünglich als solche lebendiges Verständnis fand, zu ausdeutenden Erzählungen d. h. zur Mythologie führte, so sind aus symbolischen Handlungen die Sitten und Gebräuche erwachsen, deren ursprünglich sinnliche Bedeutung vielfach nur noch die gelehrte Forschung aufzudecken vermag. Hierhin gehören die symbolischen Geräte und Gegenstände, welche ehedem die Überbringer einer Kriegserklärung oder Friedens-

botschaft bei sich zu führen pflegten. Ein solches Symbol ist z. B. der Handschuh, den der Ritter seinem Gegner vor die Füße warf; der Stab, der nach altem deutschen Rechtsbrauch über dem Haupte des verurteilten Verbrechers gebrochen wurde u. a. Besonders reich an symbolischen Verrichtungen ist der Kultus. Die religiösen Riten und Ceremonien sind der dramatische Ausdruck für das Verhältnis des Menschen zur Gottheit, ein Verhältnis, das sich in dem langen und wechselvollen Entwicklungsgange, in welchem sich die Religion den sich verändernden Bedingungen des Kulturlebens anpaßte, in den mannigfachsten Formen symbolisiert findet.

So werden auch die menschlichen Handlungen von der Wirkung der Metapher beherrscht, und diese dient hier dazu die Bedeutung der Verrichtung durch eine Reihe damit verknüpfter Nebenvorstellungen zu erhöhen, das Interesse an der Handlung durch weit darüber hinausreichende Beziehungen und Gedanken zu fesseln, kurz die Handlung feierlich zu machen.

Indem sich das Bild an die Stelle der Sache setzt, übt es einen dämonischen Zauber auf das Denken und Thun des Menschen aus. Im Besitze des Bildes glaubt er die Sache zu beherrschen, fühlt er sich frei von dem Drucke der spröden Außenwelt. Im Bilde wähnt er die Dinge bereits zu kennen und zu verstehen, an das Bild klammert sich daher nur zu gern auch die Trägheit des Denkens. Das Metaphorische der Sprache durchdringt so tief alle unsere Vorstellungen und Ideen, daß selbst das wissenschaftliche Bewußtsein sich nur mit Mühe von der Macht des Bildlichen zu befreien vermag. Ja der Fortschritt der einzelnen Wissenschaften läßt sich geradezu darnach bemessen, inwieweit sie den Boden mythologischer Hypostasierungen verlassen haben und in die Bahnen der exakten, nüchternen Betrachtung eingelenkt sind.

Das Eigentümliche dabei ist, daß auch die bestimmte Form und Bedeutung, in welcher die Symbole auftreten, vielfach übereinstimmen. Das Händegeben ist z. B. auch den Wilden ein Zeichen der Freundschaft. Auch auf dieser Stufe ist die Schriftbildung bei einigen nordamerikanischen Indianerstämmen stehen geblieben, z. B. bei den Mikmaks. In diesem Schriftsystem der gemalten Symbole, dem sogenannten Kekinowin, ist in Wien ein Werk von 5701 verschiedenen Zeichen veröffentlicht. Beispielsweise wird in dieser Schrift ein Krieger bezeichnet durch das Bild einer Sonne mit Augen, Nase und Beinen, weil er so kühn und stark wie die große Leuchte des Tages sein muß.

Neue Begriffszeichen werden durch Aneinandersetzung von zweien oder mehreren gebildet, von denen eines die Gattung, das andere die Art bezeichnet. So wird in der alten chinesischen Schrift eine verheiratete Frau durch die beiden verbundenen Begriffszeichen für „Weib“ und „Besen“ bezeichnet, der König durch die Zeichen für groß und Mann. Diese mit den Bilderreihen verknüpften Vorstellungen waren natürlich, wie sie der Eigenart der Auffassung entsprangen, auch nur für einen kleinen Kreis selbst unter den Zeit- und Stammgenossen verständlich.

Auch bei den Ägyptern war die Bilderschrift anfangs bloße Abbildung von Gegenständen, also malende Schrift. Nachdem sie sodann auch die ideographische Schriftweise entwickelt hatten, gelang es ihnen indessen, wie auch den Chinesen, den Völkern der Keilschriften und den Mexikanern an Stelle der Ideeen und Begriffe die Laute zu symbolisieren. Hiermit war das Prinzip gefunden, welches die Schriftbildung zur höchsten Vollkommenheit führte, zu der Schriftstufe, die wir die phonetische nennen. Aber auch hier fand ein all-

mählicher Entwicklungsprozeß statt. Wie wir naturgemäß unsere Worte nicht in Buchstaben, sondern in Silben teilen, so wurden zunächst die einzelnen Silben durch je ein Wort und Bild wiedergegeben, das mit der gleichen Silbe begann. Für den Eingeweihten vereinfachte sich damit die Schrift durch die Fixierung typischer Zeichen; für den Fremden wurde sie freilich hierdurch nur rätselhafter, rebusartiger, geheimnisvoller und sie blieb daher in den Händen der Priester, der eigentlichen Träger der Schriftbildung.*) Die alten Mexikaner haben diese Stufe der Schriftentwicklung nicht verlassen. Dagegen waren es die Perser, die erfindungsreich aus der Keilschrift der Altbabylonier und Assyrer in ähnlicher Weise wie die Japanesen aus der Wortschrift der Chinesen ein Alphabet herauszogen. „Eine gewisse Zahl von Charakteren wurde genommen, ihre Bedeutung als Begriffszeichen ins Persische übersetzt, und der besondere Laut, mit welchem jedes dieser persischen Worte begann, wurde dem Schriftzeichen als sein alphabetischer Wert beigelegt." (S.) Andererseits waren es

---

*) „Die Enträtselung der Hieroglyphen ist durch nichts mehr gefördert worden als durch die erklärenden Bilder, welche die Ägypter dem buchstabierten Lautwert eines Wortes hinzuzufügen pflegten. Alle Hieroglyphenschrift ist Text mit begleitender Illustration. Gewisse grammatische Abstrakta ausgenommen, die sofort verständlich sein mußten, wird jedes Wort erst buchstabenmäßig geschrieben und dann durch ein Bildchen, welches die Begriffsklasse, zu der es gehört, bezeichnet, des weiteren erläutert und sichergestellt. Hinter dem buchstabierten Namen einer Blume steht das Pflanzenbild; hinter der buchstabierten Bezeichnung irgend einer Arbeit das Thätigkeitsbild. Da es solcher determinierender Illustrationen mehrere Hunderte gibt, welche sich als ebenso viel stehende Zeichen fortwährend wiederholen, so ist die Zuweisung eines Wortes an seine Begriffsklasse verhältnismäßig leicht." (Abel.)

die phönizischen Ansiedler im Nil-Delta, welche aus der Hieroglyphenschrift der Ägypter das sogenannte phönizische Alphabet von 22 Buchstabenzeichen entnahmen. Auf dem vielleicht ältesten Monumente der Welt, einem ägyptischen Grabsteine, aus einer Zeit, die mehr als 6000 Jahre zurückdatiert wird, jetzt in Oxford befindlich, sind die hieroglyphischen Charaktere nicht allein als Bildzeichen und Ideographen, sondern auch bereits als Bezeichnungen von Silben und Buchstaben gebraucht, indem der Name des Königs in Buchstaben geschrieben ist. Aber bei dem konservativen Charakter der Ägypter machten sie von diesem neuen Prinzip keinen weiteren Gebrauch. Was die Ägypter selbst unterließen, wurde von den wißbegierigen und praktisch gewandten Fremden vollbracht. Die Priester hatten bereits das Malen der Hieroglyphen in eine Art Kursivschrift umgewandelt. An Stelle des vollständigen Bildes gaben sie nur die allgemeinen Umrisse, nur das Merkmal desselben wieder. Aus dieser sogenannten hieratischen Schriftform entwickelten nun die Phönizier ihre Buchstabenzeichen, indem diese den bloßen Laut darstellen, mit welchem der Name des in der ursprünglichen Hieroglyphe abgebildeten Gegenstandes beginnt. Aus dem Bilde des Adlers in der alt-ägyptischen Monumentalschrift ist mit Beibehaltung der charakteristischen Hauptlinien zunächst die kursive Gestalt dieses Bildes und aus dieser Form das A der phönizischen Schrift hervorgegangen, welches dann unserem Schriftzeichen für A zu grunde liegt. Das Bild eines Löwen galt den Ägyptern zur Bezeichnung des L-Lautes. Indem die Phönizier sein kursives ägyptisches Zeichen adoptierten, entstand unser L. Unserem C liegt das Bild eines Gefäßes mit einem Henkel, unserem E das Bild einer Hürde, unserem F das Bild einer Hornschlange 2c. zu grunde.

Die Phönizier überbrachten ihr Alphabet wie auch das Maß- und Gewichtssystem des Orients den Hebräern*) und Griechen (Herodot V, 58) etwa in der Zeit, als sie von Tyrus und Sidon aus die unbestrittene Herrschaft in den griechischen Meeren ausübten. Zunächst war es der äolische Stamm, der im Verkehr mit den Phöniziern sich das aramäische Alphabet von 22 Buchstaben aneignete. Es war wie das phönizisch-semitische anfänglich auch linksläufig. „Das älteste auf uns gekommene Monument mit dem phönizischen Alphabet ist der vor einigen Jahren in der Gegend von Dibon entdeckte Moabiter Stein, welcher an die Eroberungen und Bauten des Königs Mesha, des Zeitgenossen von Ahab, erinnert.“ (S.) Da das älteste griechische Alphabet, das uns erhalten ist, das von der Insel Thera, in seiner Gestaltung dem des Moabiter Steines ganz ähnlich ist, so schließt man, „daß das Datum der Inschriften von Thera nicht sehr entfernt von demjenigen der Inschrift des Königs Mesha war. In diesem Falle wird das Alphabet in Griechenland während des neunten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung eingeführt worden sein.“ (S.) Die Schrift ist daher so alt wie Homer, womit Wolfs Prolegomena zu Homer in ihren Grundvoraussetzungen widerlegt sind. Die Griechen verhielten sich jedoch auch nach dieser Richtung hin nicht bloß aufnehmend. Sie veränderten das Alphabet in ihrem Geiste und gaben ihm zuerst das Vokalsystem, indem sie vier als Konsonantenzeichen für sie unbrauchbare Buchstaben für die

*) Daß die Buchstabenschrift durch Vermittlung der Semiten zu uns gekommen ist, beweist allein schon unsere Bezeichnung „Alphabet“. Im Hebräischen war noch das Bewußtsein lebendig, daß diese Schriftzeichen ursprünglich die nachahmenden Bilder von Gegenständen waren.

vier Vokale a, e, i, o verwandten und für u ein neues Zeichen durch Einführung der Silbe in die Schrift statt des bloßen Konsonanten bildeten. Dieses aramäisch-hellenische Alphabet kam durch Vermittlung der griechischen Kolonieen dorischer Abkunft in Sizilien und Süditalien zu den Römern, deren Alphabet daher auch die spezifisch dorischen Zeichen R und Q aufweist.

Durch die Römer kam endlich das Alphabet zu den germanischen Volksstämmen. Am Rhein fand wahrscheinlich zu Anfang unserer Zeitrechnung mit Benutzung des lateinischen Alphabets die Erfindung der Runen statt, wie man die Schriftzeichen wegen ihres geheimnisvollen Charakters nannte. Sie sind die ältesten Sprachdenkmäler aus altgermanischer Vorzeit. Anfangs nur der Losung und Zauberei dienend, wurden sie bald als Schriftzeichen verwendet. Diese altgermanische Schrift ist uns besonders auf großen Malsteinen (Runensteinen) erhalten, welche die Gräber germanischer Häuptlinge bezeichnen oder als Opferstätten in heiligen Hainen aufgerichtet wurden. Da sie an die altdeutsche Götterlehre anknüpfte und der Charakter der Zauberei an ihr haften blieb, so bekämpften die Geistlichen die Anwendung derselben und es gelang ihnen wirklich, die Runen durch die lateinische Schrift zu verdrängen.

So ist also die Lautschrift das Ergebnis Jahrhunderte langen Nachdenkens, und nachdem sie gefunden, hat ein einziges von Volk zu Volk, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanztes Alphabet für alle zivilisierten Völker ausgereicht und reicht im wesentlichen auch heute noch aus. Anfänglich nur in den allerengsten Kreisen verbreitet und mit dem Zauber des Geheimnis- und Weihevollen umgeben, ist die Schriftbildung ganz allmählich in immer weitere Volkskreise gedrungen und zu einem Gemeingut geworden.

Im Zustande der Schriftlosigkeit ist der Mensch an die Gegenwart hingegeben, durch die Schrift wird ihm die Vergangenheit zur lebendigen Gegenwart. Sie stützt das Gedächtnis der Geschichte und vermittelt das Erbe von Jahrtausenden. Der Wahrheit umschließende Gedanke, durch die Schrift verkörpert, erhält Dauer für alle Zeiten. Über die engen Grenzen seines Lebens hinaus vermag der Mensch durch die Schrift noch belehrend, erhebend, veredelnd zu wirken und was die Natur ihm versagte, Ewigkeit zu gewinnen.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken;
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

VI.

Die Entwicklung der sittlich-religiösen Ideeen bei den Griechen.*)

„Die Götter stehen uns nahe dadurch, daß sie mitleiden, was wir nur empfinden, dadurch, daß sie Geschöpfe sind, die uns gleich sind." Aristoteles.

„In seinen Göttern malt sich der Mensch." Schiller.

Das unentwickelte Bewußtsein des Naturmenschen vermag noch nicht zu einer klaren Form der Gottesanschauung zu gelangen. Es gewinnt nur eine unbestimmte Ahnung höherer Mächte, von denen es sich abhängig fühlt.

„Der Jäger und Fischer wünschen reiche Beute heimzubringen, aber Wild und Fische stellen sich nicht immer gleich reichlich ein, der wohlgezielte Speerwurf oder Bogenschuß geht fehl, die wohlbereitete Angel bleibt leer, oder die Netze zerreißen wohl gar an Steinen und Muscheln. Der Nomade wünscht gute Weiden und Tränken für sein Vieh und fruchtbare Vermehrung desselben; aber oft lichten sich seine Herden

*) Ed. von Hartmann, Das religiöse Bewußtsein der Menschheit. Berlin 1882. E. Lübbert, Pindaros von Kynoskephalä. Kiel 1878. O. Pfleiderer, Die Geschichte der Religion. Leipzig 1869 L. v. Ranke, Weltgeschichte 1. Bd. Leipzig 1881.

durch Mißwachs oder Dürre und leicht geht der junge Nachwuchs an den Unbilden der Witterung zugrunde. Der Ackerbauer hofft auf reiche Ernte aus der dem Boden anvertrauten Saat, aber mehr wie jede andere ist die Erfüllung von den Konstellationen der Witterung abhängig, welche seiner Macht entrückt sind. Je größer die Hilflosigkeit des Naturmenschen gegenüber der Natur, je geringer seine Fähigkeit zur technischen Beherrschung der Elemente und Naturerscheinungen ist, desto abhängiger weiß er seine Glückseligkeit von jenen Naturmächten, welche ihm als der bestimmende Grund für das wechselnde Verhalten der Natur zu seinen subjektiven Zwecken erscheinen. Auf der einen Seite zeigen ihm diese Naturmächte eine gewisse Regelmäßigkeit des Verhaltens (so im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten)|, auf der andern Seite eine Unberechenbarkeit, welche jedes Versuchs, sie in Regeln zu zwängen, spottet (so im Lauf der Winde, im Eintritt des Regens und der Gewitter). Überall weist die Natur ihm ein Doppelantlitz, das auf der einen Seite lächelt, auf der andern droht; mit derselben Hand, mit der sie schafft, zerstört sie das Geschaffene (Sonnenwärme und Sonnenbrand). Die unheimliche Stille der Nacht ruft in dem Menschen das Grauen vor unbekannten Gefahren, die Schauer unbestimmter Furchtgefühle wach und läßt ihn die Wiederkehr des Lichts erleichtert begrüßen. Wenn die sengende Gluthitze der Sonne plötzlich durch schwarz heraufziehende Wolkenmassen abgeblendet wird, wenn die Tageshelle sich in fast nächtliche Finsternis verkehrt, wenn dann aus der Wolke allüberall die zuckenden Blitze schießen und zeitweilig der ganze Himmel ein Flammenmeer bildet, wenn das ununterbrochene Gebrüll des Donners, vervielfacht durch den Wiederhall der Berge, die Ohren zu sprengen droht, wenn das himmlische Feuer den Baumstamm

entzündet und als fressende Flamme Urwald und Haide verzehrt, wenn die Schleusen des Himmels sich öffnen und das Urmeer der Wolken zur Erde niederstürzt, in zahllosen Gießbächen deren Oberfläche verwüstend, dann fühlt der Mensch sich mehr als je in seiner Kleinheit und Ohnmacht und bebt erschüttert vor der Großartigkeit und Erhabenheit der Himmelsmächte, die als Feuer und Wasser ihm zur Erscheinung kommen." (v. H.)

Schutzlos den Naturgewalten preisgegeben schwankt der Naturmensch zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Grauen, da er nie weiß, ob jede einzelne der Naturmächte sich ihm feindlich oder freundlich erweisen wird. Ganz besonders aber mußte der in das blühende Leben gewaltsam eingreifende Tod in ihm das Gefühl erwecken, daß er unfaßbaren Mächten unterworfen sei und ihnen Verehrung schulde, sei es um sie sich geneigt zu machen, sei es um sich ihr Wohlwollen zu erhalten, indem er sich für die von ihnen gespendeten Segnungen dankbar zu erweisen suchte. Das noch unbestimmte, gleichsam schwebende Gefühl der Abhängigkeit von unberechenbaren Naturgewalten erhielt eine festere Form in Verbindung mit den an der Thatsache des natürlichen Todes sich bildenden Seelenvorstellungen, die wiederum durch die Erscheinungen des Traumes und durch krankhafte Sinnestäuschungen gestützt und beglaubigt wurden.

Der schon bei den Naturvölkern vorhandene Glaube an das persönliche Fortleben der Seele nach dem Tode führt hier zunächst zu der Vorstellung einer Geisterwelt der Abgeschiedenen, die in geheimnisvoll unsichtbarer, daher grauenerregender Weise in den verschiedenen Naturdingen fortwalten und in die einzelnen Lebensbeziehungen zu Nutzen oder Schaden der Lebenden eingreifen. Ihre Gunst zu erwerben bildet sich

ein Ahnenkultus aus mit allen Formen religiösen Aberglaubens und magischer Priestereinwirkung und Priesterherrschaft.*) Ihr Wesen wird dem Charakter entsprechend gedacht, den sie im Leben bewiesen. Überdies herrscht die Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen nur so lange noch fortexistieren, als sich die Überlebenden ihrer erinnern. So wird naturgemäß dem Geiste des großen Häuptlings, der den Stamm mächtig und kraftvoll gelenkt und vor Feinden geschützt hat, dessen Andenken sich am längsten bewahrt, die höchste Verehrung zu teil. Seine Thaten bleiben in aller Erinnerung und werden in der Überlieferung noch vergrößert und ausgeschmückt. Wie er im Leben der Hort seines Stammes war, so bleibt er es auch nach seinem Tode — kurz der verehrte, mächtige Geist des Ahnen wird zum Gott des Stammes. Die abstrakte und nicht anschauliche Vorstellung eines immateriellen Geistes liegt aber dem Naturmenschen noch völlig aus dem Bereiche seiner Fassungskraft. Das naive Bewußtsein vermag noch nicht zwischen dem Geistigen und Natürlichen zu trennen, das Walten höherer Wesen fällt daher für ihn völlig zusammen mit den gewaltigen Erscheinungen und Wirkungsweisen der ihn umgebenden Natur. Wie bei den einzelnen Individuen, so erwacht eben auch bei den Völkern die Phantasie früher als der kritische, die Dinge nach ihrem realen Zusammenhange von Ursache und Wirkung auffassende Verstand. „Die ganze Entstehungsgeschichte der Sprache legt Zeugnis davon ab, daß für den primitiven Menschen nur das zu existieren scheint, was er als thätig auffaßt, und daß er alles, was er als thätig auffaßt, eben damit zugleich als

---

*) Julius Lippert, Allgemeine Geschichte des Priestertums. Berlin, Hofmann 1883.

lebendig gleich ihm selbst betrachtet." (v. H.) So gilt ihm die ganze Natur für belebt, und auch das höchst verehrte Wesen wird in einer Naturerscheinung angeschaut und mit dieser zur unterschiedslosen Einheit verbunden. Die religiösen Vorstellungen verschmelzen völlig mit den unmittelbaren sinnlichen, und indem das Natürliche selbst als lebend oder wirkend aufgefaßt wird, geht die diese Anschauung ursprünglich vermittelnde Vorstellung von Ahnengeistern allmählich verloren. Die Gottheit wird mit der Naturerscheinung schlechthin identifiziert. „Die Dryade stirbt mit dem Baume, die Nymphe versiegt mit dem Quell, weil sie mit ihm identisch ist, ebenso ist der See identisch mit dem Gott, dessen Zorn der Mensch durch das Opfer besänftigen will." (v. H.) Der Charakter der Geister und Götter wird daher jetzt nach Anleitung der mit kindlicher Einfalt betrachteten Naturerscheinungen, mit denen ihr Wesen zu einer Einheit zusammenfließt, gedeutet und immer bestimmter gegeneinander abgegrenzt. In einem allmählichen Differenzierungsprozesse ordnen sie sich in einer Abstufung des Ranges nach ihrer verschiedenen Wirkungsweise. Diejenige Naturanschauung aber, welche das religiöse Gefühl am gewaltigsten and allgemeinsten erregte und dauernd festhielt, war der die Erde weit umspannende leuchtende Himmel. In dem als die höchste Gottheit vorgestellten Himmel suchte das religiöse Bewußtsein aller Völker schon in grauer Vorzeit die Vielheit göttlicher Wesen zur höchsten Einheit zu verknüpfen. „Sonne, Mond und Sterne sind sein Antlitz, der Sturm sein Atem, Wolken und Unwetter das Dräuen seiner Stirn. Als nächtlicher Sternenhimmel mit seinen tausend Augen sieht er alles, als die Weltluft hört er alles; er ist augenscheinlich der Allumfasser, der Allerhalter." (v. H.) Zu einem eigentlichen Monotheismus konnte es indes auf dieser

Stufe geschichtlicher und geistiger Entwicklung noch nicht kommen. Hierfür waren die in den äußeren Lebensbedingungen wie in den Vorstellungskreisen wirksamen zentrifugalen Kräfte zu mächtig. Die Stämme vereinigen sich zwar im Laufe der Zeit zu einem Volke, und der höchste Gott des mächtigsten Stammes wird zum Gott des ganzen Volkes. Gleichwohl vermag selbst innerhalb desselben Stammes der höchst verehrte Gott sich nicht zum einzigen zu erheben; innerhalb der größeren Völkergemeinschaft aber will kein Stamm ganz auf seinen besonderen Gott und Helfer verzichten, den irgend eine spezielle Wirkungssphäre vor den anderen Göttern auszeichnet. Wo sich bei der Aufnahme einer neuen Glaubenslehre die alten Götter eines Volkes den neuen Mächten gegenüber nicht in voller Gleichberechtigung zu erhalten vermögen, da wandeln sie sich diesen gegenüber in untergeordnete oder feindliche Mächte um. Nur selten gehen sie vollständig in den neuen auf. Infolge dieses religiösen Partikularismus bleibt die Vielgötterei bestehen, wie sie durch diesen Partikularismus bedingt ist.

Gleichwohl liegt dem Polytheismus eine Einheit zugrunde, welche durch die für den Naturmenschen bestehende Wesensgleichheit des Lebendigen und Natürlichen, von Gott und Naturerscheinung vermittelt wird. Denn hierdurch war es dem naiven Bewußtsein möglich, das Viele, insofern es eben belebt erscheint, als eines aufzufassen, somit trotz der Vielheit der religiösen Objekte in jedem einzelnen derselben das Göttliche als solches zu spüren, in jeder besonderen Göttergestalt den Gott zu verehren. Diesen Glauben, der die wesentliche Identität aller Naturgottheiten voraussetzt, bezeichnet der berühmte Mythologe und Sprachforscher Max Müller als Henotheismus.

Immer mehr geht aber das Streben dahin, den Gottesbegriff schärfer zu begrenzen, und wie von allen Naturobjekten der Himmel dem Wesen der höchsten Gottheit am besten zu entsprechen schien, so führte auch der leuchtende Glanz (deva, divus) des Himmels zum Prädikat Gott. Als Spender des freundlichen und wohlthätigen Lichts ist der Himmel der Urheber und Vater alles Lebendigen, der Dyaus-pitar, *Ζεὺς πατήρ*, Jupiter, Allvaddur, arabisch Abram (Vater der Höhe), Tiu oder Zio. Der Himmel wurde aber nicht nur in seinen freundlichen Erscheinungen verehrt, sondern auch nach der Seite seiner gewaltsamen Äußerungen. So erscheint Zeus zugleich als Gewitter- und Regen-Gott, der den Blitzstrahl schleudert, den ihm die unterirdischen Elementargeister, die Kyklopen, verfertigen. Sein Schild ist die Ägis, die graue Gewitterwolke, durch deren Schütteln der Donner entsteht. Zu seiner Ergänzung fordert er ein weibliches Prinzip, welches unschwer in der mütterlichen Erde gefunden wurde, die von ihm umfaßt, getragen, erhalten und geschaffen ist. Durch den warmen Regen des Himmels befruchtet, bringt die Erde alles Lebendige aus ihrem empfangenden Mutterschoße hervor und nimmt es in denselben wieder zurück; sie ist der Urgrund alles Werdens, die große Naturgöttin, die alles an ihren Brüsten nährende alma mater. Unter den verschiedensten Namen und Formen wird sie bald als Gattin, als Geliebte, bald als jungfräuliche Tochter mit dem Himmelsgott verbunden. Diese Anschauungsweise von Himmel und Erde als des uralten Götterpaares wurde bei allen Völkern die grundlegende, welche die früher entwickelten religiösen Vorstellungen assimilierte und beherrschte. Sie bildet in einer unendlichen Fülle von Sagen das Grundmotiv, welches besonders noch durch Verschmelzung mit dem Gegensatz von Sonne und Mond,

Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Sommer und Winter mannigfach variiert wurde. Am reichsten aber finden wir die Idee dieses Götterpaares in der griechischen Mythologie ausgeprägt, wo Himmel und Erde in mannigfacher Gestalt vorgestellt wurde, als Uranus-Gaea, Zeus-Demeter (= γη μητηρ, Mutter Erde), Zeus-Hera (oder Dione) und in zahlreichen Zeus-Mythen (Europe, Io, Danae u. a.), in dem Mythus von der schönen Helena, von der Iphigenia und Medea. Auf dem klassischen Boden der Schönheits- und Humanitätsideale wurde auch die Naturreligion zum Ausdruck tiefsinnigster Symbolik in der Form schöner Menschheit erhoben. Das Wesen der Naturgottheiten wurde immer individueller gestaltet, bis sie zu rein menschlicher Persönlichkeit idealisiert von ihrem Naturgrunde als selbständige Wesen sich loslösten. Dieser Entwicklungsprozeß ist bedingt durch einen in der dichterischen Anlage des hellenischen Geistes wie in der Sprache überhaupt liegenden Zwang.

Um seinen Beobachtungen der Naturvorgänge in Worten Ausdruck zu geben, muß sich das naive Denken eines Bildes bedienen, da ihm der Begriff des Geschehens noch fehlt. Diese Bildersprache, in welcher sich die Gedankenwelt des Naturmenschen erschöpft und welche auch die ursprünglichen Vorstellungen desselben über Gott und Welt zum Ausdruck bringt, ist der Mythus. Er ist die Form des vorwissenschaftlichen Denkens. In gewissem Sinne ist schon in der Sprache jedes Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung ein Bild, somit der Abriß eines Mythus. Die Phantasie der Urzeit benennt nicht ein einzelnes Ding, sondern eine allgemeine aus der sinnlichen Anschauung entnommene Vorstellung, die an die menschliche Thätigkeit anknüpft. Alles Benennen ist Klassifizieren. Die Wörter sind ursprünglich Prädikate, welche den Gegenstand

der Anschauung nach den mehr oder weniger zufällig aufgefaßten Beziehungen zu anderen Gegenständen bezeichnen. Individuell wie die Auffassung und Auswahl der verschiedenen Merkmale ist, beruht die Verschiedenheit der Sprachen eben auf der verschiedenen Art, wie die metaphorischen Prädikate zu Symbolen und Repräsentanten des ganzen Anschauungsbildes verwandt werden. Welches Merkmal zur Namengebung führt, das ist teils zufällig, teils ein Ergebnis natürlicher Auslese, indem das treffendste, dem Wesen des Dinges am nächsten kommende Bild und der durch dieses gewonnene Ausdruck die weniger glücklich gewählten Bezeichnungen siegreich überlebt. So appercipiert der Deutsche den Gegenstandsbegriff „Mensch“ durch das Merkmal des Denkens, Mensch bedeutet ursprünglich den Denker, der Grieche durch das Merkmal des aufwärts gerichteten Blickes, der Römer nennt den Menschen den Erdensohn. Der „Mond“ ist der Zeitmesser (ma = messen), die „Erde“ ist das Gepflügte. Der „Wolf“ verdankt seinen Namen im Sanskrit der Apperception durch die Vorstellung des Zerreißens, der Vater seinem Hirtenamte, die Mutter ihrer zumessenden Thätigkeit, die Tochter dem Melken der Kühe. Die französische coquetterie bedeutet eigentlich wie ein Hahn herumstolzieren, und der Liebreiz der Grazien wird von dem ästhetischen Griechenvolke durch die Vorstellung des Fettglanzes appercipiert, und nicht ohne Grund, da das Fett ein Attribut der Schönheit ist, insofern es den Körperformen Fülle und Rundung und der Haut lebensvollen Glanz verleiht. Alle abstrakten Begriffswörter sind durch Metaphern von Wörtern, welche Vorstellungen der empfindbaren Welt bezeichnen, gewonnen worden. Begriffe, die aus den Objekten der sinnlichen Anschauung gewonnen sind, sind daher die ursprünglichen. Unsere ganze Erkenntnis beruht auf der

Anschauung, auf der Erfahrung, und strebt daher beständig nach Veranschaulichung d. h. nach Anwendung des sinnlich-objektiven Begriffs auf das Abstrakte, Unsinnliche. So waren die Wörter ursprünglich insgesamt Teilvorstellungen. Die Auswählung der charakteristischen Eigenschaften eines Gegenstandes und ihre sprachliche Ausprägung stellt somit eine Art unbewußter Poesie dar. In der That ist die Poesie die Muttersprache des Menschengeschlechts und poetische Anschauung die erste Sprachbildnerin. Da das einzige Gebilde der Natur, welches dem Menschen verständlich erscheint, der Mensch selbst ist in seinem Thun und Leiden, so überträgt die Sprache notgedrungen menschliches Leben und Wesen auf die Dinge der Natur.*) „Der primitive Mensch konnte auf die natürlichen Veränderungen nur jene Kausalität übertragen, die ihm allein bekannt war, nämlich die er in sich selbst vorfand. Alle Kausalität war ihm Motivation, d. h. die Natur war ihm belebt und beseelt, und diese anthropomorphistische Betrachtungsweise der Natur hat ihren Höhepunkt erreicht in der Bildung von Mythen, die uns eben darum als die Produkte poetischer Phantasie erscheinen. Sie vernimmt im Donner die zürnende Stimme desselben Wesens, das eben den zündenden Blitz geschleudert hat, und da sie die Wellen im Sturme empört sieht, so liegen ihr beide im Kampfe.“ (du Prel.) Diese bildliche Anschauungsweise ist eine notwendige Form des sich entwickelnden Sprachbewußtseins, und ohne die Metaphern wäre die Sprache nicht über die einfachsten Elemente hinausgekommen. Auch die bewußt schaffende Poesie versinnlicht,

---

*) O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. Essen 1882. Man vergleiche jedoch stets Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg 1882.

belebt, personifiziert alles. Die schöpferische Phantasie vergnügt sich in ihrem Spiele das Ähnliche mit dem Ähnlichen zu vertauschen, dem bloß Sinnlichen eine Seele, dem bloß Geistigen einen Körper zu geben. Im spielenden Urteil naiver Denkweise entspringend bedeutet die Metapher einen ersten Versuch des Menschen sich die ihm zufließenden Wahrnehmungen zu deuten und vor allem die in ihrer Totalität ihm gänzlich fremde, in ihrer Erhabenheit ihn mit den Schauern der Furcht erfüllende Natur auf dem Wege der Analogie d. h. der teilweisen Gleichheit begreiflich zu machen. Was aber dem Menschen in erster Linie vertraut und verständlich erscheint, ist seine eigene Thätigkeit und so trägt er diese in die Natur hinein und schaut sie aus dieser wieder heraus. Dies lehrt uns alltäglich die Sprache der Kinder. Echt kindliche Anschauungsweise war es, wenn ein dreijähriges Kind, wie ich verbürgen kann, ganz aus sich heraus im Hinblick auf die Erscheinung des Blitzes zugleich mit sichtlichem Bewußtsein der Komik seines Einfalles sagte: „Der liebe Gott streicht Zündhölzchen an.“ Ein andermal sagte es bei einem plötzlichen und heftigen Regenschauer: „Das Wasserrohr ist gewiß im Himmel geplatzt.“ In solcher Anschauungs- und Redeweise lag in der Urzeit der *Anlaß* zur Mythenbildung; eine solche Bildersprache ist die Geburtsstätte des Mythus. In dieser Vorstellungsart fehlt aber noch durchaus der Glaube an die Wirklichkeit der Phantasiegebilde. Diese treten vielmehr, wie die Redeweise der Kinder deutlich zeigt, zu der Naturanschauung in einen beabsichtigten Kontrast, dem die Wirkung des Komischen mehr oder weniger anhaftet. *Sehr irrig ist daher die Ansicht der Mythologen, welche meinen, daß der Naturmensch das Bild von vorneherein für die Sache genommen* und beispiels-

weise den Blitz für einen wirklichen goldenen Fisch oder für eine wirkliche Schlange u. a. gehalten habe. Der Glaube an die Wirklichkeit der Phantasiegebilde entwickelte sich erst, als das Metaphorische der ersten Anschauungsweise, welche den mythisch-religiösen Denkprozeß einleitete, in diesem völlig vergessen und überhaupt die ursprüngliche Beziehung eines Ausdrucks oder einer Erzählung auf einen Naturvorgang dem Bewußtsein gänzlich entschwunden war. Wird nämlich die Metapher nicht als solche verstanden, ruft vielmehr das Bild eine Deutung nach dem eigentlichen Sinne der Worte hervor, so setzt sich die dichterische Bildersprache unmittelbar in die erklärende, pragmatisierende, in den Mythus um. Die nicht verstandene Analogie weckt den Glauben an das wirkliche Belebtsein der Naturdinge und ruft so die religiöse Vorstellung zur Ausdeutung herzu und mündet in diese ein. Nach Max Müller führte so z. B. der Ausdruck „goldhandig" in seiner Anwendung auf die Sonne zu der Entstehung einer Erzählung welche erklären sollte, wie die Sonne ihre Hand verloren habe und wie sie durch eine künstliche aus Gold verfertigte Hand ersetzt wurde. Das ist alter Mythus. Die ganze Legende vom heiligen Christoph wurzelt in seinem Namen. „Mythus ist also eine absichtslos und unbewußt im dichtenden Volksgeist zustande kommende Einkleidung einer Idee in das Bild einer geschichtlichen Thatsache; im engeren Sinne eine dichterische Erzählung, welche unter einem sinnlichen Bilde die religiösen Anschauungen von der Götterwelt als geschichtliche Thatsachen verkörpert." (W. Mannhardt.) Auf dieser Entwicklungsstufe des menschlichen Bewußtseins wird der Mythus zu einem ersten Versuch einer metaphysischen Dichtung, indem die mehr und mehr erstarkende dichterische Phantasie die unverstandene fühllose Natur überhaupt zu

überfliegen strebt und die Welt der unerbittlich strengen Thatsachen durch das Gegenbild einer über dem Natürlichen harmonisch sich aufbauenden idealen Traumwelt vergessen macht. Die Gebilde der Phantasie lösen sich ganz von der Natur los, die Naturgottheiten nehmen ein der menschlichen Natur zwar verwandt bleibendes, aber überirdisches Wesen an. In der Anschauung und Ausgestaltung solcher das ästhetische wie religiöse Bedürfnis in gleicher Weise befriedigenden Idealwelt fand der menschliche Kunsttrieb unerschöpfliche und genußreiche Beschäftigung; ja den Gestalten seiner Phantasie gegenüber, welche ihm ursprünglich die Vorgänge der Natur menschlich deuteten, empfand der Mensch schon auf früher Stufe etwas von dem beglückenden Gefühl geistiger Überlegenheit über die Natur, welches sie von ihrer physischen Seite sonst in ihm noch jäh unterdrückte. In der mythologischen Anschauungsweise wurde ihm die Natur zuerst vertraut und wert, und verlor diese auch in der Phantasie zunächst ihre Selbständigkeit,*) so blieb sie doch der ewig frische Quell, aus dem alles menschliche Denken bewußt oder unbewußt Leben und Nahrung empfing. Die Sprache, die Poesie und Mythologie haben eine gemeinsame Wurzel sowohl in der lebendigen Naturanschauung als in den Tiefen des religiösen Gefühls, und eben infolge dieser Wechselbeziehungen ist das religiöse Bewußtsein lange Zeit in dem Vorstellungskreise der symbolischen Naturauffassung festgehalten worden. Ihre schönsten Blüten aber trieben unter der lichten Sonne des griechischen Himmels.

So anmutig jedoch und wahrhaft poesievoll die Natur-

---

*) Alfred Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern, Kiel 1882 u. 1884.

mythen sind, in denen der naive Sinn in vorhomerischer Zeit das Wesen und Walten der Götter sich vorstellig machte, so konnte der griechische Geist nicht dauernd in ihnen sich genügen. Jene unbefangene Naturauffassung und Deutung ihrer Vorgänge trat allmählich zurück; die Betrachtung wandte sich von dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, von Himmel und Erde, Sonne und Mond mehr nach innen in die Welt menschlicher Willensäußerungen, Gedanken und Thaten. Unter dieser vorherrschenden Anschauungsweise veränderten sich auch die Vorstellungen von dem Wesen der Götter. Als personifizierte Naturkräfte sind sie eben ganz und gar nicht sittlich freie Wesen; ihre Handlungen gehen über das physische Geschehen nicht hinaus. Der griechische Geist rang sich aber aus den naiven Vorstellungen der Naturreligion empor zu der reineren, geistigeren Auffassung der Götter als ethischer, selbstbewußter Mächte, die nach durchaus freien, persönlichen Interessen und Motiven handeln. Infolge dessen hoben sich die Götter von ihrem elementaren Untergrunde ab und nahmen eine festere, nur ins Große idealisierte menschliche Gestalt an, freilich mit den menschlichen Vorzügen und Freuden auch alle Leidenschaften und Schwächen, wie uns dies besonders bei Homer entgegentritt. Immerhin führt diese Vermenschlichung der Götter „zu einer Welt konkreter menschlicher Ideale, welche in ihrer Gesamtheit das Ideal der Humanität im hellenischen Sinne des Wortes erschöpfen. So stellt uns z. B. Zeus den würdevollen mächtigen Herrscher auf seinem Throne, Ares den Krieger, Herakles den Athleten, Hermes den geschmeidigen Läufer und Turner, Dionysos den Jüngling im Enthusiasmus des Weinrausches, Apollon den schönheitsstrahlenden Jüngling in der Begeisterung des Sehers und Künstlers, Eros den lieblichen Knaben, Hera die hoheitsvolle Frau,

Aphrodite das Weib in der Fülle seines Liebreizes, Athene die Jungfrau als mutige Verteidigerin des Herdes, als sinnige Künstlerin und kluge Ratgeberin, Artemis die Jungfrau in der ganzen Herbheit ihres Keuschheitsstolzes, Hebe die aufblühende Mädchenknospe dar." (v. H.)

Das eine Götterpaar, Himmel und Erde, spaltete sich in den Götterkreis der olympischen Lichtgottheiten, indem die im Kultus verwerteten Beiwörter derselben und die darin die verschiedenen Seiten ihres Wesens und Verhaltens ausprägenden Vorstellungen bei der dem Griechen innewohnenden Neigung zu stets sich fortsetzender Personifikation zu selbständigen Gottheiten individualisiert wurden. Unter dem Einfluß der mythologischen Sprache wurden somit auch in Hellas die Keime einer einheitlichen Gottesidee, zu der sich der religiöse Geist sonst auch auf griechischem Boden zusammenzufassen suchte, zunächst wieder überwuchert von den Vorstellungen phantasievoller Betrachtung von Natur- und Menschenleben.

Die Vermenschlichung der Götter führte wie zu einem idealen Gegenbild wahrer und schöner Menschheit, so zu einem vertrauteren, freieren, ethischen Verhältnis der Menschen zu den Göttern, wie uns dies auch wieder besonders bei Homer entgegentritt. Wie innig ist nicht die Freundschaft zwischen Pallas Athene, der Göttin des klaren Verstandes, der Besonnenheit und erfinderischen Klugheit, und dem göttlichen Dulder Odysseus, der selbst ein Bild des irrenden Menschen ist, der seine wahre Heimat sucht und unter dem göttlichen Schutze nicht verzagt, wenn auch vielfache Gefahren und Verlockungen ihn auf seinem Wege hemmen und seine Kraft und Ausdauer schwächen, bis er endlich durch List und Klugheit, Mut und Tapferkeit, durch Willenskraft und edle Selbstbeherrschung sein Ziel erreicht.

Wenn nun auch in den Homerischen Dichtungen und besonders in der Odyssee das ethische Element im Wesen der Gottheit als das eigentlich bedeutungsvolle bereits entfaltet erscheint, so erhielt das System der ethischen Weltordnung seine eigentliche Vollendung in den Dichtungen des Hesiod, der etwa 100 Jahre nach Homer die tieferen und geläuterteren Religionsideeen, wenn auch noch in mythischer Einkleidung, zum Ausdruck brachte. Sie haben weiterhin ihre praktische Verwertung durch die Priesterschaft des Apollon-Orakels in Delphi erhalten und endlich ihren verklärenden Abschluß in den Dichtungen Pindars, Äschylus' und Sophokles' gefunden.

Nach Hesiodeischer Lehre war die Welt im Anfang der Dinge und Zeiten ein ungeordnetes Chaos. Die elementaren Kräfte, in der Gestalt der Titanen personifiziert, stürmten ziel- und planlos durcheinander. Das war die Weltära des Kronos. Doch Kronos ward von Zeus und den ihm verbündeten Göttern gestürzt. Die in Zeus personifizierte lichte Himmelsmacht errang nach langem Kampfe den endgültigen Sieg über die Mächte der Finsternis, der Titanen und Giganten, und es wurden von ihm und den Seinen die olympischen Siegesspiele gefeiert. Jetzt begann die neue Weltordnung des Zeus und der olympischen Götter. In ihm, dem Götterkönige, faßte sich die Götterwelt zur einheitlichen Spitze zusammen. Zeus überragt schon bei Homer alle anderen Götter an Kraft und Herrschergewalt. Er ist der Gott aller sittlichen Ordnung der menschlichen Gemeinschaft, der Lenker und Erhalter der Welt, der Beschützer des Rechts und der Rächer des Frevels, der Hort der Staaten, die Quelle von Gesetz und Sitte auf Erden, kurz der Vater der Götter und Menschen. „Der Mensch hat aus der vorausgegangenen Zeit

des Kronos und der Titanen seine Schwachheit und Gebrechlichkeit, seine Verzagtheit und seinen Trotz, seine Leidenschaft und Maßlosigkeit als Erbteil mitgebracht. Zeus aber hat Mitleid mit ihm und sendet ihm herrliche Vorbilder im ausdauernden Kämpfen und Ringen; dies sind die Göttersöhne, die Heroen. Sie sind entsprungen aus den Vermählungen der olympischen Götter und irdischen edlen Frauen.“ (L.) Besonders hebt er das Menschengeschlecht zu einer höheren Stufe des Daseins durch die Veranstaltung der Orakel, vor allen der Apollinischen.

In dieser Religion der ethischen Weltordnung hat Apollo eine sehr hervorragende Stelle. Er vertritt die Lichtnatur seines Vaters nach ihrer reinsten Seite. Wie der Erntesegen unter seinem besonderen Schutze steht, so auch das Wachstum und Gedeihen des menschlichen Lebens. Wie er als Gott der sengenden Sonnenglut durch seine scharfen Pfeile Krankheit und plötzlichen Tod unter die Menschen sendet, so führt er auch wieder durch die heilsam belebende Wirkung von Licht und Wärme die Heilung von Krankheiten herbei. Und wie er körperliche Gebrechen heilt, so läßt er auch Reinigung und Entsühnung der durch Leidenschaft zerrütteten und verschuldeten Seele zu teil werden. Die Reinheit des natürlichen Lichts wird endlich in ihm wie zur geistigen Reinigung, so auch zur dichterisch-prophetischen Offenbarung idealisiert. Er weckt den dichterischen und prophetischen Enthusiasmus und ist selbst Prophet und Offenbarer der Ratschlüsse des Zeus. Die Hauptkultusstätte für die Apollinische Mantik und zugleich das Wahrzeichen der hellenischen Einheit war Delphi. „Von Delphi gingen unzählige Anregungen aus zu Veredlung und Versittlichung des hellenischen Lebens. Hier wurde der Mensch mit gewaltigem Wort gemahnt, seine Leidenschaft zu

bändigen, sich innerhalb der ihm von den Göttern nach ewigem Ratschluß gezogenen Schranken zu halten, niemals nach zu Hohem zu streben. Hier ist das Wort entstanden: *μηδὲν ἄγαν*, halte Maß, und *γνῶθι σαυτόν*, prüfe und erkenne dich selbst. Und wie das innere Leben von Verwilderung und Unmäßigkeit befreit ward, so entstanden im Dienste Apollons unzählige äußere segensreiche Einrichtungen. Aus überfüllten zwieträchtigen Staaten wurden auf des Gottes Geheiß Kolonieen entsendet; der Gott kannte trefflich die Gestade des Mittelmeers." (L.) Selbst das politische Leben stand lange Zeit unter dem Einfluß dieses religiösen Instituts.

Der enthusiastische Verkündiger der Apollinischen Religion war Pindar, der größte Lyriker der Griechen. Sein Mannesalter fällt in die Glanzperiode der griechischen Geschichte, in die Zeit der Perserkriege. Wie die furchtbare Bedrängnis des gemeinsamen Vaterlandes einen Aufschwung des nationalen Geistes hervorrief, so bewirkte diese gewaltige Erschütterung des ganzen griechischen Volkes auch eine Neugeburt des religiös-sittlichen Geistes. Immer klarer und bestimmter trat der Glaube an die Einheit des göttlichen Wesens und die Idee eines gerechten, gütigen, allmächtigen und allwissenden Weltregenten hervor. „Zeus bot als Vater der Götter und Menschen, als Repräsentant des Erhabenen in der Religion der Schönheit und als höchster Wächter der sittlichen Weltordnung ein besonders geeignetes Objekt, um dem sittlichen Bewußtsein des Menschen Pietät und Ehrfurcht vor sich und seinen Ordnungen einzuflößen." (v. H.) Am höchsten entwickelt und am geläutertsten tritt uns die Zeusreligion in der Weltanschauung der griechischen Dichterheroen entgegen.

„Den nächsten Anlaß zu einer poetischen Kunstübung gaben die gymnastischen Spiele, durch die man zugleich die

Götter feierte und mit Anstrengung aller Kräfte, auch derer, welche Reichtum und Weltstellung verleihen, um den Preis rang. Die Epinikien, mit welchen die Sieger festlich gefeiert wurden, dienten zur Verherrlichung des Götterdienstes und der hervorragenden Männer, welche bei diesen Festen den Preis davon trugen. Ein günstiges Geschick hat uns die Siegesgesänge erhalten, in denen sich die Gesinnung ausspricht, die sich den höchsten Ideeen widmet, ohne doch dem althergebrachten Götterdienste abzusagen." (R.)

In den gymnastischen Nationalspielen wurzelt Pindars Kunstübung. In seinen Siegesgesängen sucht er das Leben und die Geschicke einzelner unter mythologischem Gewande darzustellen als eingeordnet in die große Harmonie der höchsten von Zeus geleiteten, von Apollo geoffenbarten Weltordnung. Er empfand ahnungsvoll in allen Geschicken und Fügungen des Daseins das gerechte Walten einer höheren Macht. Mit vollem Bewußtsein widersetzt er sich der Vermenschlichung der Götter, worin er eine dem Wesen der Gottheit unwürdige rohe Vorstellung erblickt, die zu leichtfertiger Impietät führe.

„Menschen ziemt es wohl von den Göttern Würdiges nur zu denken."

„Einerlei zwar ist der Götter und Menschen Geschlecht, aus einer Mutter entsproßt, aber uns trennt die ganz verschiedene Macht; unser Teil ist das Nichtige; der Himmel aber dauert als ewig fester Sitz."

„Des Tages Kinder, was sind wir? Eines Schattens Traum ist der Mensch, aber wo ein Strahl von Gott gesandt naht, da glänzt hellleuchtender Tag dem Manne zum anmutigen Leben."

Auf die Gottheit kommt alles allein an; Zeus schafft

den Sterblichen alles, was sie trifft; er verleiht Erfolg und Mißgeschick, Glück und Unglück.

„Von der Gottheit kommt den Männern die Kraft und die Weisheit.“

„Von Gott hebt jeder Aufschwung menschlicher Tugend an.“

Göttlichen Ursprungs ist ihr in den Menschen gelegter Keim. Im Keime liegt aber das Wesen bereits beschlossen. „Werde, der du bist,“ γένοι' οἷος ἐσσί, lautet daher Pindars herrlich großartige Mahnung, in der sich das höchste Ideal menschlicher Lebensentfaltung ausspricht, die Forderung, sich zu dem auszugestalten, wozu die eingeborene Anlage seines Wesens, in moralischer wie intellektueller und physischer Beziehung, jeden für sich bestimmt, eben zu einem ganzen vollen Menschen, der aus dem Mittelpunkt seines Selbst heraus frei sein Leben bestimmt.

Durch freie Entfaltung aller angeborenen Gaben des Körpers und des Geistes verähnlicht sich der Mensch den Unsterblichen. Das stete Streben nach schönkräftiger Jugend, nach göttlich harmonischer Vollendung ist es daher, worauf Pindar alles Gewicht legt und worauf auch die nationale Erziehung und das geistige Leben der Hellenen jener Zeit sich gründete. „Immer ringt Mühe und Arbeit um der Tugenden Vollendung mit Gefahr drohendem Werke.“

Mensch sein heißt Kämpfer sein. Für ein Menschenkind erscheint Pindar nicht dasjenige Glück das wahre, welches ihm ohne Anstrengung in den Schoß fällt, sondern das im Schweiße der Arbeit, in Mühe und Gefahr erkämpfte. Mensch sein heißt aber auch seiner Schranken und seiner Ohnmacht sich bewußt sein. Die Gesinnung vor allen macht den Wert des Menschen aus. Die höchste Weisheit ist sich bescheiden in heiliger Scheu vor der göttlich gesetzten Ordnung, Maß

und Ordnung in sich selbst zu verwirklichen, in Harmonie mit sich selbst und dem Ganzen zu bleiben.

„Es geziemt sich in allem ein Maß; des achten ist weise Beschränkung.“

„Wer durchaus sein Gemüt hat rein bewahrt von Frevel, der wandelt auf dem Pfade des Zeus zur Kronosburg.“

„Der Neid der Bethörungsgeister bleibt fern, wenn, wer den Gipfel erreicht, in Ruhe genießt und schroffen Übermut vermied. Freundlicher auch erscheint am finstern Ziel ihm der Tod, weil er dem inniggeliebten Geschlecht des Ruhmes Dank, der Güter höchstes, hinterläßt.“

„Götter zu lästern ist sträflicher Vorwitz und in Hochmut zu prahlen wider Gebühr greift in die Saiten der Raserei.“

„Übermut stößt in vermessene Frevel.“ „Hoffart kommt zu Fall.“

„Überhebung stürzte Tantalus von Jovis Tisch; Übermut gewann ihm schrecklichen Fluch.“*)

„Frevel hier oben in Zeus' Herrschaft verübt, straft Einer im Schattenreich nach grausem, unwandelbarem Spruch.“

Diese tiefsittliche Scheu vor vermessenem Trotz, vor Übermut und Überhebung und die sichere Überzeugung, daß dem Frevel die Strafe der Götter folge, gibt der religiösen Weltanschauung der Hellenen ihr durchgreifendes Gepräge. Jene Selbstbeherrschung und weise Besonnenheit, die sich selbst Maß und Schranken setzt, jene Sophrosyne, welche im höchsten Glück sich vor Übermut und stolzer Überhebung bewahrt, im höchsten Unglück ruhig zu dulden versteht, das Streben nach

*) Schon Homer kennt die göttliche Vergeltung der Hybris. 6 f. Ilias 24, 602; 2, 595; Od. 8, 225; 4, 502.

einem schönen Ebenmaß aller Kräfte des innern und äußern Lebens, dieser angeborene Sinn für Harmonie und edles Maß macht das eigentliche Wesen des hellenischen Geistes aus. Der Hellene empfand die Schranken des Irdischen so tief und so lebendig, daß ihm der Mensch geradezu unvermögend erschien, sich dauernd auf der Höhe außergewöhnlicher Macht zu behaupten. Er wußte, ein Übermaß des Glückes und des Kraftgefühls trübt gar leicht die Einsicht in den wahren Wert der Dinge, bethört den Sinn und führt in dieser Verblendung zu frevelhaftem Übermut, zur Verschuldung (Hybris), ein Gedanke, der in älterer Zeit sich in die naiv-mythologische und populäre Vorstellung von dem Neide der Götter einkleidete, von denen die bethörende Ate ausgeht und das natürliche Gleichgewicht durch plötzlichen Glückswechsel wiederhergestellt wird. Diese Vorstellung finden wir schon bei Homer, mehr jedoch in der Odyssee als in der älteren Ilias, die nur mit ihren jüngeren Bestandteilen in das achte Jahrhundert hinunterreicht. Dieselbe Vorstellung finden wir ferner bei Pindar und zwar noch fast ganz in der homerischen Fassung. Indem er Korinthos preist, wünscht er, daß der weitherrschende Zeus neidlos bleiben möge alle Zeit hindurch. Das bescheidene Streben nach Genuß, meint er, wird der Neid der Unsterblichen nicht stören; auf allzu hohe Dinge aber den Blick zu richten ist gefahrvoll. Offenbar hatte der Volksglaube sich in diese Vorstellung schon völlig eingelebt, als der Vater der Geschichte in Olympia vor dem zahlreich versammelten, festlich gestimmten Volke der Hellenen sein Geschichtswerk vorlas, das ganz von der Idee des Neides der Götter durchdrungen ist. Die Ansicht von dem Gleichmaß des Glückes und Unglücks, das Menschen und Völkern beschieden ist, und der über dieser Ordnung wachen-

den Eifersucht der Gottheit finden wir besonders in der Unterredung des Krösus und Solon (I 32), in dem Briefe des Amasis an Polykrates (III 40) und in der Unterredung des Artabanus und Xerxes (VII 10) ausgeführt. Diese Ansicht steht im engsten Zusammenhang mit dem Glauben an das Verhängnis, das Menschen wie Götter erreicht und darüber wacht, daß das dem Menschen zugeteilte Maß von Glück und Unglück nicht durch die maßlosen Begierden und Bestrebungen der Menschen überschritten werde. Diese sittlich ausgleichende und rächende Schicksalsmacht ist die Nemesis. Wie der Blitz in die hohen Bäume einschlägt, so ereilt sie den Übermütigen und duldet nicht, daß er die ihm gesteckten Schranken überschreitet. Entsprechend dieser Auffassung, daß die Götter ein zu hohes und zu dauerndes Glück der Menschen nicht dulden, werden diejenigen Sterblichen als die glücklichsten gepriesen, denen es beschieden ist unmittelbar nach dem Genuß höchsten Glückes zu sterben, weil sie so dem sonst unausbleiblichen Glückswechsel zu entgehen vermochten.

Diese Anschauung göttlicher und menschlicher Dinge, wie sie das Epos und besonders Pindars Lyrik vertritt und welche auf der völligen Harmonie des Gottesbewußtseins mit dem Selbstbewußtsein beruht, enthält nur die eine Seite in der religiösen Entwicklung der Griechen. Da die olympischen Götter den Menschen als eine jenseitige Welt entrückt und über sie unnahbar hoch erhaben sind, so mußte die Gottheit dem in seinem Zweifel an ihre Realität erstarkenden Bewußtsein mehr und mehr ein Unfaßliches, Fremdes werden.

Wenn Zeus bei Homer die Schicksalswage befragt, so ist das zunächst nur ein metaphorischer Ausdruck für das gerechte Walten seines alles Gute fördernden, die Menschengeschicke nach persönlich freier Entscheidung lenkenden Willens.

Die Moira ist eben bei Homer noch keine selbständige Macht, sondern nur ein Ausfluß des allherrschenden Zeus, ein Ausdruck seines Götterwillens. Aber diese und ähnliche bildliche Ausdrücke, in denen sich der Dichter und das mythologische Denken überhaupt den Vorgang in den Gedanken und Ratschlüssen des Zeus analysierte und gegenständlich machte, erhielten eine selbständige, auf den Vorstellungslauf rückwirkende Kraft. Insofern die Gerechtigkeit als ein Ausfluß des höchsten Wesens erscheint, wird Dike zur Göttin der Gerechtigkeit individualisiert und als die jungfräuliche Tochter des Zeus vorgestellt. Die Nemesis ist eigentlich das Gefühl des tiefen Unwillens, welches die Hybris bei den Göttern erregt und wodurch diese veranlaßt werden durch Strafvollzug das Sittengesetz zu wahren. Diese Eigenschaft der Götter wird dann zu der selbständigen Gottheit personifiziert, welcher die strenge Vergeltung obliegt. In diesem Abstraktionsprozeß wird endlich auch der göttliche Wille von seinem Träger losgelöst und als ein Reales für sich gedacht. Das von Zeus nach dem Gesetz eines sittlichen Zweckes Verhängte wird in dem Abstraktum Verhängnis (bei Homer *κατακλῶθες*, *κήρ*, *μοῖρα*, *μόρος*, *αἶσα*) zusammengefaßt und indem sich mit diesen Abstraktionen andere Begriffe verbanden, welche die vom freien Willen des Menschen unabhängige, in der Natur der Dinge selbst liegende Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Notwendigkeit, wie Geburt und Tod, Naturanlage, Glück und Unglück bezeichnen, erhielt die Idee des Schicksals (*θεία μοῖρα*) in der mythologischen Anschauungsweise mehr und mehr die Bedeutung einer selbständigen, aktiven Macht, die sich schließlich zu einer dämonischen Gottheit auskrystallisierte. Zufolge einer Deutung nach dem eigentlichen Sinne der Worte nimmt sonach Zeus die Wage zur Hand, um den ihm noch unbekannten

Willen einer ihm übergeordneten Macht zu erkunden. Das Schicksal tritt als unpersönlich und bewußtlos wirkende Macht der unabänderlichen Naturnotwendigkeit dem Götterwillen entgegen und waltet als blindes Verhängnis über Götter und Menschen. Die aus ihrem Gottesfrieden durch das unselige Bewußtsein der Gottentfremdung aufgeschreckte, unter dem Drucke der furchtbaren Schicksalsidee verzweifelnde Menschenseele suchte daher eine innigere Verbindung mit den diesseitigen (chthonischen) Gottheiten der alten Naturreligion, mit Kora oder Persephone und Dionysos. Ihr Wesen ist die Personifikation des vegetativen Erdenlebens, das im Herbst abstirbt und im Frühling neu auflebt. Demgemäß erfahren auch diese Götter eine Wiedergeburt; sie sterben und leben wieder auf, gehen zum Hades hinab und kehren im Frühling auf die lichte Oberwelt zurück. Mit dem jähen Wechsel ihres Schicksals empfand das von Leid und Freude des Lebens hin- und hergeworfene Menschenherz eine tiefe Sympathie und suchte durch symbolisch-dramatische Vorführung der den Naturprozeß des Sterbens und Auferstehens abspiegelnden Leidensgeschichte des Gottes eine Vergewisserung der Unsterblichkeitshoffnungen. „Die Herbst- und Winterfeste dieser Gottheiten tragen den Charakter tiefer Trauer, die Frühlingsfeste den des unbegrenzten Jubels. Diese Gottheiten erlangten mit der Zeit sehr hervorragende Bedeutung. Ihr Kultus bestand wesentlich in einer in hohem Grade leidenschaftlichen Seelenerregung der Beteiligten bei den Festen der Trauer und des Jubels. Die Verzückung und Ekstase galt als Blüte des religiösen Gefühls, die Gläubigen versetzten sich bei den Festen ganz in die Empfindungen der Gottheit selbst, sie suchten ganz eins zu werden mit ihr. Während in der Apollinischen Religion jede Leidenschaft ferngehalten und nur die gehoben-

weihevolle Stimmung als der göttlichen und menschlichen Harmonie entsprechend hingestellt wird, ist in jenem Kultus die Erregung der leidenschaftlichen Empfindungen bis zu völliger Verzückung eben die Regel.“ (L.) Die in diesem Sinne gefeierten Mysterien-Kulte, in welche nach und nach die Mehrzahl der Griechen sich einweihen ließ, bilden eine wichtige Ergänzung des öffentlichen Kultus. In der Mysterien-Religion suchte das von dem Zwiespalt des Gottes- und Selbstbewußtseins gequälte Herz Befreiung von dem ihm anhaftenden Leid des Bewußtseins, indem es durch Steigerung der Affekte des Schmerzes und der Lust bis zu völligem Aufhören des Bewußtseins zeitweiliges Selbstvergessen zu finden trachtete. Dies ist der Charakter des Dionysoskultus, wie er besonders in den Eleusinischen Mysterien gepflegt wurde. Zum Heil für die durch ihn in ihrer Existenz bedrohte Menschheit wurde jedoch der Dionysosfeier ihr verderblicher Charakter genommen, indem sich aus den orgiastischen Umzügen und den von Gesang und Flöte begleiteten ekstatischen Tänzen allmählich eine neue, reinere Form des Gottesdienstes gestaltete — die Tragödie. „Der Chor*) trug Hymnen zu Ehren des gefeierten Gottes melodisch unter Begleitung musikalischer Instrumente mit rhythmisch gegliederten Bewegungen

*) „Chorgesänge, welche die Stimmung des Volkes bei den Leiden und Freuden des Gottes aussprachen, während die Handlung vorausgesetzt oder durch den Opfergebrauch symbolisch angedeutet wurde, sie waren die Wiege der antiken Tragödie. Bald machte ein Vorsänger sich geltend, der entweder als Darsteller des Gottes oder als ein Bote desselben von seinen Geschicken erzählte, und der Chor knüpfte daran ein Lied, in welchem er seine Empfindungen kund gab. Thespis fügte einen Schauspieler hinzu, der abwechselnd verschiedene Personen in lebendiger Beziehung zum Chor darstellte und so den Dialog begründete; dieser diente immer

vor. Diese Hymnen wurden nun durch rhapsodische Zwischensätze unterbrochen, in welchen ein dem Gott nahestehender Heros redend eingeführt wurde; erst zaghaft schritt man zur Einführung eines Mitunterredners, und nur allmählich ging man auf dem so betretenen Wege der Vermehrung der Rollen weiter vor." (v. H.) Auch die Tragödie ist somit nur ein besonderes Symbol des allgemeinen religiösen Lebensinhaltes. „Die Religion der Schönheit setzt den Künstler an die Stelle des Priesters, und als dieser religiöse Inhalt mit der künstlerischen Form in ein reines Gleichgewicht gesetzt war, da war der Höhepunkt der griechischen Kunst erreicht." (v. H.) Da in dem Wesen der Handlung die Notwendigkeit lag, die gegen einander wirkenden Kräfte unmittelbar zur Anschauung zu bringen, so fügte Äschylus*) unter Zustimmung des Staates der Rolle des ersten Schauspielers (Protagonisten) die eines zweiten (Deuteragonisten) hinzu, wodurch er den dramatischen Dialog wesentlich vervollkommete und das bisherige

noch zur Einleitung einer lyrischen Situation, die dann der Chorgesang ihrem musikalischen Gehalte nach entfaltete. Das Ganze war noch dramatisierte Lyrik. Erst als Äschylus seinen Kriegergeist der Bühne zuwandte, sprang die Tragödie wie Pallas in voller Rüstung aus seinem Haupt" (Carriere.)

*) „Dem Äschylus wird ferner die Erfindung des Kothurns, der Maske, der prächtigen Kostüme zugeschrieben, durch welche erst die äußere Erscheinung der auftretenden Personen dem hohen Charakter seiner Poesie und den Vorstellungen, die man sich von der erhabeneren Gestalt der Heroen macht, entsprach." (Droysen.) Auch für wirksame Bühneneffekte (schwebende Gestalten, phantastische Tierbilder, geflügelte Wagen, aufsteigende Schatten, Donner und Blitz, Erdbeben) sorgte er durch Maschinen aller Art. Sophokles vollendete die Dekoration der hinteren Bühnenwand (Skene) durch landschaftliche und architektonische Prospekte von kunstgerechter Perspektive.

Oratorium erst in ein eigentliches Drama umschuf. Sophokles fügte noch den dritten Schauspieler (Tritagonisten) hinzu, eine Neuerung, welcher auch Äschylus in seinen letzten Stücken folgte. Indem dieser zuerst den pragmatischen Zusammenhang der Handlung zum Wesen des Dramas machte und so den äußeren Umfang des Spiels vergrößerte, wurde die Ausdehnung der Chorgesänge beschränkt. Gleichwohl bleibt der Chor (aus 12—15 Choreuten bestehend) Mittelpunkt der Tragödie. Die Chorgesänge bilden in der Entwicklung der dramatischen Handlung gewisse Ruhepunkte; der Chor gibt dem Stimmungsgehalt der Situation einen lyrischen Ausdruck. „Er ist der Repräsentant des Volkes, der ideale Zuschauer, der bei den im Lauf der Handlung sich ergebenden bedeutenden Situationen die Empfindungen der Zuschauer in kunstvoller Weise harmonisch ausspricht; zugleich verknüpft er in seinen Gesängen das gegenwärtige Geschehen mit dem Ratschluß der Götter, enthüllt in alten Mythen ein entsprechendes Bild für dasselbe und offenbart es dadurch als eine ewige allgemein gültige Geschichte." (Carriere.) „Als Mittelpunkt der Tragödie gibt er dem Ganzen erst Haltung und zeigt symbolisch das ruhig Beharrende im Sturm der Leidenschaft und im Untergange des Lebens." (Böckh.) Er gleicht in dieser Hinsicht nach Schopenhauer dem Baß in der Musik, welcher als stete Begleitung den Grundton jedes einzelnen Akkordes der Fortschreitung vernehmen läßt.

Auch die Tragödie versetzt den Menschen außer sich und erschüttert sein Gemüt bis in die innersten Tiefen durch Erregung von Affekten, aber nicht mehr durch die unvermittelten Empfindungen des Schmerzes und Schreckens, sondern durch die mittelbaren des Mitleids und der Furcht. In der Tragödie erweitert sich die Leidensgeschichte des Gottes (Dionysos)

zu einem Abbild des menschlichen Leidens, in dessen Darstellung die Widersprüche des innern und äußern Lebens hervortreten, das Doppelseitige und Zwiespältige desselben aber aufgehoben wird in dem endgültigen Siege des Sittengesetzes, der sittlichen Weltordnung. So ist die Tragödie aus dem Charakter der Dionysos-Religion, aus der sie erwachsen, ganz allmählich wieder in denjenigen der Apollinischen übergegangen, in jene weihevoll gemäßigte Empfindung der geistigen und physischen, der göttlichen und menschlichen Harmonie.

Äschylus zeigt uns in seinem Prometheus den Beginn des tragischen Kampfes, den Pindar als beendet ansah, den Abfall des Menschen von dem alten Götterglauben. Somit wählt die Tragödie als Stoff eben den Konflikt des Gottesbewußtseins mit dem Selbstbewußtsein und stellt sich unmittelbar in die gärende Bewegung des religiösen Denkprozesses. Die sittliche Freiheit des Menschen tritt in den Kampf mit dem Schicksal, welches aber mehr und mehr zur Einheit verschmolzen wird mit dem höchsten Willen des Zeus, dessen Kraft und Macht von jeher als eine den übrigen Göttern weit überlegene gegolten hatte. Darum wird Themis, die Bewahrerin jenes Gesetzes im Universum, welches den ursächlichen Zusammenhang der Dinge ausdrückt, zur Gattin des Zeus, und die Moiren, die Bewahrerinnen der Lebenslose der einzelnen Menschen, werden als seine Töchter vorgestellt, und als ihre Schwestern erscheinen die Erinyen, die Werkzeuge seiner Rache, die Dienerinnen der von Zeus repräsentierten sittlichen Weltordnung. Als höchster Herr des Himmels und der auf unwandelbaren Gesetzen beruhenden Naturordnung wird Zeus der Führer der Moiren genannt. Er ist der Walter des Schicksals, er leitet nach altehrwürdigem Gesetz die Weltgeschicke. „Wie vom Schicksal es ver-

hängt ist, so geschieht es; unumgehbar ist des Zeus ewiger, nie wankender Rat."

Prometheus, in dem der aufstrebende, seiner selbst sich bewußt werdende, aber an die Fessel seiner Endlichkeit ohnmächtig gebundene Menschengeist personifiziert erscheint, kämpft im titanischen Aufbäumen gegen die Gewaltherrschaft des Zeus an und sucht durch unbändigen Eigenwillen „dem ewigen Ratschluß des Zeus vorzugreifen"; doch schwer muß er büßen für solche Schuld, „damit er fügsam ehren lerne die Herrschermacht des Zeus, denn unbeschränkt herrscht Zeus allein."

Als das große weltgeschichtliche Gottesgericht über übermütiges Trotzen auf eigene Macht und äußere Kraft erscheint dem Dichter auch der Ausgang des Perserkrieges, an dem er selbst als Mitstreiter teil genommen:

„Sie sind geschlagen
Zum Lohn des Frevels und des frechen Übermuts,
Die, fallend ins Hellenenland, dort ohne Scheu
Die Tempel brannten, Götterbilder plünderten.
Die Leichenhügel werden noch im dritten Glied
Als stumme Zeugen klar den Menschen predigen:
Daß Stolz und Hoffart nicht geziemt den Sterblichen.
Hoffärtig Trachten ahndet Zeus und Übermut,
Und züchtigt scharf und fordert streng Gericht."

Diese Idee der strafenden Gerechtigkeit, einer unumgänglichen moralischen Verantwortlichkeit tritt in allen Tragödien des Äschylus hervor. Solange Zeus waltet, waltet dies Gesetz: „Wie jeder thut, also muß er leiden." Die menschlichen Thaten sind von den ihnen entsprechenden Folgen unweigerlich begleitet. Dem Bösewicht folgt die böse That wie das Feuer, das unter der Asche glimmt, und der Übelthäter geht

in seinen eigenen Thaten unter, denn jede Unthat trägt ihren Racheengel schon unter ihrem Herzen. Das Ethos, der Charakter, die Gesinnung ist daher, wie Heraklit sagt, der Dämon des Menschen. Die Götter sind nicht schuld an den Übeln der Menschen. Seitdem Sokrates den Neid als die Betrübnis über der Freunde Wohlergehen bestimmt und behauptet hatte, daß derselbe sich nur bei thörichten Menschen finde, war die naiv-volksmäßige Vorstellung von dem Neide der Gottheit und ihrer Mißgunst gegen die zu ihr heranstrebende Menschheit erschüttert. Auch Plato spricht dies wiederholt auf das Bestimmteste aus. So sagt er im Timäus von dem Weltschöpfer: „Er war gut; in dem Guten aber entsteht kein Neid über irgend etwas. Da er also über den Neid erhaben war, wollte er, daß alles ihm möglichst ähnlich werde." Ebenso sagt Aristoteles: „Wenn aber die Dichter Recht haben und es in dem Wesen des Göttlichen liegt neidisch zu sein, so muß sich das besonders in der Philosophie zeigen und alle, die sich hier hervorthun, unglücklich sein. Aber die Gottheit kann nicht neidisch sein; sondern, wie das Sprichwort sagt, lügen die Dichter gar mancherlei." So hat sich die Vorstellung von dem Neide der Götter auch unter dem Einfluß der Philosophen geläutert zu der Vorstellung der Gottheit als einer sittlichen Macht, welche den Frevel mißbilligt, Überhebung und Hochmut ahndet.

Die bei Äschylus noch mit Grauen gemischte Furcht vor der göttlichen Allgewalt ist bei Sophokles zu einer ebenso demütigen als zugleich vertrauensvollen Ehrfurcht gemildert. So verweist der Chor die verzweifelnde Elektra tröstend auf das göttliche Walten: „Sei ruhig, o Kind, sei ruhig! noch lebt im Himmel Zeus, der Große, der alles sieht und ordnet: Dem Gott befiehl deines Grolles Schmerzen."

Anklänge an diesen demutsvollen, gottergebenen Sinn finden wir allerdings auch schon bei Äschylus, so z. B. wenn der Chor im Agamemnon singt:

„Zeus, wer Zeus auch immer sei, mit dem
Namen ruf' ich jetzt ihn an;
Keinen weiß ich auszuspähn,
Keinen als Zeus, auf den ich die nichtige Bürde der Sorge
Werfen mag mit Zuversicht."

Auch bei Äschylus schon offenbart sich das im Menschengeist aufkeimende Bewußtsein göttlicher Gnade, denn diese ist es, welche den Orest vom Fluche befreit und die Strenge des Strafgesetzes überwindet.

Im Sinne der lautersten Frömmigkeit und mildester Humanität schildert uns aber besonders Sophokles die Gottheit, deren Macht und Gesetz das menschliche Leben umschließt. Ihre Schickung soll der Mensch mit Ergebung ertragen, alles Leid Zeus anheimstellen, über das Maß der menschlichen Natur nicht hinausstreben.

„Am ersprießlichsten ist, um glücklich zu sein,
Der besonnene Sinn: nie frevle darum
An der Götter Gesetz! Der Vermessene büßt
Das vermessene Wort mit schwerem Gericht;
Dann lernt er zuletzt
Noch weise zu werden im Alter,"

so preist der Chor am Schluß der Antigone die Besonnenheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung als die höchste Tugend.

Den frevlen Reden der Jokaste im König Ödipus empfiehlt er sorgsam Götterfurcht und Beobachtung der göttlichen Ordnungen:

„Ach, wär' es Los meines Lebens,
Rein zu wahren fromme Scheu bei jedem Wort und jedem Werke,
Treu den Urgesetzen,
Die, in den Höh'n wandelnd, in Äthers
Himmlischem Gebiet stammen aus dem Schoße
Des Vaters Olympos, nicht
Aus sterblicher Männer Kraft
Geboren. Niemals wiegt sie in Schlaf stumme Vergessenheit,
Es belebt sie mächtig ein Gott, der nie altert."

Wie eitel und hinfällig menschliche Größe, wie schwach menschliche Tugend sei und wohin die Verblendung des Menschen über sich selbst führt, das ist das Thema dieser erschütternden Tragödie.

Selbst der Held in seinem Hochsinn, in der vollen Kraft seiner sittlichen Erhebung muß der Schwäche der Menschennatur seinen Tribut zahlen. Mag er noch so stolz sein auf seine Würde, mag er trotzen auf die Vorzüge seines Geistes, auf die Stärke seines Körpers — an der unglücklichen Katastrophe des telamonischen Aias wird die Wahrheit ergreifend dargethan, daß der Mensch seine Abhängigkeit von einer höheren Macht nicht vergessen darf, wenn er nicht mit Gewalt aus seinem Eigendünkel herausgerissen werden und mit tiefster Beschämung seine Ohnmacht erkennen will. Hatte der telamonische Aias sich gerühmt auch ohne den Beistand der Athene siegen zu wollen, so knüpft die Göttin an seine Demütigung für ihren Liebling Odysseus die mütterliche Mahnung:

Auf solches achtend rede denn niemals ein Wort
Des Übermuts wider uns Unsterbliche,
Noch blähe dich in Hochmut, wenn du mehr an Kraft
An goldnen Schätzen mehr gewannst als andere.

Ein kurzer Tag senkt nieder alles Menschenwerk,
Und hebt es wieder; aber nur bescheidnem Sinn
Sind hold die Götter, doch den Bösen hassen sie.

In diesen ethischen Ideeen erkannte und verehrte der in den hervorragendsten Denkern und Dichtern sich offenbarende hellenische Geist die unvergänglichen Züge reiner Menschlichkeit und wahrer Menschengröße. Es war der Geist der Gottergebenheit und versöhnender Menschenliebe, der Geist aufopferungsvoller Hingabe an das Allgemeine, der Geist der Selbsterkenntnis, der die Dinge nach ihrem wahren Werte schätzt und sich nicht durch den bloßen Schein blenden läßt, der zum erstenmale in dem allgemeinen Entwicklungsprozesse der Menschheit zu voller Klarheit des Bewußtseins aufleuchtete.*) „In der Zeusreligion fand die griechische Volksreligion und die griechische Philosophie ihren Einheitspunkt und der Entwicklungsgang der griechischen Geistesbildung seinen würdigen Abschluß.“ (v. H.) Aus dem Kultus ging auch die Kunst der Hellenen hervor, und das Eigentümliche der griechischen Kunstschöpfungen besteht nach der Seite ihres Ideeengehaltes gerade darin, daß sie in ihren reinsten und erhabensten Ideeen die andachtsvolle Beziehung zur Gottheit als Ursprung und Inhalt offenbaren. „An dem Götterbilde entwickelte sich die Plastik, am Göttertempel die Architektur, am Götter- und Heroenmythus die Poesie, an dem Hymnus, dem Päan und der Ode Musik und Tanz, aus den religiösen Festen die Spiele und Schauspiele.“ (v. H.) Trotz dieser Abhängigkeit von dem Kultus unterscheidet sich aber die griechische Kunst von der orientalischen, durch die sie in ihren

---

*) Über den „Weltgang der griechischen Kultur“ siehe Ernst Curtius Altertum und Gegenwart I 59. Berlin 1882.

Anfängen beeinflußt ist, wesentlich dadurch, daß sie sich frei von hierarchischen und despotischen Fesseln entwickelt hat und daß das freie Bürgertum es war, welches die Kunst zu so hoher Blüte führte und sie zu dem schönheitverklärten Ausdruck reiner Menschlichkeit machte.

VII.

Philosophie der Kunst.

„Ernst ist das Leben,
Heiter ist die Kunst."

Wie alles hier auf Erden, so haben auch die Ideeen ihre Entwicklung; der immer neu zuströmende Erfahrungsstoff gibt den Begriffen einen neuen Inhalt, und so sind auch die religiösen Ideeen in einem beständigen Umwandlungsprozeß begriffen und hierin abhängig von der gesamten Kultur, dem Gesamtbewußtsein der Zeit. In den Zeiten barbarischer Unwissenheit wurzelt die Religion in dem niedern, Geist und Gemüt einschnürenden Gefühle der Furcht und führt behufs einer Versöhnung der zürnenden Gottheit zu den unsinnigsten Veranstaltungen des Egoismus und des Aberglaubens. Wie aber der Schmetterling die Raupe verläßt, so hat die Religion, der Geisteskultur folgend, die niedern Affekte von sich gestreift und sich durchdringen lassen von dem Bewußtsein der Gotteskindschaft und Gottesgemeinschaft, von der Gewißheit, daß „Gehorsam besser ist als Opfer". Die Religion wurde hiermit in die Gesinnung verlegt, die in werkthätiger Nächstenliebe sich offenbart. Diese Idee des praktischen

Christentums, des höchsten Ideals der Religion, ist nur leider im Laufe der Zeit wieder überwuchert von den Schlingpflanzen theologischen Wunder- und Buchstabenglaubens, wodurch eine Kluft zwischen Glauben und Wissen geschaffen ist die sich jetzt geradezu verhängnisvoll durch alle Wechselbeziehungen der Menschen hindurch zieht, welche jedem einzelnen, der es ernst mit sich meint, einen Seelenkampf aufnötigt, an dem mancher verblutet ist und seine gesunde Geisteskraft erschöpft hat.

Die wahre Religion hat indes das Fortschreiten wissenschaftlicher Erkenntnis nicht zu fürchten, denn diese steigert und läutert nur die Ausdrucksformen der religiösen Stimmung. Diese ist in der That um so reiner, je mehr sie der Einklang einer geläuterten Naturerkenntnis und wahrer Geistesfreiheit ist, je mehr sich die Hingabe an das Unbegreifliche, Göttliche mit einem Gefühl für die Erhabenheit der Natur und ihrer die Welt gesetzmäßig durchwaltenden Kräfte verbindet, je mehr sich das eigene Ich in der Anschauung des Kosmos erweitert. Nur weil sich die religiöse Stimmung nicht in fortschreitender Harmonie mit dem Ganzen gehalten hat, sind die Dissonanzen zwischen Glauben und Wissen entstanden, welche jetzt vergeblich ihre Auflösung in die Konsonanz der Wahrheit suchen, die nur *eine* ist. Die modernen Anschauungen sind schon längst andere geworden, als sie in den Zeiten der Reformatoren waren. Wohlan! Die Religion unserer Zeit muß sich wieder in Einstimmung setzen mit der modernen Geisteskultur, mit den Ideeen der Humanität, welche für Kunst und Wissenschaft die Leitsterne sind. Sie wird dadurch nicht entthront, sondern in Wahrheit nur wieder zu einer allgemeingültigen Macht des Gemütes erhoben, daß man ihr Wesen nicht in den starren Lehrbegriffen einer Kon-

fession sucht, sondern in dem rein menschlichen Stimmungszustande des Herzens, welches sich unter dem Eindrucke alles Wahren, Guten und Schönen läutert und zur Andacht erhebt. Bestände das Wesen der Religion, wie leider noch immer vielfach die Voraussetzung ist, in einem bloßen Fürwahrhalten kahler Dogmen, so gäbe es für die Mehrzahl der Gebildeten keine Religion mehr, denn der auf der Höhe der Zeitbildung stehende moderne Mensch läßt sein Denken nicht mehr in die für ihn toten Formeln früherer Jahrhunderte einspannen.

Wie Religion und Kunst in Griechenland so innig verbunden waren, daß man die griechische Religion wegen ihres sinnlich-ästhetischen Charakters mit Recht als die Religion der Schönheit bezeichnet hat, so steht die religiöse und ideale Entwicklung des menschlichen Geistes überhaupt in einem inneren Zusammenhange. Religion und Kunst haben eine gemeinsame Wurzel in dem allgemeinen Bedürfnisse des Menschen nach einer Ergänzung der rauhen Wirklichkeit durch eine Idealwelt, in welcher die Widersprüche des Lebens harmonisch ausgeglichen sind und das Sehnen und Zagen des Herzens zeitweilig zur Ruhe und Einstimmung gelangt. Die Reinheit der Stimmung, die weihevolle Erhebung des Gemütes über die Schranken und Mängel des Irdischen, welche die Religion durch eine dem Herzen sich bewährende Symbolik und durch die *innere* Gewißheit des Glaubens an eine höhere Weltordnung der Liebe und Gerechtigkeit, sowie durch selbsteigene Bethätigung wahrer Menschenliebe erzeugt, sucht die Kunst durch den schönen Schein einer höheren Wirklichkeit hervorzurufen, welche die schöpferische Phantasie für die *unmittelbare Anschauung* hinstellt. Sie führt uns

Aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich,
In die heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen. (Schiller.)

Aus unbewußter, träumender Kraft schafft die Phantasie Gebilde, denen in sittlicher und ästhetischer Beziehung innere Wahrheit und Bedeutung zukommt, insofern sie eben der unmittelbare Ausdruck alles dessen sind, was der Mensch als wahr gut und schön, als göttlich und unaussprechlich verehrt. „Die wahre Kunst ist edel und fromm von selbst", sagt Michel Angelo, „denn schon das Ringen nach Vollkommenheit erhebt die Seele zur Andacht, indem sie sich Gott nähert und vereinigt", und nicht minder bedeutsam ist der Ausspruch Goethes: „Die Menschen sind in Poesie und Kunst nur so lange produktiv, als sie religiös sind." „Religiös," sagt Friedrich Vischer, „ist die Seele in jedem Momente, wo sie von dem tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durchweicht, im Mittelpunkte des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: sei gut! lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! diene ihm! fördere! wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise." Die Religion, von welcher diese Männer der Kunst und Wissenschaft Zeugnis ablegen, ist nicht eine Religion, welche die Gemüter und Leidenschaften in den Fesseln abergläubischer Furcht gefangen hält, die das schwache, in Unwissenheit zagende Herz nicht zur Ruhe kommen läßt, die es immer von neuem in seinen Tiefen aufrührt und Seelenangst und Seelenpein erzeugt, um Gewalt über die Gemüter zu behaupten. Es ist die Religion, welche die Seele befreit von den Banden finsterer Wahnvorstellungen und die aus dem Gleichgewicht

aller Seelenkräfte im Individuum als die Blüte reiner Menschlichkeit hervorgeht. Weihevolle Hingabe an das Objekt, Aufgehen in begierdelose Betrachtung, edle Bethätigung der Geisteskräfte bis zu wonniger Selbstvergessenheit — das sind die allgemeinsten Merkmale religiösen Verhaltens. Selbstvergessene, hingebende Thätigkeit ist, in welchen Lebensbeziehungen auch immer, die ursprüngliche, am reinsten fließende Quelle religiöser Empfindung. Das Gefühl innerer Erhebung über die Banden des Irdischen, Niederen und Vergänglichen, frei werden von dem Drucke der Endlichkeit in seliger Ahnung des Göttlichen, Ewigen, Vollkommenen — das ist Religion. Mag auch die religiöse Empfindung im Laufe der Zeit für das gewöhnliche Bewußtsein an bestimmte Formen der Lebensbethätigung und an ganz bestimmte Vorstellungskreise fixiert worden sein, durch welche sie nun für die große Masse am leichtesten ins Spiel tritt, im Grunde ist sie doch nur die differenzierte und gesteigerte Form, der jede hingebende Thätigkeit begleitenden andächtigen Stimmung. Die Erforschung der Wahrheit besteht in der stillen inneren Hingabe an sie, und was vermöchte die produktive Einbildungskraft stärker anzuregen und voller zu beschäftigen als die Kunst. Mit Recht sagt daher Goethe:

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt
> Hat auch Religion;
> Wer jene Beiden nicht besitzt
> Der habe Religion.

Beschäftigung ist für uns Menschen die Quelle der Verjüngung, die Geist und Sinn befreiende und läuternde Macht, die sich in dem Spiel des Kindes, in ernster Arbeit, in rechtem Handeln und in der Bethätigung der Kunst durch ungemessene

Mehrung des Lebens- und Wertgefühls, durch das Bewußtsein der inneren Übereinstimmung, durch wahren Seelenfrieden offenbart. Beschäftigung macht das Leben erst lebenswert, gibt allein den wahren Trost in des Lebens Leid, denn sie hebt uns im Scheine eines verklärten höheren Daseins über das tragische Gefühl der eigenen Endlichkeit hinweg. Ja ernste Arbeit im Dienste höchster Menschheitsideale erfüllt uns sogar mit der erhebenden und freudigen Gewißheit, daß was immer des Wahren, Guten und Edlen der einzelne gefördert und gewirkt hat, nicht verloren geht, sondern „dem herrlichen Ganzen" zu gute kommt, welches fortbesteht, wenn auch der einzelne vergeht.

Das Einzelleben setzt sich substanziell in seinen Nachkommen fort. Wie jeder Organismus das Produkt aller Faktoren ist, die in seiner Ahnenreihe vor ihm wirksam gewesen sind, so erhalten sich in der Form des sogenannten Instinkts unbewußte Erinnerungen, welche als vorbestimmende Beziehungen unabhängig von der Erfahrung des Individuums sind. Diese Thatsache war schon dem Altertum bekannt und galt als schwerwiegendster Beweis für die Präexistenz der Seele. Plato besonders erkannte in der Thatsache, daß die Knaben beim Erlernen der Wissenschaften so rasch in der Fülle der Erscheinungen sich zurecht finden, einen Beweis für die Wahrheit, daß die Seele schon vor der Geburt ein mit Intelligenz verbundenes Leben geführt habe. Durch die sinnliche Wahrnehmung werde sie veranlaßt, sich auf das vor dem Erdenleben gewonnene Wissen wieder zu besinnen; alles Lernen sei nur eine Wiedererinnerung an die vor der Geburt geschauten ewigen Ideeen. Die heutige Wissenschaft läßt nur die Immanenz der Ideeen gelten; sie giebt die erhebende Gewißheit, daß die Ideeenarbeit und die auf ver-

nünftiger Einsicht gegründete Charaktereigentümlichkeiten des einzelnen mit dem Tode des Einzellebens nicht verloren gehen, sondern als geistig-sittliche Instinkte, als die eingeborenen Mächte des Gemüts und Verstandes sich vererben und sich den Nachkommen als schützende, leitende Genien bewähren. Anderseits lehrt sie damit den natürlichen Grund erkennen, warum die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Und welch eine Mahnung gibt sie damit für jeden, an seinem inwendigen Menschen zu arbeiten, sich zu dem auszugestalten, wozu die eingeborene Anlage seines Wesens jeden für sich bestimmt!

„Werde, der du bist!" Das rufen auch Religion und Kunst dem Menschen zu, indem sie Ideale des höchsten Menschentums schaffen und zur Nachahmung hinstellen. Somit sind beide nicht nur durch die ihnen gemeinsame ideal gehobene, andachtsvolle Stimmung sondern auch stofflich eng verbunden. Die Kunst hat mit der Religion den höchsten Lebensinhalt gemeinsam, und nur die Formen, in denen derselbe zur Darstellung kommt, sind verschieden. Die innere, poetische Wahrheit, die den Forderungen unserer Vernunft wie unseres Gewissens in gleicher Weise entspricht, ist das eigentliche Lebensprinzip, der geistige Gehalt beider. Erscheint diese innere Wahrheit in der religiösen Vorstellungsweise zu möglichst fester Form verdichtet und dem Verständnisse der großen Menge angepaßt, so sind ihre Formen in der Kunst dem freien Spiele der Phantasie überlassen, in beständigem Fluß, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit," Ausdruck der jeweilig höchsten Lebensauffassung, des vollkommensten Menschentums. Stützt sich die innere Wahrheit dort auf die Autorität und die Tradition, so hier auf freieste, schwungvollste Individualität. Diese ist es, welche

den Künstler macht, der uns den idealen Gehalt des Lebens offenbart.

Prinzipiell teilen sich also Religion und Kunst in die Aufgabe, Ideale zu schaffen, welche das Leben ebensowohl erhöhen als mit dem erwärmenden Hauche der Liebe und Schönheit beseelen. Beide wenden sich an Herz und Gemüt, verfeinern und veredeln unsere Empfindungen und geben unserm Denken und Handeln sub specie aeternitatis die höhere Richtung. Das Ideal hat seine Existenz nur in der Auffassung des Menschen. Der Wirklichkeit gegenüber ist jedes Ideal, das religiöse sowohl wie das künstlerische, eine Dichtung, eine Kunstschöpfung, die ohne die Formen der Wirklichkeit zu verlassen über die Natur hinausgeht und sich über das Wirkliche erhebt, um es von dem Gemeinen und Niedern, das ihm anklebt, zu befreien und in eine höhere Sphäre sittlicher Ideeen zu erheben. Der Künstler meistert gleichsam die Natur, indem er, wie Schopenhauer ausführt, dieselbe „auf halbem Worte versteht und nun rein ausspricht, was sie nur stammelt. Er stellt seine Bildung der Natur gegenüber und ruft ihr zu: Das war es, was du sagen wolltest! und Ja, das war es! hallt es aus dem Kenner wieder!“ Die Natur vermag nur das Stoffliche zu liefern, in der Kunst entscheidet aber das Wie, die künstlerische Form. Goethe sagt daher sehr treffend: „Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt oder vielmehr erst den höheren Wert hineinlegt.“ Die in diesem Idealisierungsprozeß waltende Gesetzmäßigkeit der Form heißt Stil. Von der Rhetorik auf das ästhetische Gebiet übertragen bezeichnet dieser Begriff indes

nicht bloß das den verschiedenen einzelnen Kunstarten je nach dem Stoff eigentümliche Gesetz der äußeren Formgebung, sondern er bezeichnet auch das in den künstlerischen Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit und Nationalität. Da die Kunst Ausdruck menschlicher Empfindungsweise ist, ist ihre Ausdrucksform und ihr Empfindungsgehalt je nach den verschiedenen menschlichen Entwicklungsstufen verschieden. Über den Erdball wallend hat die Kunst nach Zeit und Örtlichkeit ihren Stil gewandelt, infolge dessen sich in ihr die Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker und Zeitalter so lebensvoll abspiegeln.

Das Eigenartige der hellenischen Kunst nach der Seite der Formgebung besteht in dem Plastischen, d. h. darin, daß sie in festen, klar umrissenen, harmonisch einfachen Formen die Objekte der Wirklichkeit mit höchster Naturwahrheit und doch in ideal verklärtem Lichte widerspiegelt. Was die hellenische Kunst so durchaus einzig und unerreichbar groß macht ist ihre Frische und Ursprünglichkeit, die reizende Unbefangenheit und Natürlichkeit, die edle Einfalt und stille Größe, mit einem Worte die künstlerische Idealität, welche mit feinstem Naturverständnis nur die bedeutsamen charakteristischen Züge hervorhebt und die etwa hervortretenden Leidenschaften durch Anmut und Grazie mildert und mäßigt. Das antik-klassische Ideal der Griechen war die Darstellung der objektiven Schönheit der Natur; die griechische Mythologie war Naturvergötterung; die verschiedenen Naturerscheinungen galten als Symbole der göttlichen Schöpferkraft. Infolge des überwiegend plastischen Charakters ihrer Kunst haben die Griechen denn auch ihre höchsten Kunstleistungen gerade in der Skulptur aufzuweisen und hier für alle Zeiten klassische Muster geschaffen.

Im Gegensatz zu dem plastischen Charakter der antiken

Kunst steht das Romantische des Mittelalters und der neueren Zeit, ein Gegensatz, den Schiller mit naiv und sentimental zu bezeichnen suchte.*) Das ganze Mittelalter hindurch sind die romanischen Völker die Träger der Kultur. Daher bezeichnet der Ausdruck „romantisch" zunächst das den romanischen Völkern des Mittelalters in Leben, Sitte und Kunst Eigentümliche. Das romantisch-mittelalterliche Ideal war ein einseitig subjektives Ideal; es war die Darstellung der subjektiven Schönheit des von Natur und Welt abgewandten, düster in sein Inneres sich versenkenden christlichen Geistes. Das Christentum schuf statt der idealisierten Körperwelt der Griechen, die das Geistige zu versinnlichen suchten, eine jenseitige Geisterwelt, indem es das Sinnliche vergeistigte. Statt der heitern Sinnenfreude der Griechen war ihm krankhafte, asketische Naturverachtung und Weltflucht eigen; es predigte die Sündhaftigkeit alles Fleisches und verlangte eine unnatürliche Vernichtung aller schönen Sinnlichkeit. Dafür gab es der abendländischen Menschheit die andächtig schwärmerische, ekstatische Sehnsucht nach dem Jenseits, dem verlorenen Paradiese, den enthusiastischen Glauben und die im Feuer des Glaubens erglühende Liebe. Damit wurde die gesamte Stimmung geistiger, innerlicher, es kam zu einer Befreiung und Entfesselung des Gemütslebens, wenn auch in einseitig spiritualistischer Weise gegenüber der schönen Harmonie von Natur und Geist bei den Griechen. Im Gegensatz zu

*) Daß dieser Gegensatz auch nur ein fließender, nicht, wie Schiller und andere meinten, diametraler sei, hat neuerdings mein Bruder Alfred in der oben citierten Schrift: Die Entwicklung des Naturgefühls nachgewiesen. Wenn aber auch insbesondere die Epoche des Hellenismus eine Übergangsstufe vom Antik-Naiven zu dem Modern-Sentimentalen darstellt, so ist doch für die Höhenpunkte der beiderseitigen Entwicklung jene Unterscheidung festzuhalten.

der Einfalt, Ruhe und Klarheit, dem Maßvollen des Antiken versteht man daher unter dem Romantischen in der Kunst das auf das Unendliche, Ahnungsreiche, Wunderbare und Phantastische gerichtete künstlerische Streben, das Stimmungsvolle, Dämonische, Mystische, das die strenge Form Verschmähende, aber das Gemüt mit dem Zauber des Geheimnis- und Weihevollen Erfüllende, gleichsam Musikalische. Die romantische Schule, welche in diesen Momenten das Wesen der Kunst erblickte, hatte daher eine Vorliebe für das Mittelalterliche und suchte dessen charakteristische Merkmale — Katholizismus, Rittertum, Frauenkultus, Zunftwesen, Gothik — für die Poesie zu verwerten und neu zu beleben. Auch die Märchenwelt des Orients und die altgermanischen Sagen suchte sie für „das freie Spiel der Phantasie" zu verwenden. „Die Antike war so streng, man sehnte sich nach etwas Farbigem und Buntem; die Antike war so plastisch, man sehnte sich nach etwas Innerlichem und Musikalischem. Man sehnte sich nach etwas Heimatlichem, Deutschem; man wollte etwas Einfältiges, Volkstümliches. Das klassische Streben war so nüchtern; man wollte schwärmen, sich berauschen und begeistern." (Brandes.) Die Romantiker finden die Natur am schönsten in ihrer Wildheit, wenn sie die Phantasie aufregt und die Seele mit den Schauern des Geheimnisvollen und mit unbestimmten Angstgefühlen erfüllt.

War die Romantik eine Reaktion gegen die Renaissance der Antike und führte sie durch Willkür und Verschwommenheit zu einer Auflösung der festen Kunstform, zur Phantastik und Wirklichkeitsscheu, so sucht die moderne Kunst nach einem Ideal, welches die plastische Formschönheit und Naturwahrheit der Antike mit der durch die Romantik erschlossenen Gemütsinnerlichkeit des modernen Geistes harmonisch vereint.

Die moderne Kunst hat die Erfahrung gemacht, daß die bloße Nachahmung der alten Kunstformen ohne Rücksicht auf die veränderten Grundlagen und Bedingungen, Anschauungen und Bedürfnisse des modernen Lebens nicht zum Ziele führen kann. Vergeblich hat man seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts besonders in Deutschland die ganze Entwicklung der Architektonik rekapituliert und kopiert, alle Stile durchgebaut ohne einen eigenen bisher gefunden zu haben, ja ohne den Versuch zu machen etwas wirklich Neues schaffen zu wollen. Ähnliche Entwicklungsstufen wie die Baukunst hat auch die Plastik durchgemacht. Erst war sie antik, dann gothisch, jetzt huldigt sie einer Modernisierung der Renaissanceformen, deren Realismus und lebensvoller Naturalismus anziehend wirkt. Die moderne Kurst beugt sich vor der Wirklichkeit — und das ist ein hervorstechendes Merkmal ihrer Lebenskraft, denn ein gesunder Realismus ist allemal ein Zeichen aufsteigender Kunstentwicklung. Freilich droht dieser Realismus auf manchen Kunstgebieten, insbesondere auf dem der Belletristik, in seine Karikatur, den nackten, ideeenlosen Naturalismus, auszuarten, und das ist bedauerlich, denn der Naturalismus, dem der poetische Gehalt und damit die Seele aller Kunst fehlt, ist ein Zeichen des in der Kunst eintretenden Verfalles. Bloße Nachahmung der Natur ist nicht Kunst, sondern zweckloses Spiel unser Auge mit dem Scheine der Wirklichkeit zu täuschen oder eine mit berechnetem Raffinement an die niedersten Triebe des Menschen appellierende Leistung virtuosenhafter Technik. Die Kunst muß schöner sein als die Wirklichkeit, sonst hat sie keinen Wert. „Immer hat die bildende Kunst ein höchstes Ziel gehabt: den kräftigsten, herrlichsten Mann und die reinste, anmutigste Frau zu schaffen. Alle großen Künstler aller Epochen sind hier auf dieselbe Weise

zu Werke gegangen: sie treffen in scharfer Beobachtung der Natur eine Auswahl dessen, was ihnen an der menschlichen Gestalt am meisten zusagt, und formen auf Grund dieser Auswahl Geschöpfe, wie die Natur sie selber nicht hervorbringt, aber vielleicht, wenn sie in der glücklichsten Schöpferlaune wäre, hervorbringen könnte." (Hermann Grimm.) So wird die Idealität der Kunst gewahrt, aber freilich ist unsere realistische Zeit dem abstrakten Schönheitskultus nicht mehr zugethan. Sie verlangt von der Kunst die Widerspiegelung des konkreten Lebens nach seinen charakteristischen Zügen, jedoch nicht nach den bloß sensationellen Erscheinungen der Gegenwart, die dem Interesse des Tages angehören, ohne das Wesen der Zeit auszudrücken. Was aber unserer Zeit des materiellen Fortschrittes abhanden zu kommen droht ist der geistige Gehalt, vor allem das innere Leben des Gemütes, diese echteste Funktion menschlichen Wesens, die der erkennenden Sphäre völlig ebenbürtig ist. Die fesselndsten Verwicklungen des Lebens haben ihren Ursprung in den wunderbar gewaltigen und mannigfachen Mächten des Gemütes, denen die erschütternde Wirkung einer echten Tragik ebenso innewohnt als die versöhnende Kraft des über die Widersprüche des Lebens frei sich erhebenden Humors. Indem die Kunst der Entfaltung eines reichen Gemütslebens dient, führt sie zur schönsten Blüte des Gemütes, zur Religion. In gleichem Maße aber, als man statt der Einzelpersönlichkeit ganze Gesellschaftsklassen, Typen, soziale Zustände und Krisen der modernen Menschheit, die Bedingungen des heute infolge der fortgesetzten Teilung der Arbeit lebhafter denn je geführten Kampfes ums Dasein zu schildern suchte, mußten die in dem Mechanismus der großen Welt an und für sich verdorrenden sittlichen Kräfte des Gemütes auch in der Kunst zurücktreten. Nur

das Individuum in der Kraft seiner persönlichen Bethätigung ist ein Typus der ringenden Menschheit, nur im Individuellen tritt das rein Menschliche, das Allgemeingiltige menschlichen Wesens zu tage, und eben dieses ist der Gegenstand und der Inhalt der Kunst. Daß die künstlerische Darstellung an Interesse und Wert gewinnt, wenn die geschilderte Einzelpersönlichkeit bedeutend genug war, um für ein größeres Ganze, für die Nation, für die Menschheit wahrhaft Großes zu leisten, das versteht sich von selbst, und so hat auch die Kunst von jeher die großen Männer der Geschichte als die Repräsentanten des höchsten Menschentums geehrt und verherrlicht. Das Nationale als bedeutsamer Hintergrund des Individuellen wird zweifellos in der modernen Kunstentwicklung wieder eine besondere Bedeutung gewinnen, da unsere Zeit an großen historischen Momenten so überreich ist.

Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn.

Wem der große Wurf gelingen wird — die Zeit wird's lehren

Ein Kunstwerk muß allgemein wahr, typisch und doch individuell sein, es muß ein konkretes Sein mit den Formen und Farben der Wirklichkeit darstellen, dieses aber im Scheine des Allgemeingiltigen und Ewigen verklären; es muß durch Ausscheidung alles Beziehungslosen und örtlich und zeitlich Zufälligen und durch selbstschöpferische Zusammenfassung des bleibend Wertvollen und Charakteristischen ein ideales Gegenbild von Natur- und Menschenleben sein. Ein Kunstwerk ist daher eine Welt im kleinen, nicht Teil eines Ganzen sondern selbst ein Ganzes, in welchem eine Mannigfaltigkeit von Elementen durch größtmögliche Einheit und symmetrische Ordnung beherrscht und verknüpft wird; es ist ein in sich abge-

schlossener, den Sinn und Geist des Weltganzen in einem kleinen Bruchstück umfassender Organismus, die freie Schöpfung eines selbständigen Geistes, welcher auf den Höhen der Menschheit wandelnd von hoher Warte herab die Welt überschaut und in seiner ganz an das Objekt hingegebenen Anschauung, im Zustande reiner Kontemplation, das eigentliche und wahre Wesen der Dinge erschaut hat. Ein solcher künstlerischer Geist ist das Genie. Seine Eigentümlichkeit liegt in der Vollkommenheit und Energie der anschauenden (intuitiven) Erkenntnis. „Eine anschauliche Auffassung ist allemal der Zeugungsprozeß gewesen, in welchem jedes echte Kunstwerk, jeder unsterbliche Gedanke, den Lebensfunken erhielt. Alles Urdenken geschieht in Bildern. Aus Begriffen hingegen entspringen die Werke des bloßen Talents. Das Talent vermag zu leisten, was die Leistungsfähigkeit, jedoch nicht die Apprehensionsfähigkeit der übrigen überschreitet: daher findet es sogleich seine Schätzer. Hingegen geht die Leistung des Genies nicht nur über die Leistungs-, sondern auch über die Apprehensionsfähigkeit der andern hinaus: daher werden diese seiner nicht unmittelbar inne.“ (Schopenhauer.)

Was die Epoche besitzt, verkünden dir hundert Talente,
Aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt.

„Von dem Besitze, welchen das Menschengeschlecht sich im Laufe der Jahrhunderte erworben hat, bilden einen Bestandteil, sozusagen das Juwel desselben, die unsterblichen Werke des Genius in Poesie und Litteratur, in Wissenschaft und Kunst, die unter nationalen Bedingungen entstanden, doch das allgemein Menschliche repräsentieren.“ (L. v. Ranke.) Das Talent trägt an der überlieferten Weltanschauung weiter; das Genie bricht einer neuen Bahn und giebt der Menschheit

einen neuen tieferen Ausdruck ihres Wesens. Nur der gottgleiche Genius vermag, im schönen Scheine eines höheren Daseins, der widerspruchsvollen Wirklichkeit ein harmonisches Weltbild gegenüberzustellen, welches die Gegensätze zur Versöhnung, den Kampf zum Frieden führt. Nur das Genie vermag ein Kunstwerk zu schaffen, welches über die Natur hinausgeht und im erhöhten Bilde uns über uns selbst erhebt, uns in die begeisterte Stimmung versetzt, in welcher sich das Genie bei seinem Schaffen befand, in den wonnigen Zustand wunsch- und willenlosen Anschauens, in welchem sich auch unser Gemüt von dem Drucke des Lebens zeitweilig befreit fühlt und sich über die Zerrissenheit des Daseins hinwegtäuscht. Ein solches Kunstwerk nun, welches unsere ganze Auffassungskraft in Anspruch nimmt und in uns Stimmungen hervorruft, die unsere Seele so gänzlich ausfüllen, daß wir uns bis zum Selbstvergessen in dem Anschauen des Gegenstandes verlieren, erzeugt in uns das Gefühl reinster Lust und hat für uns das Merkmal höchster Schönheit.

„Stimmung — frohe oder trübe, heitere oder ernste hoffnungsvolle oder sehnsüchtige, leichtfertig ausgelassene oder tief andachtsvolle, grenzenlos glückselige oder wild zerrissene und verzweifelte — ist das schöpferische Feuer, welches die rege Phantasie des hohen Künstlergenius zur genialen Thätigkeit anregt ... Da liegt der Kern der Schönheit. Die Formen sind die Schale, die aus jenem Kern als seine Hülle hervorwächst.“ (Otto Liebmann.) Das künstlerische Motiv und die Art der Formengebung erscheint uns nur insoweit schön, als der Künstler uns Feuer aus der Seele zu schlagen, uns in eine Stimmung zu bannen weiß, welche uns völlig beherrscht. Diese Stimmung ist das subjektive Merkmal des Schönen, welches sich bestimmt nach dem Grade, in welchem unser

Gefühl reagiert, unsere Teilnahme erregt ist. Die oben aufgestellten Anforderungen an ein echtes Kunstwerk offenbaren nur die äußeren Mittel, durch welche der Künstler die ihn beseelende Stimmung ausdrückt und auch dem Zuschauer mitteilt. Denn auch die Kunst, diese erhabenste Zeichensprache, in welcher der schöpferische Geist seine Innenwelt offenbart, ist an Gesetze gebunden, die auch der Genius nicht umgehen kann, wenn er die Kundgebungen seines Innern verstanden wissen und eine ästhetische Wirkung hervorbringen will.

Unsere Seele ist bestrebt, die Auffassung eines ihr dargebotenen Gegenstandes mit dem relativ geringsten Kraftaufwande auszuführen. „Die ästhetische Auffassung ist aber nichts anderes als die einheitliche Verknüpfung eines Mannigfaltigen durch den betrachtenden Geist.“ Wenn also der Künstler unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen, unsere Phantasie zum Nachschaffen stimmungsvoll anregen will, so muß er unserer Auffassungskraft Rechnung tragen, durch äußere Mittel sie zu leiten suchen. Nach seinen objektiven Merkmalen ist demnach „schön, was, um als Einheit, als zusammengehöriges Ganzes erfaßt zu werden, möglichst wenig Kraft erfordert, dessen Teile möglichst einheitlich verknüpft werden können, das aber zugleich eine so ausgedehnte Mannigfaltigkeit enthält, daß zu deren Verknüpfung, zu dem Auffinden der vielfachen Beziehungen, die zwischen den Teilen bestehen, alle verfügbare Kraft aufgewendet werden muß.“*) (H. Jäger.)

Eine sehr gute Charakteristik der verschiedenen Arten des Schönen gibt Max Nordau in einem Kapitel seiner Paradoxen, welches „Evolutionistische Ästhetik“ betitelt ist und aus dem wir hier folgendes heranziehen.

---

*) Vierteljahrsschrift für wiss. Philos. V 415 fl.

„Die Erscheinungen, die als schön empfunden werden, zerfallen naturgemäß in zwei große Klassen. Sie beziehen sich entweder auf das Dasein des Einzelwesens oder auf das der Gattung. In die erste Klasse gehören das Erhabene, das Reizende und das Zweckmäßige, in die zweite Klasse das eigentlich Schöne im engern Sinne und das Niedliche.

Das Erhabene ist die Empfindung eines ungeheuren Mißverhältnisses zwischen dem wahrnehmenden Individuum und der wahrgenommenen Erscheinung und der zermalmenden Überlegenheit der letztern über das erstere. Alles überaus Große und Mächtige wirkt erhaben. Die der Empfindung des Erhabenen zu grunde liegende Vorstellung ist die: An dieser Erscheinung gemessen bin ich nichts. Müßte ich mit ihr kämpfen, so würde ich vernichtet werden! Diese Empfindung ist eine ganz nahe Verwandte der Angst und sie unterscheidet sich von ihr bloß dadurch, daß sie neben der Vorstellung der eigenen Ohnmacht noch die zweite Vorstellung enthält, daß glücklicherweise eine Bekämpfung der gewaltigen Erscheinung nicht notwendig, eine Gefahr nicht vorhanden ist. Das Erhabene hängt also am direktesten mit dem Selbsterhaltungstriebe des Individuums zusammen.

Das Reizende ist die Empfindung, welche von Erscheinungen erregt wird, die in einer gegebenen Zeiteinheit eine große Zahl von Sinneseindrücken hervorbringen und eine lebhafte Thätigkeit der Wahrnehmungs-, Verstandes- und Urteilszentren veranlassen. Das Einförmige kann, wenn es in ungeheurer Ausdehnung auftritt, erhaben, aber niemals reizend wirken, dies kann nur das Mannigfaltige, sofern seine einzelnen Bestandteile an sich als angenehm empfunden werden. Was viele gleichzeitige, noch ohne Mühe wahrnehmbare Eindrücke gibt, das gibt dem Bewußtsein eine größere In-

tensität und dem Individuum eine reichere Empfindung seines Lebens.

Das Zweckmäßige ist das Verständliche, dasjenige, was den menschlichen Vorstellungen von den Gesetzen der Erscheinung entspricht und daher als befriedigend empfunden wird. Der Mensch empfindet das Unbekannte und Unverständliche als etwas Feindliches und Unheimliches, als etwas Drohendes, dem er nicht gewachsen ist, während das Einleuchtende und Vernünftige ihn vertraut und befreundet anmutet.

Während das Erhabene, Reizende und Zweckmäßige an die Grundvorstellungen des Menschen von seinem gegensätzlichen, also feindseligen Verhältnisse zur Außenwelt d. h. zum Nicht-Ich anknüpfen und Regungen seines Selbsterhaltungstriebes veranlassen, hängen das Schöne im engern Sinne und das Niedliche mit seinem Gattungs-Erhaltungstriebe zusammen. Als Schönheit wird jeder Eindruck empfunden, der in irgend einer Weise, sei es direkt, sei es durch Gedankenverbindungen, das Geschlechtszentrum im Gehirn anregt. Der Urtypus alles Schönen ist für den Mann das junge und gesunde Weib.

Das Niedliche ist diejenige Erscheinung, die direkt oder durch Gedankenverbindung an die Vorstellung des Kindes anknüpft und den unmittelbar mit der Gattungs-Erhaltung zusammenhängenden Trieb der Kindesliebe anregt."

In der sinnlichen Wirkung des schönen Gegenstandes auf uns sind außer dem direkten sinnlichen Eindrucke noch die durch psychologische Association damit verknüpften Nebenvorstellungen zu beachten, welche, wie Fechner vor allen gezeigt hat, das Wohlgefallen bedeutend erhöhen können. Dieser associative Faktor ist es, der die Phantasie ganz besonders zur freien nachschaffenden Thätigkeit anzuregen vermag

und dadurch das Interesse am Gegenstande festhält und stets von neuem belebt. Echte Kunstwerke sind eben aus dem Grunde so unerschöpflich reich und von dauerndem Werte, weil sie uns durch stets neu entdeckte Schönheiten und Feinheiten, durch neue Beziehungen und Gedanken fesseln und entzücken. „Ein echtes Kunstwerk,“ sagt daher Goethe, „bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unendlich: es wird angeschaut, empfunden, es wirkt; es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden.“ Seitdem jedoch die moderne Wissenschaft alle Erscheinungen in ihrem Werden zu begreifen angefangen hat, ist auch die Ästhetik aus den Banden der metaphysischen Spekulation befreit und zu einer erklärenden Wissenschaft geworden, welche den Schönheitsbegriff nicht als in seiner gegenwärtigen Zusammengesetztheit ursprünglich gegeben betrachtet, sondern untersucht, wie er zu dem geworden ist, was er jetzt ist.

Die schaffende Phantasie entnimmt die Grundlage zu ihren Bildungen und Schöpfungen aus dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung, und so erhält die Kunst ihre nähere Bestimmtheit durch das besondere Element, den Stoff, in welchem der schöpferische Geist die Gestaltungen ausführt. Indem er das Stoffliche in seinen räumlichen Dimensionen gestaltet, ist die Kunst plastisch (Baukunst oder Architektur und Bildhauerkunst oder Plastik im engern Sinne). Das einzige und beständige Thema der Baukunst ist der Kampf zwischen Schwere und Starrheit, das Widerspiel von Last und Stütze. In der Mauer sind beide noch vollkommen in einander verschmolzen, daher hier eine ästhetische Wirkung nicht zu stande kommt. Dagegen sind beide in Säule und Gebälk des griechischen Tempelbaues vollkommen gesondert

in das schönste Gleichgewicht gesetzt. In dem gothischen Baustil wiederum erscheint die Schwere, die getragene Last, gleichsam von der Starrheit, von dem Rhythmus der aufsteigenden Linien überwunden. Das Gesetz des Emporstrebens beherrscht den ganzen Bau in allen seinen Gliedern und Formen bis zu den höchsten Pyramiden der Türme und Türmchen hinauf, die immer dünner und luftiger emporsteigen, den Blick rastlos emporziehen, und gleichsam auf die himmlische Heimat des Menschen hinzeigen. Auch die Starrheit der Mauermassen, die im romanischen Baustil überwiegen, verschwindet hier; alle Wandflächen sind in vollständig gegliederte Gewölbebogen aufgelöst, so daß das Himmelslicht durch weite hohe Öffnungen mit pyramidalen Spitzgiebeln ins Innere dringt. Das Hauptstreben geht dahin, allen Schub und Druck auf einzelne feste Punkte wirken zu lassen und diese möglichst außerhalb des Gebäudes auf die Strebepfeiler und Strebebögen zu verlegen, an denen die Masse des Gebäudes ihre Stützen und Widerlager findet. So erscheint der gothische Stil (besonders im Kölner Dom) als ein Triumph des Geistes über die Materie, und in dem in allen seinen Teilen nach Oben strebenden Bau findet die Erhebung des Herzens zur Unendlichkeit und Erhabenheit des Göttlichen ihren höchsten symbolischen Ausdruck. Der gothische Kirchenbau ist die idealste Verkörperung der mittelalterlichen Kirchenlehre. Die Architektur der Renaissance vertauschte dann wieder die himmelanstrebende Höhenrichtung mit der Herrschaft der Horizontallinien. Statt des Rhythmus der Bewegung wird eine ruhige Harmonie in dem Rhythmus der Massen angestrebt; kräftige Gesimse scheiden die Stockwerke; Säulen und Pilasterstellungen gliedern die Fassade, für die in Deutschland besonders die Giebelwand benutzt wird. In Italien fand die

Renaissance noch die umfassendsten kirchlichen Aufgaben, besonders bedeutsam wurde aber hier die Wiederaufnahme der antiken und zwar der römischen Bauformen für die Palast-Architektur. In Deutschland, wo die Renaissance mit der Reformation zusammentrifft, erhält sie überwiegend profanen Charakter. Die deutsche Renaissance hat sich in dem deutschen Patrizierhause und dem Heim des Kaufmanns entwickelt, da es ihr an großen monumentalen Aufgaben fehlte. Es ist die Zeit des aufstrebenden Bürgertums. Das Individuum löst sich von dem Banne des Allgemeinen, von Kirche und Korporation und macht seine Rechte auf freie Ausbildung und freies Ausleben der Persönlichkeit geltend. Das gesteigerte Bewußtsein der persönlichen Geltung führt zur künstlerischen Gestaltung des ganzen Lebens. Der Bürger sucht vor allem in seinem Wohnhaus den Eindruck häuslichen Behagens hervorzurufen und die niedrige Alltäglichkeit seiner profanen Bedürfnisse durch die Kunst zu adeln. Der Sinn für das Einzelne und die wieder erwachte Freude an der Natur ließ eine Fülle neuer künstlerischer Motive entstehen, die besonders dem kleinen Kunstgewerbe zu gute kamen und für die Dekoration Verwendung fanden. „Nach außen minder prunkvoll, aber durch hohe geschweifte Giebel, vorspringende Erker und Treppenhäuser reich bewegt, entfaltet das Wohnhaus seinen Reiz hauptsächlich im Innern. Die getäfelten Wände mit ihren schön gegliederten Einteilungen und Füllungen, die prächtig geschnitzten Decken, die glasierten Öfen mit ihren Figuren und Geschichten, die bunte Pracht der Glasgemälde in den Fenstern, endlich der mannigfache Hausrat, das blinkende Zinn, Erz und Silber, die Truhen, Schränke und Büffets, das alles stimmt zu einem köstlichen und tief gesättigten Farbenakkord zusammen.“ (Lübke.)

Ergreift die Kunst das Materielle im Verhältnis zum Licht, richtet sie sich auf die farbige Erscheinung der Dinge, so entsteht die Kunst der Malerei. Plastik und Malerei sind Künste für das Auge. Sie sind die sogenannten bildenden oder fixierenden Künste, die mit der einmaligen Produktion das Ihrige gethan haben. Sie sind objektive Künste, solche, bei denen die wirkliche Welt den Gegenstand der Darstellung abgibt. Die Plastik stellt den organischen Körper als solchen dar; die Malerei erzeugt durch perspektivische Zeichnung und Färbung auf der Fläche den täuschenden Schein wirklicher Gegenstände und Ereignisse.

Gestaltet die Phantasie in dem weichen und flüssigen Elemente des Tones, so entsteht die Kunst für das Ohr, die Musik. „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte, sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt." (Goethe.) Die Musik beruht wie die Architektur auf mathematischen Verhältnissen, weswegen man auch die Baukunst eine erstarrte Musik genannt oder wie Goethe als verstummte Tonkunst bezeichnet hat. Umgekehrt erscheint die Musik als ein architektonisch gegliedertes, aus Tonformen als ihren Teilen sich aufbauendes Ganze. Auch darin sind Architektur und Tonkunst mit einander verwandt, daß ihre Schöpfungen nicht einem realen Gegenstande entsprechen, daß ihnen „das vorbildende Naturschöne" fast ganz fehlt. Nur in den wunderbaren Bildungen der Tropfsteinhöhlen oder der luftgen Wölbung des Waldes kann die Baukunst ein von der Natur gegebenes Vorbild finden und die Musik kann nur in der Verwandtschaft des Tones mit dem die Empfindung ausdrückenden Schrei, mit dem Gesange der Vögel und mit einigen

wenigen anderen weiter unten zu erwähnenden Naturlauten ein Urbild ihrer Erscheinungsform erkennen. Die Musik besteht in künstlerisch bewegten Tonwellen. Die dem Tone eigene Empfindungsintensität ist die Seele der Musik, die Bewegungsfigur ihre äußere Form. Indem die Musik die Grundeinheiten unseres Seins, Bewegungsgefühl und Empfindung, in ihrer vollen Reinheit und Stofflosigkeit erfaßt und in ihrer natürlich gegebenen Verschmelzung durch die künstlerische Verbindung von Rhythmus und Ton (Melodie und Harmonie) darstellt, wendet sie sich von allen Künsten am stärksten an die sinnliche Natur des Menschen. Ihre Wirkung ist von elementarer Gewalt, die unmittelbarste und ergreifendste, denn sie läßt uns in den Grundangeln unseres Wesens erbeben, doch so, daß wir uns in unserm innersten Lebensgefühl nicht gestört, sondern sympathisch erregt und gestärkt fühlen, daß wir befreit von den stofflichen Hemmnissen unseres empirischen Daseins die Wonneschauer reinsten Selbstgefühls genießen. Erregung psychischer Thätigkeit, Aufschwung zu höheren Stimmungen, Erweckung des Enthusiasmus, Steigerung der Affekte des Schmerzes und der Lust bis zu seligem Selbstvergessen, bis zu völligem Untergehen des Bewußtseins in den Wogen der Töne sind in aufsteigender Linie die der Musik ganz besonders eigentümlichen Wirkungsweisen, die sie natürlich nicht immer in gleicher Weise erreicht — oder auch nur zu erreichen anstrebt. Die Musik ist eine ganz s u b j e k t i v e Kunst; sie stellt nicht Gegenstände dar, sondern nur ihren Eindruck auf uns; sie will die innere Seelenthätigkeit des Menschen ansprechen und abspiegeln. Nicht mehr und nicht minder will sie selbst dann, wenn sie h ö r b a r e Bewegungsformen der Natur n a c h a h m t wie das Brausen der See, das Rauschen des Wasserfalles, des Waldes,

das leise Murmeln und Plätschern des Baches, das Rollen des Donners u. a. Gleichwohl schafft sie Gebilde, denen im Grunde ein Analogon in der Natur fehlt. Die Art, wie sie die Tonmassen rhythmisch entwickelt und thematisch gestaltet, die Tonfiguren verbindet oder trennt, sich suchen oder fliehen läßt, folgt aus ihren eigenen Stilgesetzen, die auf mathematischen Verhältnissen beruhen. Die Kenntnis derselben kann den musikalischen Genuß vielfach steigern, ja unter Umständen ausschließlich bestimmen. Denn wo der Laie das Musikwerk nur nach dem Stimmungsgehalt auf sich wirken läßt, da mag der Musikverständige oftmals diesen über die eigenartige Architektonik der musikalischen Bewegungsform vergessen. Für ihn mag ein höherer Genuß in der Aufmerksamkeit auf die Mittel liegen, welche die Musik aufwendet; er mag sich gefesselt fühlen von den bloßen Tonverhältnissen, die trotz des steten Wechsels des kaleidoskopischen Tongemäldes doch eine symmetrische Gliederung, Contrastierung, thematische Durchführung und eine aus den Gesetzen der Harmonik folgende innere Notwendigkeit aufweisen. Da die Kunst der Musik die flüchtigste ist und stete Reproduktion erfordert, so ist die gleichzeitige bewußte Auffassung der in ihr verbundenen Wesensformen jedenfalls schwierig. Es wäre aber doch verkehrt aus diesem Grunde die Schönheit der Musik ausschließlich in ihrer formalen Gestaltung zu suchen, die doch, wie in allen anderen Künsten, nur den Wert eines Mittels beanspruchen kann. Es ist eben ein anderes, ein Kunstwerk unbefangen genießen, ein anderes sich über die Kunstmittel Rechenschaft geben und kritisieren. Die Töne haben in der Musik im wesentlichen denselben Wert als Ausdrucksmittel wie die Worte in der Poesie, von deren Wirkung Lessing sagt: „Der Dichter will die Ideeen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß

wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören." Die Töne der Musik und die Worte haben ihre gemeinsame Wurzel in dem Schrei, welcher der unmittelbarste Ausdruck des Empfindens ist. Kraft dieser dem Schreitone eigentümlichen Natur vermag sowohl die Musik wie die poetische Deklamation alle Nüancen der Affekte musikalisch zum Ausdruck und zum sympathischen Verständnis zu bringen. Der deklamatorische Vortrag in einer fremden Sprache kann durch den bloßen Empfindungston annähernd verstanden werden, wie denn das Kind im Anfang die Muttersprache durch Auffassung des Laut und Begriff assozierenden Empfindungstones lernt. Die dem Tone eigene Empfindungsqualität ist der Inhalt der Musik. Ihr geistiger Stimmungsgehalt kommt in der Instrumentalmusik zum reinsten Ausdruck, in der sie vom Worte gänzlich losgelöst, mit Benutzung der den verschiedenen Instrumenten eigentümlichen Klangfarben das seelische Empfinden völlig zu erschöpfen vermag.

Wählt die Phantasie das Wort zu ihrer Offenbarung, so hat sie das bildsamste Material gewonnen, welches vom Geiste unmittelbar selbst erzeugt unmittelbar an den Geist sich wendet und alle Mächte des geistigen Lebens zur Darstellung zu bringen vermag. Diese künstlerische Darstellung der menschlichen Natur in der zusammenhängenden Reihe ihrer Gedanken, Stimmungen, Bestrebungen und Handlungen durch das Wort ist die Poesie. „Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort," läßt Schiller die Poesie von sich sagen. „Keine Kunst hat so intensiven Charakter der Unendlichkeit wie die Poesie, keine

entfaltet im engen Raume des Einzelnen so vernehmbar das Ganze der Welt, der Menschheit und ihres Schicksals, der Natur in ihrer unendlichen Sympathie mit der Menschenwelt.“ (Fr. Vischer.) Ihr Wesen besteht darin, „die schlummernden Gefühle, Neigungen und Leidenschaften aller Art zu wecken und zu beleben, das Herz zu erfüllen und den Menschen alles durchfühlen zu lassen, was das menschliche Gemüt in seinem Innersten und Geheimsten tragen, erfahren und hervorbringen kann, was die Menschenbrust in ihrer Tiefe und ihren mannigfaltigen Möglichkeiten zu bewegen und aufzuregen vermag, und was sonst der Geist in seinem Denken Hohes habe, die Herrlichkeit des Edlen, Ewigen und Wahren dem Gefühle und dem Verstande zum Genusse darzureichen; ebenso das Unglück und Elend, dann das Böse und Verbrecherische begreiflich zu machen, das menschliche Herz alles Gräßliche und Schauderhafte, wie alle Lust und Seligkeit im Innersten teilen zu lassen.“ Sie ist objektiv, insofern sie der Einbildungskraft des Menschen Bilder und Anschauungen des wirklichen Lebens vorführt; subjektiv, insofern sie den Einblick in die innere Natur der Stimmungen, in die ewige Wahrheit und Tiefe der Gedanken gewährt. Sie verknüpft Innen- und Außenleben, in ihr kehren alle Künste wieder. „Der Begriff der Poesie ist kein anderer als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Der Dichter erweitert die Natur, ohne über sie hinauszugehen.“ (Schiller.) „Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns

entwickelt da liegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen.“ (Goethe.) Richtiges Auffassen des Wirklichen, Natürlichen und Charakteristischen, lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Dichter. „Jeden, der imstande ist seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, so daß dieses Objekt mich nötigt in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, nenne ich einen Poeten.“ (Schiller.) „Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff gibt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehört. Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich einander durchdringen.“ (Goethe.)

Zu ihrer Formvollendung fordert die Poesie Rhythmus Reim, Gesang, Körperbewegung und Mimik. Wenn diese äußeren Mittel, die dazu dienen, die Einbildungskraft ins Spiel zu setzen und möglichst zu steigern, auch nicht immer zugleich angewandt werden, so ist doch der Rhythmus der Dichtersprache wesentlich. Damit sich auch in der künstlerisch gestalteten Sprache das Gesetz der Schönheit darlege, welches Einheit in der Mannigfaltigkeit fordert, so sind die Worte in rhythmischen Reihen gegliedert, d. h. der Dichter spricht in Versen. Der Vers ist gleichsam das Festgewand des Gedankens. Auf leichtem Fittig trägt der Rhythmus die Darstellung in ein Gebiet erhöhter Empfindung und hält sie gleichwohl in fester Form umschlossen, so-

daß freier Schwung und strenge Gesetzmäßigkeit in ihm sich vereinigen.

Ein Rhythmus entsteht, wenn durch eine abwechselnd stärker und schwächer werdende Bewegung sich die Zeit in gleiche Abschnitte zerlegt. Jenes Stärkerwerden nennt man „Iktus", die gleichen Abschnitte „Takte" oder „Füße". Ein Takt ist die kleinste rhythmische Reihe, die je einem Auftreten mit dem Fuße untergeordnet ist. Mit dem Zeitunterschiede zwischen Längen und Kürzen ist zugleich ein Unterschied der Schwere oder Betonung verbunden. „Das Forte, die Stärke des Tones, bestimmt den Accent. Nichts ist dem Ohr des gebildeten Mannes peinlicher, als wenn der Accent durch die Erhöhung des Tones bezeichnet wird." (Ludwig Schroeder.) In der deutschen Sprache verleiht der gesetzmäßige Wechsel von schweren und leichten Silben, von Hebungen und Senkungen der Sprache den Rhythmus. Die abgemessene Vereinigung langer und kurzer oder betonter und unbetonter Silben heißt das Maß (*μέτρον*) und die Lehre von solcher Silbenverbindung ist die Metrik. Mehrere Takte verbinden sich zu einer Einheit, wenn sie ihre Betonung einem Hauptaccente unterordnen. Ein Vers ist ein im kleinsten Umfange abgeschlossenes rhythmisches Ganze. Eine größere rhythmische Gliederung, die ihr Gesetz über mehrere Verse ausdehnt, ist eine Strophe. Die deutsche Poesie bedient sich zur künstlerischen Gestaltung der Sprache noch des Reimes. Die Alliteration oder der Stabreim ist die Übereinstimmung des Anlautes, d h. der Anfangskonsonanten betonter Silben (z. B. linde Lüfte leben); die Assonanz ist die Übereinstimmung der Vokale, und Endreim ist die Übereinstimmung des das Wort schließenden Lautes und zwar von dem Vokale der letzten betonten

Silbe an. Erstreckt sich der Reim bloß auf die das Wort schließende Hebungssilbe, so heißt er männlich oder stumpf; erstreckt er sich auf eine Hebung mit folgender Senkung, so heißt er weiblich oder klingend; erstreckt er sich über drei Silben, so heißt er gleitend.

Rhythmus und Reim bedingen einerseits eine größere Mannigfaltigkeit, andererseits verknüpfen sie die Worte der Dichtung durch die gemeinsame Form zu größerer Einheit; sie fesseln unsere Aufmerksamkeit durch den sinnlichen Reiz und wirken durch das Gleichmaß des Tonfalls einstimmend auf unser Gemüt.

Die Poesie ist älter als die Prosa, denn überall ist diejenige Art der Anschauung und Darstellung die ältere und ursprünglichere, welche vorzugsweise aus der schaffenden Thätigkeit der Phantasie erwächst. Wie aber die Phantasie die Quelle für die Poesie ist, so hat die Prosa zur Voraussetzung die logische Durchbildung des Verstandes, welcher wie bei den einzelnen Menschen so auch bei den Völkern sich erst spät entwickelt. Es existieren noch jetzt ganze Völker, bei denen es noch gar nicht zur Prosa gekommen ist, bei denen die Poesie und poetische Anschauung noch unverfallen und in frischer Blüte steht. Die slavischen Stämme sind unter den indogermanischen Völkern Europas die einzigen, die eine noch bis auf den heutigen Tag lebende epische Poesie haben, eine Poesie, die in altüberlieferter Ausdrucksweise, in festen Epitheta und Wendungen die ganze Geschichte des Volkes mit epischen Liedern begleitet. Vor allen sind die Litauer und Serben überreich an den schönsten, zum Teil uralten Liedern, die neuerdings, wie sie im Munde des Volkes leben, aufgezeichnet und in großartigen Sammlungen vereinigt werden. Die Poesie, kann man sagen, ist ebenso alt als die Sprache selbst.

Die Sprachschöpfung ist schon ein Akt künstlerischer Thätigkeit, insofern die innere Anschauung im Laute ihre Verkörperung erhielt. In ihrer Jugendzeit ist jede Sprache mehr Gesang, bloßer Gefühlsausdruck, als eigentlich Sprache. Vor allem aber ist die Sprache selbst, wie wir sahen, das Resultat einer lebendigen, d. h. poetischen Anschauungsweise, in der sich jeder Vorgang als eine Handlung, jede Wirkung als eine That darstellt. Sehr treffend hat man daher die Sprache eine fossile Poesie genannt. „Die Sprache für sich selbst betrachtet beruht auf einer poetischen Grundanschauung, indem sie nicht umhin kann, allen lebenden, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen und eine stärkere oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen.“ (Jac. Grimm.) In dem langen Verlaufe der sprachlichen Entwicklung und durch den steten Gebrauch verwischte aber der bildliche Ausdruck, verblaßte die sinnliche Anschaulichkeit der ursprünglichen Bedeutung.

Die Poesie verlangt aber von dem Dichter, daß er durch seine Worte ein lebendiges Bild vor die Seele des Hörers hinstelle, daß er durch den Ausdruck die Phantasie zur Thätigkeit anrege und nötige, ein ideales Bild der Wirklichkeit in sich aufzubauen.

Der Dichter sucht daher die innere Belebung und sinnliche Anschaulichkeit des Ausdrucks wiederherzustellen durch Anwendung des sogenannten Tropus. Unter Tropus versteht man die Anwendung des uneigentlichen Ausdrucks statt des eigentlichen. Er ist also stets eine Umschreibung, die Ersetzung eines der Hervorhebung würdigen Gedankenteils durch einen Ausdruck, welcher neue, aber dem Gedankenkreise naheliegende Vorstellungen weckt und so die an unsere Einbildungskraft gestellte Anforderung produktiver Mitthätigkeit

erleichtert. Der schönste und häufigste Tropus ist die Metapher. Sie ist der Tropus des Bildes, Bezeichnung eines Gedankens oder einer Vorstellung durch ein Bild. Sie beruht also auf einer Vergleichung. Diese stellt neben einen zu erläuternden Begriff ein sinnliches Bild, durch welches der Begriff selbst anschaulicher wird. Im Gleichnis sind Bild und Begriff oder Bedeutung vollständig geschieden. Die Metapher ist dagegen ein abgekürztes Gleichnis. Der metaphorische, d. h. bildliche, figürliche Ausdruck wird nicht mehr durch ein vergleichendes Wort eingeleitet, sondern unmittelbar statt des eigentlichen Ausdrucks gesetzt. So nennt Goethe die Wunden Seelenpforten, den Schlaf den freundlichen Bruder des Todes, bei Shakespeare heißt er das Bad der sauern Lebensmüh, der Entwirrer des verworrenen Sorgenknäuels. Die Metapher versinnlicht das Geistige; Meer, Feuer, Sturm symbolisieren den Tumult menschlicher Leidenschaften; die Metapher spricht vom Sturm des Zornes, von dem Feuer der Liebe, von dem Meer der Schmerzen, sie redet von dem Mai des Lebens, von der Wolke des Grams. Andererseits vergeistigt sie das Sinnliche, Leblose, indem sie ihm menschliche Empfindungen, Gedanken, Eigenschaften oder Handlungen leiht. Die Phantasie des Dichters benützt den geringsten ihr gebotenen Anhaltspunkt, um die äußeren Formen der Naturobjekte nach Analogie der menschlichen Gestalt zu deuten. Wir sprechen jetzt allgemein von Bergrücken, Meerbusen, Felsenschlund, Felsenhaupt, Höllenrachen u. a. Mit Vorliebe findet die Phantasie das menschliche Auge in der Natur wieder. Hesiod nennt die Sonne das alles schauende Auge des Zeus, Schiller nennt sie des Tages Flammenauge. Besonders häufig ist die Naturbeseelung. Sehr gut hebt du Prel hervor, wie die äußere Form der Dinge, ihr äußerliches Verhalten es ist,

was uns eine korrespondierende Innerlichkeit hineinzulegen nötigt und wie nur dann, wenn die äußeren Formen der Dinge den ihnen vom Dichter untergelegten Empfindungen entsprechen, wir befähigt sind das von ihm angeschaute Bild in kongruenter Weise mühelos zu reproduzieren. „Die Formen mögen starr sein oder veränderlich, immer sind sie uns der äußerliche Ausdruck eines geheimnisvollen Innern, das wir uns in menschlicher Art vorstellen, weil wir außer dieser Analogie gar keinen anderen Maßstab des Verständnisses haben.“ So spricht der Dichter von zornigen Fluten, von lachenden Fluren, von weinenden Gewässern, von dem Scheideblick der Mutter Sonne, vom lächelnden See u. s. w. „Eine durch mehrere Momente durchgeführte Metapher nennt man eine Allegorie, in der die Metapher in der Art versteckt ist, daß sie den verglichenen Gegenstand verschweigt und rätselartig erraten läßt.“ (Vischer.) Sie ist berechtigt, wenn der Dichter eine allgemeine Idee darzustellen sucht, deren geistiger Inhalt nicht in der Form einer äußeren Handlung oder besonderen Thatsache aufgeht, mithin sich nicht individualisieren, sondern nur symbolisch darstellen läßt. Der zweite Teil von Goethes Faust ist eine solche Allegorie.

Die älteste Poesie ist die lyrische, d. i. die gesungene. Sie ist dem religiösen Gemüte entsprossen und auf dem Boden des Kultus erwachsen. Aus dem Tempel gingen die ersten Hymnen hervor, die in Bitt- und Dankgesängen bestanden und von den Priestern angestimmt und alsbald durch Hinzutreten eines Chores zu feierlichen Wechselgesängen erweitert wurden. Derartige Lieder sind uns namentlich in den Vedahymnen der Inder erhalten. Diese gewähren uns auch ein nahezu getreues Ebenbild der ältesten griechischen Tempelpoesie (Nomos), die selbst gänzlich verschollen ist. Da in

Griechenland sich ein eigener Priesterstand nicht herausgebildet hat, so war auch hier die Tempelpoesie zugleich populär, trat aus dem Tempel in das Leben und ward Volkspoesie. Nicht minder alt und meist auch mit dem Kultus zusammenhängend sind die Prozessionslieder, die Schlachtlieder, die Lieder der Ernte und Weinlese, Hochzeits- und Grabeslieder und die Gesänge, mit denen man sich die Arbeit verkürzte, Lieder der Freude und der Liebe. Sie wurden ebenfalls nicht bloß monodisch vorgetragen, sondern auch von einem Chore, oft von wechselnden Halbchören und Monodieen unterbrochen. Auch die profane Festpoesie beim Mahle der Fürsten war zunächst auf die in der Tempelpoesie liegenden Elemente angewiesen.

Wie die hymnodischen Vedalieder der Inder zeigen, kamen in der Tempelpoesie auch Partieen vor, in welchen der Chorführer als Repräsentant und Verkündiger des Gottes dessen vergangene und fortwährende heilbringende Thaten, Kämpfe und Siege verherrlichte, worauf dann der Chor im Namen der gläubigen Gemeinde den wechselnden Gefühlen der Trauer und der Freude, welche die heilige Geschichte weckte, lyrischen Ausdruck gab. Jene gleichsam episodischen Bestandteile wurden nun einerseits von ihrer sakralen Grundlage abgelöst und zu selbständigen erzählenden Liedern erweitert. Solche epischen Einzellieder wurden von einem Sänger mit Instrumentalbegleitung vorgetragen. Dieser Gattung des epischen Einzelliedes gehören z. B. auch die Eddalieder an, deren strophische Gliederung beweist, daß sie ursprünglich für den Gesang gedichtet sind. Von den Thaten und Schicksalen der Götter wandte man sich dann zu den Helden der Vorzeit, zu den Ahnen der Rittergeschlechter, deren Leben und Thun zum Ideal des irdischen Lebens verklärt ward. So singen

Achill in der Ilias und Phemios und Demodokos in der Odyssee die Thaten der früheren Helden, κλέα ἀνδρῶν, zur Phorminx. Erst vom 7. Jahrhundert trat die Deklamation der Rhapsoden an die Stelle des melischen Vortrags.

Andererseits hat sich aus den kultischen Wechselgesängen, wie sie z. B. von alters her in Attika mit der Festfeier des Dionysus verbunden waren, das Drama, Tragödie sowohl als Komödie, entwickelt.

Bei allen Kulturvölkern sind die drei allein echten Naturformen der Poesie, die einfach erzählende (Epos), die enthusiastisch aufgeregte (Lyrik) und die persönlich handelnde (Drama), aus der einen Grundform der religiösen Lyrik erwachsen und durch allmähliche Ablösung von dem hieratischen Mutterboden zu immer reicherer Formenfülle und größerer Mannigfaltigkeit des allgemein menschlichen Lebensinhaltes entwickelt.

Zusammenhängende Veränderungen der Lebensumstände, veranlaßt durch die mehr oder minder zielbewußte Willenskraft menschlicher Charaktere, sind Handlungen Insofern Handlungen und Begebenheiten der eigentliche Gegenstand der Poesie sind, ist diese eine Kunst, deren Anschauungsform die Zeit ist. In die Vergangenheit blickt der Epiker, Stimmungen der Gegenwart spricht der Lyriker aus, das Drama stellt Vergangenes als etwas noch Werdendes, mithin Zukünftiges dar und zwar in der Form der Gegenwart.

Die Poesie ist nicht Abbildung der äußern Erscheinungswelt. Körper kann der Dichter, wie wir schon sahen, nur andeutungsweise darstellen, indem er durch Worte unsere Phantasie zur eigenen Hervorbringung eines inneren Bildes von dem körperlichen Gegenstande anregt. Einen besonders kräftigen Anreiz zur Hervorbringung eines klaren Bildes ver-

mag er unserer Einbildungskraft zu geben durch sinnlich-anschauliche Beiwörter; durch Ausdrücke, welche Vorstellungsverknüpfungen (Assoziationen) nach Ähnlichkeit oder Kontrast, nach Zeitfolge oder räumlicher Koexistenz hervorrufen; dadurch daß er die Teile durch Handlung gleichsam vor unseren Augen entstehen läßt; durch Darstellung der Wirkung einer Erscheinung auf den Zuschauer; dadurch daß er uns die Gestalt in Bewegung und Handlung zeigt. Am kräftigsten malen in dieser Beziehung die alltäglichen den verschiedenen Lebensaltern, Geschlechtern und Ständen eigentümlichen Handlungen und Beschäftigungen. Daher herrscht in der Idylle oft solche plastische Klarheit und Bestimmtheit. Gleichwohl bleibt die Entfaltung des innern Seelenlebens, die dichterische Darstellung der Gedankenwelt und der dem Willen entspringenden allgemein menschlichen Handlungen und ihrer Folgen die der Poesie im Gegensatz zu den bildenden Künsten eigentümliche Aufgabe.

Epos.

Das Epos ist die künstlerische Darstellung einer Handlung durch behaglich sich ausbreitende Erzählung. Das heroische Epos im besondern ist die poetische Darstellung der Volkssage. Diese versetzt uns in die vorhistorische Zeit des noch unentwickelten Staatslebens, in das Zeitalter des Heroentums. In seinen Heldengestalten vor allen individualisiert ein Volk sein eigenstes Wesen nach den verschiedensten Seiten hin, macht sie zu Repräsentanten seines Denkens, Fühlens und Wollens, zu leuchtenden Vorbildern und überträgt auf sie alle seine Schicksale, seine Kämpfe und Siege, seine Freuden und Leiden. So brachten die Griechen ihr Heldenideal in

der Gestalt des Achilleus zur Anschauung, die Deutschen übertrugen den ganzen poetischen Zauber des altgermanischen Wesens, alles was an edel menschlicher Empfindung und stolzem Selbstbewußtsein den Heldengeist der Vorzeit bewegt hatte, auf die in Jugendkraft strahlende Gestalt Siegfrieds.

Die sogenannten Volksepen sind allmählich zusammengewachsene Poesieen vieler Generationen, die dadurch entstanden, daß sich um den Kern einer sagenhaft wiedergegebenen bedeutenden historischen Begebenheit der fernen Vorzeit eine große Zahl von Stammsagen und Mythen, die nur noch zum Teil verstanden wurden, gruppierten. Die so um einzelne Helden von nationaler Bedeutung sich bildenden Sagenkreise gewannen in der frei schaffenden und Verschiedenartiges verbindenden Phantasie des dichterischen Volksgeistes immer bestimmtere Gestaltung. Indem sich der naturwüchsige, voll und ungehemmt sprudelnde Volksgesang des im Volke lebenden Sagenstoffes bemächtigte und aus diesem zunächst einzelne besonders hervorragende Thaten der Helden herausgriff und als poetische Motive verwertete, ließ er eine Anzahl epischer Einzellieder aus sich hervorgehen, jedes zunächst von mäßigem Umfange und bestimmt zum Anhören für eine Versammlung, die bei fröhlichem Mahle oder sonst bei festlicher Gelegenheit nach einem erhöhten Ausdruck der sie beherrschenden Stimmung verlangte. Und wie hätte in einer thatenschwangeren Zeit das allgemeine Ehr- und Selbstgefühl eine bessere Befriedigung finden können als in den poetisch verherrlichten, von dem traumhaften Glanz der eigenen ruhmvollen Vergangenheit umflossenen Heldenidealen? Überdies erhöhte die sinnliche Fülle der Darstellung, die auch das Furchtbare und Grausige zur Empfindung zu bringen wußte, das dem Menschen eigene Wohlgefallen an Erzählungen und Mären.

Wie aber Bäche von verschiedenen Seiten her zu einem Flusse zusammenrinnen und dieser durch Vereinigung mit anderen zu einem Strome anschwillt, so verschmolzen auch die epischen Einzellieder des Volksgesanges und wurden in ein Strombett geleitet, indem sie allmählich in die Abfolge gebracht wurden, welche der Inhalt der Sage bereits vorzeichnete. Ein Kunstdichter späterer Zeit, in welcher die instinktmäßige und naive Ependichtung im Volke aufgehört hatte, hat endlich die Lieder nach einem überlegten Plane zusammengearbeitet und den Sagenstoff nach einheitlicher sittlicher Idee und nach psychologischen Motiven mehr oder weniger glücklich organisiert. So entstanden die Homerischen Gesänge, so unser Nibelungen- und Gudrunlied.*)

Insofern die Heldensage sich auf das Bewußtsein stützt, welches ein Volk in seiner Besonderheit anderen Völkern gegenüber einnimmt, entwickelt sich die Handlung des Volksepos hauptsächlich in der Form nationaler Kämpfe, die der epische Held leitet. In dem Nibelungenliede z. B., dessen letzte Bearbeitung in den Anfang des 13. Jahrhunderts gesetzt wird, bildet die Erzählung von der Erdrückung des Burgundenreiches am Rhein durch die Hunnen den Mittelpunkt, an welchen sich Stammsagen vom Niederrhein und der Donau und Mythen wie vom Sterben des Lichtgottes, von der Jungfrau in der flammenden Burg, vom Himmelsschatz den die Dämonen bewachen, u. a. anlehnen.

„Gewaltig wie nirgends ist hier der Untergang einer ganzen Heldenwelt dargestellt. Ein großes dunkles Verhängnis waltet über der Handlung, bildet die Einheit der-

*) H. Bonitz, Über den Ursprung der Homerischen Gedichte 3. Aufl. Wien 1872.

selben und wird uns beständig im Hintergrunde gezeigt. Wir belauschen es von der Zeit an, da es die ersten Fäden um die Helden des Gedichtes spinnt; wir folgen ihm, bis es sie ganz umschlungen in den Abgrund hinabreißt ... Wie ein leichtes Spiel, wie ein Märchen der Liebe, das ein Troubadour zarten Frauen vorsingt, hebt die Erzählung an:

Es wuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein ...

aber gleich kommt die düstere Mahnung:

Darum mußten der Degen viele verlieren den Leib.

Es erglänzt ein üppiges, festliches Leben. Jugendliche Ritter fahren nach blühenden Bräuten. Liebe wirbt um Gegenliebe. Aber es ist das Morgenrot von einem Gewittertage. Dunkler wird es und dunkler. Hader und Streit erwachsen. Der schwarze Mord tritt herein, ihm nach die blutige Rache. Das schöne Mägdlein, mit der das Lied so heiter begann, von der es hieß: „Niemand war ihr gram“, sie wird zur Furie des schrecklichen Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rhein und die Helden König Etzels im Hunnenlande führt sie zum Mordfeste zusammen. Wie die nordischen Kämpen sich zum Zweikampfe auf Felseninseln überführen ließen, wo sie in furchtbarer Einsamkeit sich gegenüber standen, zusammengehalten von den Armen des reißenden Stromes: so stehen hier die zwei Heldenwelten sich entgegen: das eiserne Schicksal preßt sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammenstoßende Gestirne zerschmettern sie sich und versinken.“ (Uhland.)

Der Geist der epischen Erzählungsweise, wie wir ihn besonders in Homer erkennen, ist unbefangene Freude an dem Ganzen des menschlichen Lebens, Gleichförmigkeit einer harmo-

nischen Stimmung, klare Besonnenheit, ruhige Objektivität, welche dem Fortschreiten der Handlung, mag sie erschütternd und traurig oder fröhlich sein, mit Gleichmut folgt und sie als schon vergangen in einer gewissen Ferne von unserem Mitgefühl hält. „Obgleich in den beiden Gedichten Homers die höchste Bewegung und lebendigste, regste Sinnlichkeit herrscht, so erscheint doch der Dichter selbst in stiller Ruhe, wie eine beschauende Gottheit schwebend über der bewegten und stürmenden Welt. Wie von einem ätherischen, unerschütterten Throne herab faßt er alles mit gleicher Liebe auf, nimmt jede Gestalt rein und treu in sich auf und spiegelt sie aus seinem Innern mit gleicher Treue und Klarheit, aber mit höherem Glanze zurück. Wir sehen das geschaffene Werk, aber sein Schöpfer entzieht sich dem Blicke. Und so sehr beschäftigt uns diese poetische Welt, daß wir der Macht vergessen, die sie in die Wirklichkeit gerufen hat; und eben dieses Vergessen ist ihr höchster Triumph.“ (Fr. Jacobs.) Die Epik ist daher kein Ausfluß und kein Wiederschein des Dichters in seiner Individualität. Vielmehr spiegeln sich in ihr die Kulturanschauungen der verschiedensten Jahrhunderte wieder. „Da in dem nationalen Epos alle besonderen Seiten der Volkstümlichkeit heraustreten, so gewinnen wir durch dasselbe die Anschauung des nationalen Geistes in seinem sittlichen Familienleben, in den öffentlichen Zuständen des Kriegs und Friedens, in seinen Bedürfnissen, Künsten, Gebräuchen, Interessen, kurz ein treues Abbild von dem sittlichen und intellektuellen Zustande des Volks*).“ „Das Epos muß als Kulturgemälde das ganze soziale Leben seiner Zeit in sich

*) Franz Biese, Geschichte der deutschen National-Litteratur. Berlin 1846. I, 249.

aufnehmen. Glücklich, wenn dies so einfach ist, wie in der Homerischen Zeit, wo die Helden selbst schlachten und braten, die Fürstinnen spinnen und weben und die Wäsche im Strom besorgen! Der Schild des Achilleus ist solch ein orbis pictus der Homerischen Kulturwelt! Hochzeit, Prozeß, Kriegswesen, Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Tanz — das alles finden wir auf diesem Werke des Hephästos. Bis in die innersten Gemächer des Hauses, ihre Einrichtungen, bis auf Bad und Schlafstätte und jede Gerätschaft verstattet uns der Dichter den klaren Durchblick! Die Kultur der Homerischen Helden wird vor unsern Augen von ihnen erschaffen; sie ist ihre eigene volle Thätigkeit! Bei uns ist durch die Teilung der Arbeit das Kulturprodukt niemals die schöpferische That eines einzelnen Menschen, sondern aus einer geteilten Mühe hervorgegangen, die nur einen Teil des Werkes überschaut!"*) „Ein freier Geist atmet aus diesen Gedichten, ein offener, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schöngestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor unsern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemälde." (F. Schlegel)

Die Kunst des Epikers gipfelt in der Aufgabe, die Phantasie der Zuhörer so in Bewegung zu setzen, daß sie aus ihren eigenen individuellen Erlebnissen, aus dem Schatz ihrer persönlichen Erinnerungen sich das vom Dichter hingestellte Bild mit den Farbentönen des Lebens ergänzen und wirklich zu sehen glauben, was sie vernehmen. Mit Recht hat man daher die Epik die Poesie der innern Anschauung genannt.

---

*) R. Gottschall, Poetik. Breslau 1870.

Lyrik.

Während uns der epische Dichter äußere Thatsachen und Begebenheiten erzählt, die das ganze Volk erlebt hat, offenbart uns der Lyriker die innern Zustände seines eigenen Gefühls- und Geisteslebens. Das Lied, ursprünglich der unwillkürliche Erguß des religiösen Gemüts, wird zum induellen Ausdruck der mannigfachen Stimmungen und Leidenschaften, wie sie wechselnd das menschliche Herz durchziehen, das an den Freuden und Leiden, an den Kämpfen und Bestrebungen der Gegenwart lebendigen Anteil nimmt. In einer Zeit, in welcher die naive Art des Empfindens und Handelns verloren ist und das allgemeine Interesse an der bewegten Gegenwart haftet, entstehen keine Volksepen mehr; das durch die Erscheinungen der Gegenwart erregte Gemüt sucht sein Inneres unmittelbar auszuströmen, und diese subjektive Empfindung ist eben die Seele des lyrischen Gedichts. Die Lyrik ist die Poesie der Empfindung. In dieser Entäußerung des Gefühls liegt für den lyrischen Dichter eine Selbstbefreiung. Wie die gewöhnliche Äußerung von Schmerz und Lust das Herz erleichtert, so macht der Gesang der Empfindung Luft und befreit die Seele von ihrem Drucke.

> Ich singe, wie der Vogel singt,
> Der in den Zweigen wohnet;
> Das Lied, das aus der Seele dringt,
> Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Wie die Außenwelt den Dichter erfaßt, seiner Empfindung einen Impuls gibt, wie sie andrerseits die Eigenart derselben und ihren Inhalt psychologisch motiviert, damit ist die äußere Situation oder der äußere Einheitspunkt für alle Vorstellungen

und Empfindungen gegeben. Das lyrisch besaitete Herz, welches durch den empfangenen Eindruck stimmungsvoll berührt wird, der psychische Drang nach Form und Ausdruck bildet den innern Einheitspunkt. Äußeres und Inneres verschmilzt miteinander; Natur und Seele stehen im Einklang. Was der Mensch in seinem Innern trägt und hegt, schaut er auch objektiv außer sich; alle Empfindungen seines Herzens findet er in der Natur wieder; diese erscheint ihm wie ein Teil seines Wesens. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Weil in der Seele des Dichters die Liebe herrscht, so vermag er die Wirkungen derjenigen Liebe zu schauen, die außer ihm die Natur zu bethätigen scheint. Der Dichter interpretiert den schaffenden Lebenstrieb der Natur, ihr Wirken und Weben ethisch als Liebe, als Freude und Lust. Im echten Stimmungsgedicht wird die Situation nur kurz angedeutet, der Gegenstand der Beobachtung aber an die Empfindung des Dichters angeknüpft (subjektive Lyrik) oder zu der geistig-sittlichen Welt überhaupt in eine Beziehung gesetzt*) (objektive Lyrik).

Ein volles, von einer Empfindung ganz erfülltes und begeistertes Herz, hohe Geisteskraft und energisches Ausdrucksvermögen machen den lyrischen Dichter. Da jede Persönlichkeit ihre eigenen Erlebnisse, jedes Herz seine eigene Geschichte hat, so sprießen gleich den Blumen des Frühlings immer neue Lieder hervor. Die Leier Apollos hat nur wenige Saiten, aber jeder Genius rührt sie zu neuen Weisen. Er „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.“ Der Inhalt der Liederdichtung ist so reich und mannigfaltig als die Anregungen, welche von Natur-

*) Corvinus, Herbstgefühl, Gedicht von Goethe. Braunschweig 1878.

und Menschenleben ausgehen. Gleichwohl lassen sich dieselben alle nach den Wirkungen auf das menschliche Gemüt ihrem Wesen nach in zwei Hauptgruppen zusammenfassen; denn im Grunde genommen kennt der Mensch doch nur Empfindungen der Lust oder Unlust. Freude oder Schmerz ist der Pulsschlag des Liedes. Immer aber ist Leben an sich, Bewußtsein der eigenen Existenz, die Quelle aller angenehmen Empfindungen. Aus der Lust an sich selbst und dem daraus hervorgehenden Wunsche sich zu schmücken entwickelten sich zu allen Zeiten die ersten Kunstanfänge roher Naturvölker. Die Seele will, wenn immer sie inmitten der Vergänglichkeit des Daseins ein harmonisches und versöhnendes Weltbild zu gewinnen sucht, doch nur sich selbst zum Bewußtsein bringen, das eigene Dasein verklären und die eigene Lebensfreude erhöhen. Daher pflegen auch alle das Lebensgefühl steigernden und die Lebensfülle symbolisch darstellenden Erscheinungen und Vorgänge stets die Empfindung des Wohlgefälligen und Freudigen im Menschen hervorzurufen. Aus diesem Grunde bilden Lenz und Liebe das unerschöpfliche Thema der Dichter:

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

An dem Wesen reiner Menschheit als dem Inbegriff aller Wertbestimmungen erhebt sich das individuelle Lebensgefühl zum höchsten Genuß. Die eigene Gattung als höchstbeseelte und einzig vernunftbegabte ist das höchste Objekt der Kunst. Das wahrhaft Poetische liegt daher darin, wie der Dichter von dem Drucke des persönlich Empfundenen befreit sein Innenleben zu allgemeinen Formen der Menschheit erweitert

und läutert, sein individuelles Empfinden zu einem allgemein Gültigen verklärt, sodaß es alle Herzen gleichmäßig berührt, harmonisch stimmt und zu freudigem Bewußtsein des Daseins erhebt.

Das ist des Lyrikers Kunst: aussprechen, was allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüt neu und besonders erschuf;
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leihn, daß jeglicher drin staunend sich selber erkennt.
(Geibel.)

Der lyrische Dichter, dessen Innenleben typische Bedeutung für die Gattung gewinnen soll, muß daher reich an Erfahrung und von hoher Begabung sein; sein Selbst muß ein großes, umfassendes sein; er muß ein Universum im Busen tragen und seine Individulität zu der Höhe des edelsten Menschentums erheben. Die großen Lyriker leben fort in ihren Liedern, ihre Persönlichkeit steht so lebendig vor uns, wie die Helden des Epos, ein Achill, Odysseus, ein Siegfried, während die epischen Dichter, die von ihnen sangen, unbekannt sind.

Das Geheimnis der lyrischen Komposition liegt in der das Ganze durchdringenden und beherrschenden Einheit der Stimmung. Jedes echte Lied muß aus einem Guß sein, aus der Stimmung des Augenblicks hervorgehen und diese erschöpfen. Ein wahres Gedicht ist, wie Goethe sagt, Gelegenheitsgedicht im höheren Sinne des Wortes. „Die Gelegenheit ist der Zufall des Anlasses, der die Phantasie absichtslos in Bewegung setzt.“ (Vischer.) Kürze gehört daher zu den Vorzügen des Liedes. Besonders den alten, durch ihre herzgewinnende Naivetät und kernige Sittlichkeit ausgezeichneten Volksliedern ist die aphoristische Kürze einer nur andeutenden, nur die Höhen der Ereignisse und Empfindungen beleuchtenden Vortragsweise eigen, was Goethe als den kecken

Wurf derselben bezeichnete und bewunderte und wodurch der dichterische Ausdruck einen so tief packenden Schwung erhält. „Man wundert sich über die Sprünge, Würfe und überraschenden Wendungen des Volksliedes: aber gerade diese sind für den sinnlichen Verstand, als für die Seele des Volkes das Natürliche. Sie sind der ursprünglich freien und unentnervten Sprache besonders eigen.“ (Herder.) Das Volk in seiner Gesamtheit wurzelt noch mit allen Fasern seines Denkens und Fühlens gleichsam in einem Naturzustande, dem nichts Geborgtes, Gemachtes oder Erkünsteltes anhaftet. Wie der Einzelne im Volke sich nicht über die Gesamtheit erhebt, der er angehört, so ist das Volkslied der reine unreflektierte Ausdruck des Gefühls und der Lebensanschauung der Gesamtheit, der Stimmführer des Volks. Aus dem Volksliede klingt uns das ganze Empfinden der Zeit entgegen, aus der heraus es gesungen ist. Besonders unsere deutschen Volkslieder spiegeln uns die ganze große Vergangenheit unseres Vaterlandes wieder — deutsche Treue und Glauben, deutsche Tiefe und Innigkeit. Was alle gleichmäßig bewegt im Kriege oder Frieden, in Lust oder Leid, das bringt das Volkslied auf einen Ausdruck, der allen verständlich, mundgerecht und sympathisch ist. Die ewig gleich bleibenden Stimmen des menschlichen Herzens sind es, die hier anklingen, Stimmungen von solcher Allgemeinheit, daß sie jeder schon in sich trägt. Trotzdem wirkt auch das Volkslied mit dem vollen Zauber individueller Gemütsäußerung, denn alle Volkspoesie ist in ihrer ersten reinen Form aus dem Wohl oder Wehe eines einzelnen als Gelegenheitsdichtung hervorgegangen. Alles ist wirklich erlebt und empfunden, ein im Herzen fertig gewordener Klang, der wieder zu Herzen dringt. Ein flotter Reitersmann, der den Tag genießen will, da er nicht weiß,

ob ihn nicht morgen schon der kühle Rasen deckt, ein wilder Landsknecht, ein Handwerksbursch, der heute liebt und morgen wandert, oder auch ein armes Mönchlein, das auch einmal seine Liebste besingen will, — solche naturwüchsigen Gestalten sind es, die hier ihre Empfindungen laut werden lassen. Das Lied verbreitet sich weiter; was der eine zu singen begonnen, setzt ein anderer fort, und je mehr es von Mund zu Mund sich fortpflanzt, umsomehr rundet es sich ab. Nach dem Verfasser fragt kein Mensch. Zwar wird in den Schlußstrophen einiger Volkslieder auf ihren Ursprung hingewiesen, allein diese Angaben verhüllen die Sache meist mehr, als daß sie dieselbe aufklären. Die Freibildung des Volksliedes läßt den Anteil des Einzelnen verschwinden. Das in sangbare Worte umgesetzte Gefühl eines menschlichen Herzens, dessen Empfindung allgemeine Teilnahme findet, ein Lied, welches die Denkart des Volkes in unverfälschten Naturlauten zum Ausdruck bringt, ist ein Volkslied. Ein anderes Kennzeichen des Volksliedes als weite Verbreitung und allgemeine Beliebtheit gibt es nicht, sagt Wilhelm Scherer. Deshalb ist, wo immer ein Dichter aus einfach natürlicher Empfindung heraus gedichtet, wo er den Volkston getroffen hat, sein Lied auch wirklich ins Volk gedrungen und Volkslied geworden.

Der Lyriker muß uns noch mehr als der Epiker mitten in die Situation hineinführen; zwar fordert auch die Lyrik Bewegung, Fortschritt, Handlung; den Schwerpunkt der Empfindung darf sie indes nie verlieren, für Episoden hat sie keinen Raum. Frei von Reflexionen und rhetorischen Mitteln muß das Lied den Duft der Empfindung rein und voll ausatmen.

Da die Lyrik das Reich der Stimmungen beherrscht,

so vermählt sie sich der Musik. Das Lied ist der sangbare poetische Ausdruck des bewegten Herzens. Für das Ausströmen der Empfindung wendet die Lyrik den ganzen melodischen und rhythmischen Zauber der Sprache auf. Verschiedenartige, der Stimmung angemessene Rhythmen, zu kürzeren oder längeren Strophen verbunden, treten an die Stelle der gleichmäßig fortlaufenden epischen Versreihe. Vierzeilige trochäische oder jambische Dipodieen mit einem Wechsel von männlichen und weiblichen Reimen sind dem Liede am günstigsten.

In dem kleinsten Gedicht findet man nun nicht selten eine Mischung des Epischen, Lyrischen und Dramatischen, „und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswertesten B a l l a d e n aller Völker deutlich gewahr werden". (Goethe.) Der Dichter gewinnt eine objektive Individualisierung der Empfindungen dadurch, daß er sein Gefühl in eine fremde Gestalt so hineinlegt, daß diese das Organ wird, durch welche hindurchklingend jene Empfindungen zu uns herübertönen. Empfindungen allgemeiner Art spricht so der Dichter unter einer ganz bestimmten, individuellen Gestalt aus, z. B. unter der eines Hirten, eines Jägers, eines Kriegers u. a., und stets in einer ganz bestimmten Situation. Vielleicht die größere Hälfte lyrischer Dichtungen gehört dieser einfachen Übertragungsform an. Oft ist die Stimmung, welche der Dichter so ausspricht, seine eigene, wie Goethe in Mignons Lied „Kennst du das Land" seine eigene Sehnsucht nach Italien ausspricht, oder sie ist von so allgemeiner, rein menschlicher Art, daß der Dichter sie sicher auch persönlich erlebt hat, wie das Glück der Liebe, das Gefühl frommer Andacht, z. B. in Schäfers Klagelied von

Goethe, Schäfers Sonntagslied von Uhland. Der Gegenstand, welchen der Dichter auf diese Weise der Anschauung darbietet, ist ein gegenwärtiger, und wenn er auch den Gemütszustand nicht als den seinigen, sondern als den einer andern Person ausspricht, so bleiben doch alle diese Gefühle des bewegten Herzens die des Dichters, der für das im Grunde Unaussprechliche des Gefühls einen wenigstens annähernd deckenden und allgemein verständlichen Ausdruck sucht. Die in einer einfach konkreten Situation, in einer einfachen Handlung objektivierte Empfindung löst sich, in das ideale Reich der poetischen Wahrheit erhoben, in einer höheren Harmonie auf. Mit den einfachsten Mitteln und im kleinsten Rahmen vermag so die Lyrik das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln und mit der aller wahren Kunst innewohnenden Kraft das flüchtige Dasein im Scheine einer höheren Wirklichkeit zu verklären und selbst das Gewöhnliche zu adeln.

Drama.

Die Dramatik ist die höchste Gattung der Poesie. Sie verbindet objektiven und subjektiven Charakter, Außen- und Innenwelt, Anschauung und Empfindung, Episches und Lyrisches, denn sie ist die poetische Darstellung von Ereignissen und Handlungen solcher Art, daß das Gefühls- und Geistesleben der bei den Vorgängen beteiligten Personen durch die dialogische resp. monologische Form der Rede und die damit verbundene Aktion unmittelbar zum Ausdruck kommt. Der Monolog kann in lyrischer Weise eine Stimmung schildern oder in epischer Erzählung den Willen zur That motivieren oder endlich in echt dramatischer Weise den Zeugungsmoment des Entschlusses darstellen. Als die Quelle der That offen-

bart sich alsdann vor uns das den Helden erfüllende Pathos, die im Feuer der Leidenschaft erglühende Idee, die ihn so völlig erfüllt, daß er an sie sein alles zu setzen vermag.

Das Drama läßt Ereignisse der Vergangenheit in der Form gegenwärtiger Handlung unmittelbar vor unsern Augen sich abspielen und entwickelt den Verlauf der Handlung in ihrem Werden und Hervorgehen aus Wille und That und in ihrer Spannung nach der Zukunft hin. Es beschränkt sich aber nicht auf einfache und störungslose Verfolgung eines bestimmten Zweckes. Der Zweck, welcher der Hebel der dramatischen Handlung ist, setzt vielmehr den entgegenwirkenden Zweck voraus, und beide entfalten sich in der lebendigen Form individuell bestimmter Charaktere. Der persönlich sich geltend machende Wille stößt auf einen Gegenwillen, Wirkung auf Gegenwirkung, Spiel auf Gegenspiel. Es beruht somit das Drama auf verwickelten Zuständen, Leidenschaften und Charakteren und führt bei der Entschiedenheit der Willensrichtungen zu einem Konflikt, infolge dessen sich das Schicksal der handelnden Personen endgültig entscheidet.

„Das wahre Dramatische besteht darin, daß sich aus scharf begrenzten Charakteren die Motive zu energischer Handlung entwickeln, durch die Handlung aber starke Gefühle und Leidenschaften aufglühen, welche ihrerseits die Personen bestimmen und wandeln und Charaktere und Handlung fortführen bis zum Endpunkt des Stückes, wo durch die Wandlung und den Kampf der Charaktere die volle Idee des Ganzen erfreuend oder versöhnend hervorleuchtet*)."

Das Drama ist die Poesie der That, welche alle jene Regungen in uns hervorruft, die in der Wirklichkeit bei dem

---

*) G. Freytag, Die Technik des Dramas. 3. Aufl. Leipzig 1876.

Anblick menschlichen Thun und Leidens in uns wirksam sind. „Der Anblick fremder Thätigkeit und Leidenschaften spricht uns sympathisch an und trägt in sich eine innere Nötigung zur Mitthätigkeit. Wir verhalten uns bei der Auffassung fremder Thätigkeit nicht bloß passiv, sondern nachbildend, mitwirkend.“ (Viehoff.)

Geibel hat in einem Prolog die Aufgabe des Dramatikers in schöner Weise ausgedrückt:

Aufschließen will er euch die Brust, den Strom
Der stockenden Empfindung fluten machen,
Und durch die Schauer süßen Mitgefühls
Den sturmbedürft'gen, doch vom Lebenszwange
Beklemmten Sinn erleichternd reinigen.
Denn stumm ist oft die Freude, stummer noch,
Wie durch der Gorgo nahen Blick versteinert,
Das selbsterfahrne Leid. Doch wenn die Kunst
Mit priesterlicher Hand nun Lust und Trauer
In ihre reine Sphäre hebt, und mächtig
Ans Herz anklingend mit verwandtem Ton
In fremder Schickung euch die eigne zeigt:
Da jauchzt befreit empor die trunkne Seele,
Da löst wohlthätig sich der starre Bann
Des Schmerzes und entladet sich in Thränen,
Und menschlich euch im Menschlichen erkennend
Erheitert und erhoben kehrt ihr heim.

Diese inneren Regungen, welche durch fremde Handlungen in uns erweckt werden, lassen sich nun auch wieder zurückführen auf die beiden Grundformen unserer Gefühle, Lust und Unlust, Freude und Schmerz. Je nachdem die tief ernste und erschütternde oder die heiter erfreuende und belustigende Seite des Lebens die Grundstimmung des dramatischen Gedichtes

bestimmt, ergibt sich der Unterschied zwischen dem ernsten Drama und dem Lustspiele.

Das ernste Drama, welches durch Erregung von Mitleid und Furcht, d. h. durch Darstellung eines großen menschlichen Leidens unsere Teilnahme fesselt, heißt Tragödie; die Empfindung, welche durch die Darstellung der schmerzlichen Seite des Lebens in uns erweckt wird, ist die tragische. Die ästhetische Wirkung des Tragischen wie überhaupt aller Kunst nimmt ihren Ursprung in den dunklen Naturtiefen der Sinnlichkeit. Lust und Schmerz sind die Wurzeln, die uns an das Naturleben ketten und durch welche das Gefühl des Lebens in uns auf- und absteigt. Als Formen der Sinnlichkeit sind sie durchaus wesensgleiche Empfindungen und nur dem Grade nach verschieden. Es gibt eine Wollust des Schmerzes, und absichtliche Schmerzerregung am eigenen Körper hat besonders zu Zeiten religiöser Schwärmerei als Mittel gedient, den ekstatischen Wonnerausch zu erzeugen. Man braucht nur an die Bacchanten, die Teilnehmer am Dionysoskultus, und an die Geißelbrüder oder Flagellanten des Mittelalters zu denken. Das durch absichtliche Schmerzerregung aufs höchste gesteigerte Selbstgefühl gerät in den Zustand der Verzückung oder Ekstase, in welchem es sich unter den Wonneschauern des Sich-behaltens und -verlierens an die Kräfte der Natur hingibt und darin bis zu völliger Empfindungslosigkeit aufgeht*).

Um diesen ekstatischen Zustand hervorzurufen, tritt auf nicht minder tiefer Stufe der Menschheitsentwicklung an die Stelle der Schmerzerregung am eigenen Körper die absichtliche Schmerzerweckung am fremden Körper. (Gladiatorenkämpfe.)

---

*) Yorck von Wartenburg, Die Katharsis des Aristoteles. Berlin 1866.

Die Wollust des Schmerzes beruht hier auf dem bloßen Nachempfinden des an anderen wahrgenommenen Schmerzes und führt somit zur Grausamkeit als einem Mittel zur Befriedigung des eigenen Selbstgefühls. Die Geschichte verzeichnet zahllose Beispiele blutgieriger, scheußlichster Grausamkeit. Naturvölker, Kinder und rohe, ungebildete Menschen zeigen noch heute in unverhüllter Weise den eingeborenen dämonischen Hang zur Grausamkeit. Glücklicherweise hat jedoch ein gesund entwickelter Instinkt gegen die krankhafte Ausartung der Sinnlichkeit reagiert und sowohl den orgiastischen Kulten, welche wie epidemische Krankheiten die Menschheit ergriffen und in ihrer Existenz bedrohten, als auch der in den verborgenen Tiefen ungebändigter Sinnlichkeit wurzelnden Grausamkeit den verderblichen Stachel genommen.

Je mehr sich die Menschheit aus den Banden roher Natürlichkeit zu höherer Geistesbildung und Gesittung erhob, um so mehr wurde die Kunst die den Dualismus von Geist und Sinnlichkeit ausheilende Macht. Aus der Giftpflanze niederer Sinnlichkeit ist durch allmähliche Veredlung ein Wunderbaum geworden, der nicht betäubenden Rausch, sondern kühlenden und erfrischenden Schatten spendet, und dieser Wunderbaum ist — die tragische Kunst.

Im Gebiete der tragischen Kunst wird der schmerzempfindende Körper ersetzt durch das Bild eines schmerzempfindenden Körpers.

„Sobald das Bild der Schmerzempfindung genügte, um durch die Vorstellungsfähigkeit jene Schauer zu erwecken, konnte diese Neigung ohne reale Schmerzhervorbringung befriedigt werden, die Grausamkeit konnte abnehmen und hat abgenommen, die Freude am Schmerz hört auf eine reale zu sein, sie wird zur ästhetischen Freude. Schmerzerzeugung und Schmerz-

nachempfindung finden hier beide auf dem Gebiete der Vorstellung statt."*)

Eine noch höhere Stufe der Tragik wird gewonnen, wenn zu dem körperlichen Schmerz, welchen wir uns am Objekt vorstellen, ein seelisches Leiden hinzukommt, welches wir nachempfinden.

So ersättigte sich die Begier nach absichtlicher Schmerzerregung im griechischen Altertume an den Darstellungen der Leidensgeschichte des Dionysos, im deutschen Mittelalter an den Passions- und Marterdarstellungen Christi und der Märtyrer. Wie die dionysischen Mysterien, welche in den Gaben der Demeter und des Dionysos, in Brot und Wein, die Symbole und Unterpfänder sowohl der alljährlichen Erneuerung des Naturlebens als auch der Hoffnung auf Unsterblichkeit durch die todüberwindende, befreiende und verjüngende Gotteskraft feierten, die Vorbilder der christlichen Mysterien waren, so hat sich in gleicher Weise wie aus dem Dithyrambus die antike Tragödie, so aus dem Passionsspiel des Mittelalters die moderne Tragödie entwickelt.

„Unsere Vorstellungsfähigkeit ist jedoch nicht an sinnliche Bilder in Form und Farbe gefesselt; sie können uns auch durch das Wort mitgeteilt werden und erreichen vollständig ihren Zweck." Der bloße Bericht über eine schmerzvolle Katastrophe, in welcher Menschenleben gefährdet waren oder zugrunde gingen, vermag den eigenen Körper zu überschauern und die Phantasie ins Spiel zu setzen.

Beschränkt sich endlich die absichtlich hervorgerufene Schmerzerregung auf Darstellung eines tiefen Seelenleidens

*) Veit Valentin, „Die Tragik in Werken der hellenischen Plastik", Grenzboten 1880, 15.

(Niobe), so ist die höchste Stufe der Tragik erreicht. Denn wenn auch die Sinnlichkeit der unbewußte Untergrund der tragischen Empfindung bleibt, so ist doch das Stoffliche derselben zu einer höheren Form geläutert, in welcher Sinnlichkeit und Sittlichkeit sich verschmelzen. Die tragische Kunst dient hier als ein Mittel zu edlerem geistigen Genusse, sie besitzt eine heilende Kraft, denn die tragische Wirkung beruht auf einer innern Versöhnung und Befriedigung, welche aus der sympathischen Erregung der Gefühle und Leidenschaften und aus der Erhebung des Gemüts (Katharsis) über die dasselbe beengenden Empfindungszustände hervorgeht.

„Dieses vorgestellte seelische Leiden wird uns besonders tief ergreifen, wenn wir für die Persönlichkeit, in welcher es gedacht wird, Sympathie haben. Es wird aber im höchsten Grade zur Wirkung kommen, wenn es zugleich die Folge von Situationen und Handlungen ist, welche wir auch um ihrer selbst willen als berechtigt anerkennen müssen."

Hiermit stehen wir auf dem Boden der Tragödie. In dem Maskenzug: Zum 16. Februar 1781, läßt Goethe die Tragödie selbst von sich sagen:

Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
Durchbohr' ich spielend jede Brust,
Und Euren tiefbewegten Herzen
Sind Thränen Freude, Schmerzen Lust.

Die Tragödie ist die dramatische Darstellung einer mitleidswürdigen Handlung. Mitleid und Furcht, die unser Lebensgefühl vor allem steigernden und überdies zufolge der allgemein menschlichen Lebensbedingungen und Lebenserfahrungen am leichtesten und unmittelbarsten ins Spiel zu setzenden Affekte, sind die der Tragödie im Gegensatz zum Lust-

spiel eigentümlichen Mittel zur Erweckung und Fesselung unserer Teilnahme. Mitleid und Furcht, die Grundstimmungen der von des Lebens Leid erfüllten Seele, sind die Elemente der tragischen Empfindung, und diese selbst ist das Ziel und der Zweck der ein großes menschliches Leiden darstellenden Handlung. Die Entfaltung des innern Seelenlebens, die Darstellung der Gedankenwelt und der dem Willen entspringenden allgemein menschlichen Handlungen und ihrer Folgen ist die der Poesie im Gegensatz zu den bildenden Künsten eigentümliche Aufgabe, und die vollkommenste Abspiegelung des menschlichen Daseins haben wir im ernsten Drama. Innere Wahrheit und Notwendigkeit der Motive, Situationen und Charaktere sind die Grundlagen desselben.

Wenn das Wesen der Tragödie in der Darstellung eines großen Leidens und in der Erregung des tragischen Mitleids besteht, so verlangt unser Kausalitätsbedürfnis, mit dem sich in diesem Falle, wo wir uns auf sittlichem Gebiete befinden, unser sittliches Gefühl deckt, daß die unglückliche Katastrophe hinlänglich motiviert sei und mit dem Charakter des unterliegenden Helden, wie Lessing sagt, ein Ganzes ausmache. Des Helden Thun und Leiden muß in einem ganz bestimmten ursächlichen Verhältnis zu einander stehen, wenn die tragische Wirkung rein hervortreten soll. Das Leiden des Verbrechers ist nicht tragisch, weil ihm die Berechtigung zum Handeln fehlt und sein Leiden nur unser Gerechtigkeitsgefühl befriedigt. Das Unglück eines völlig tugendhaften Charakters ist nicht tragisch, sondern gräßlich, weil, wie Lessing sagt, das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von diesen Stücken besonders denken würden. Nur das Leiden sinnlich moralischer Wesen, dergleichen wie wir selbst sind, sagt Schiller, kann unser Mitleid erwecken.

„Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit lossprechen ...., Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind, und Menschen, die sich in höherm Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Überhaupt bestimmt schon der Begriff des Leidens und eines Leidens, an dem wir Teil nehmen sollen, daß nur Menschen im vollen Sinne dieses Wortes der Gegenstand desselben sein können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden." Hierin stimmen also Schiller und Lessing vollständig mit Aristoteles überein, der ebenfalls zu dem Schluß kommt, daß für die Tragödie nur ein mittlerer Charakter übrig bleibt, d. h. „ein solcher, der sich weder durch Vollkommenheit und Gerechtigkeit auszeichnet, noch auch durch Laster und Bosheit ins Verderben stürzt, sondern nur durch einen bestimmten Fehler (ἁμαρτια)." Dieser Fehler ist die Ursache der Katastrophe; er wird bei richtiger tragischer Grundlage nur auf dem mächtigen Antriebe einer energischen Persönlichkeit zur Geltendmachung ihres Wesens beruhen, wodurch der sittliche Konflikt mit andern Persönlichkeiten gleicher Willensrichtung und gleicher Leidenschaft oder mit sittlichen Mächten allgemein gültiger Art unausbleiblich wird und daher genügend motiviert erscheint.

Die antike Tragödie*) läßt das dargestellte Leiden

*) Aristoteles definiert in dem uns erhaltenen Buche über die Dichtkunst (VI, 2) die Tragödie folgendermaßen:

„Es ist die Tragödie die Nachahmung einer ernst bedeutenden und in sich abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in gewürzter Rede, deren Würzen getrennt in den verschiedenen Teilen (im Dialog und in den Chören) zur Anwendung kommen, vorgetragen wird und mittels handelnder Personen und

vorwiegend aus der Natur der menschlichen Schwäche gegenüber der Allgewalt eines höchsten Wesens hervorgehen. Das ideale und sittliche Moment der Tragödie wird dadurch nicht wenig erhöht, daß das durch göttliche Macht verhängte Leiden wirklich den Charakter einer von der göttlichen Gerechtigkeit selbst ausgehenden Strafe für eine Schuld erhält. Der ästhetischen Forderung des kausalen Zusammenhanges der Handlung wird hierdurch in einer der antiken Weltanschauung völlig entsprechenden Weise genügt. Prometheus büßt für den Raub des Feuers, welches er, wenn auch in edelster Absicht, doch wider den Willen des Zeus zu den Menschen brachte. Diese Idee der strafenden göttlichen Gerechtigkeit tritt vor allen in den Tragödien des Äschylus uns entgegen. Zeus ist der Vertreter des Schicksals und des Rechts, der Rächer jeden Frevels gegen die nie alternden göttlichen Satzungen, die ungeschriebenen, dem Menschen eingeborenen Gesetze der Sitte und Religion. Auch die Sophokleische Tragödie führt meist dadurch zu einem Leiden, daß der Held sich gegen die Götter versündigt, indem er glaubt sich ihrer Macht entziehen zu können und dies auch da versucht, wo ihm der göttliche Wille durch Träume, Zeichen und Orakel kundgegeben ist. So ergibt sich als besondere Eigentümlichkeit der Sophokleischen Tragödien die tragische

---

nicht durch Erzählung, durch zweckvoll abgemessene Erregung von Mitleid und Furcht eine Entlastung (κάϑαρσιν) des Gemüts von (dem Druck der es beengenden) ähnlichen Stimmungen bewirkt."

Als die notwendigen Bestandteile einer jeden vollständigen Tragödie führt Aristoteles an: 1) die zu Grunde liegende Fabel, 2) die Charaktere der handelnden Personen, 3) ihre Reflexion, 4) die Sprache derselben, 5) die musikalische Komposition, 6) die Szenerie.

Ironie, daß das Schicksal sein Opfer um so höher sich erheben läßt, je tiefer es fallen soll; daß wer sich vermißt es klüglich zu wenden, es selber erbauend muß vollenden. Auf die Schicksalsmächte, denen die Sophokleischen Helden unterliegen, passen die Goetheschen Verse:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Der Held ist das willenlose Spiel der über ihm waltenden furchtbaren Schicksalsmacht; er leidet zufolge eines Verhängnisses. Er sieht sich in bestimmte äußere Umstände versetzt, die ihn unentrinnbar umstricken und selbst wider seinen Willen zu unselig verderblicher That fortreißen. Das Schicksal bildet in der antiken Tragödie die Hauptgrundlage, auf der sich die tragische Handlung erbaut. Es ist das zuerst Thätige und wird durch Träume, Zeichen und Orakel angedeutet; in ihm liegt der Ursprung der Situation. Der Charakter des Helden wird durch dasselbe bestimmt, das Schicksal, die personifizierte, mit Willenskraft ausgestattete Macht der äußern Verhältnisse, ist der Charakter. Als dunkle Notwendigkeit steht es der freien Selbstbestimmung des Handelnden gegenüber. Somit stellt die antike Tragödie das Streben nach Geltendmachung der individuellen Freiheit gegenüber der unabänderlichen Schicksalsnotwendigkeit dar. Der Held bereitet nicht sowohl sich selbst sein Schicksal, als vielmehr erliegt er der unerbittlichen äußern Notwendigkeit; er ist von vornherein ein mehr leidender als thatkräftig handelnder Charakter.

Eine Ausnahme hiervon macht die Antigone des Sophokles. Diese Tragödie ist eigentlich schon ganz im

Sinne des modernen Trauerspiels organisiert. Die Handlung wird aus dem Charakter hergeleitet; die Heldin des Stücks ist von männlichem Trotz und rücksichtsloser Entschlossenheit; wir sehen den Entschluß zur That, die todesmutige That selbst und die Folgen derselben. Das Leiden erscheint nicht als eine gottverhängte Strafe für schwere Schuld; und wenn es äußerlich als Kriminalstrafe für Übertretung eines bürgerlichen Gesetzes sich darstellt, so kann doch von einer moralischen Schuld und ihrer Sühne hier gar nicht die Rede sein, und gerade deswegen ist die Tragik dieses Stücks von so erschütternder Wirkung. Zwei Prinzipien, die Gesetze des Staates und die ungeschriebenen, unwandelbaren, in alter Volkssitte begründeten Rechte und Pflichten der Familienpietät stehen in einem unlöslichen Konflikt. In dem Widerstreit zweier völlig gleichberechtigter sittlicher Mächte die heiligen Interessen der Familie über menschliche Satzung stellend, erliegt Antigone der ihr gegenüberstehenden Macht. Tiefes Mitleid erfüllt uns, wie wir sie in freudiger Hingebung für das heilige Recht der Toten ihr Leben opfern sehen. Aber tritt uns hier nicht das Leiden eines völlig tugendhaften Charakters entgegen? Bleibt denn hier die tragische Wirkung noch rein? Ja, das Martyrium eines für eine erhabene Idee sich opfernden Helden ist sogar im höchsten Grade tragisch, weil der Held unsere Sympathie im höchsten Maße besitzt, nur muß sein Untergang der Natur der Umstände nach als notwendig erscheinen. Bei Anblick der Leiden der Antigone steht aber unser sittliches Gefühl durchaus unter dem Eindruck, daß bei den Voraussetzungen der Handlung ein anderer Ausgang unmöglich ist. Antigone muß dem Willen des Regenten unterliegen, weil sie gegenüber der weltlichen Majestät, gegen die

sie sich auflehnt, naturgemäß der schwächere Teil ist. Durch welche Übermacht das Leiden und der Untergang des Helden schließlich herbeigeführt wird, ob durch eine zum Selbstmord treibende Macht der eignen Vorstellung, ob durch Zweikampf oder durch Schlachtentod, ob durch göttliche oder menschliche Kräfte, das ist für die tragische Wirkung an sich überhaupt völlig gleichgültig, es kommt hier nur darauf an, daß beide in den Kampf eintretenden Teile, jeder innerhalb seiner Sphäre, zu ihrem Handeln berechtigt sind, diese beiden Sphären selbst aber nach Maßgabe des Charakters der sie repräsentierenden Helden und gemäß den Gesetzen der sittlichen Welt in ihren Konsequenzen einander ausschließen. Sofern nur die Übermacht, welcher der Held erliegt, als eine hinreichende und natürliche Ursache seines Leidens, als innerlich notwendiges Schicksal sich darstellt, wird die tragische Wirkung rein und ganz erzielt.

In der modernen Tragödie wird die Handlung vor allem aus dem Charakter des Helden entwickelt. Das Schicksal entsteht erst durch den freien Willen und die That des Charakters. Das Schicksal ist individualisiert und auf die eigenen eingeborenen Mächte des menschlichen Gemüts gegründet. Die moderne Tragödie beschäftigt sich daher mit der folgerechten Entfaltung des innern Charakters der handelnden Personen; sie stellt die Größe der menschlichen Willenskraft dar, die im Kampfe und Untergange sich bewährende sittliche Freiheit des Menschen. Ohne sichtbares Eingreifen einer höheren göttlichen Macht führt der Held selbst durch sein Handeln sein besonderes, auf eigentümlichen Lebensbedingungen beruhendes Schicksal herbei. Der Charakter ist das individuell gewordene Schicksal. Der frei handelnde, sich selbst bestimmende Held ruft durch sein Wollen und Thun

eine Kette von Folgen herbei, die er vorher nicht überschauen, oft kaum ahnen konnte. Wir lernen die widerstrebenden Mächte kennen, die allmählich daraus hervorgehende Verwicklung, den Höhenpunkt der Verwicklung, und die endliche Lösung des Konflikts. Alles, was hier geschieht, steht unter sich in genauem und innerem Zusammenhange und gestaltet sich dadurch, daß jedes Folgende aus dem Vorhergehenden als Wirkung einer dargestellten Ursache abgeleitet wird, zu einer in sich abgeschlossenen, einheitlichen Handlung, die Sinn und Geist des Weltganzen in einem kleinen Bruchstück umfaßt. Das bloße Ungefähr bleibt in der tragischen Verkettung der Ereignisse überall ausgeschlossen; dem Zufall wird nur ein beschränkter Einfluß gestattet; alles entwickelt sich mit größter Wahrscheinlichkeit oder gar mit strenger Notwendigkeit; eines erklärt sich völlig aus dem andern. Die erschütternden Katastrophen sind die natürlichen Folgen der Verhältnisse und der äußeren Umstände oder das Werk der sich überstürzenden Leidenschaften; die inneren Konflikte der Leidenschaft sind die natürlichen Folgen der Charaktere. Handlungen und Schicksale sind durchaus in der Willensnatur der handelnden Personen begründet, und die individuelle Eigentümlichkeit dieser ist durch die vom freien Willen des Menschen unabhängigen, ihn beherrschenden äußeren Verhältnisse, Umstände und Situationen bedingt, aus denen sie erwachsen sind. Die Schicksalsmacht, die in der antiken Tragödie dem religiösen Volksglauben der Griechen gemäß mit dem Willen des höchsten Gottes in Verbindung gebracht war und als eine von außen in die Menschheitsgeschicke bestimmend eingreifende sittliche Macht strafender Gerechtigkeit sich darstellte, ist dem modernen Freiheitsbewußtsein die immanente kausalgesetzmäßige Naturordnung und das aus die-

ser für die menschlichen Handlungen folgende Gesetz der unvermeidlichen moralischen Verantwortlichkeit. „Wie jeder thut, also muß er leiden.“ Das ist das Naturgesetz, dem auch die sittliche Welt unterworfen ist. Durch eigne Wahl schafft sich der Held sein Schicksal. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“ Der Mensch ist seines Glückes Schmied. Tragisch jedoch wird sein Geschick, wenn ein Irrtum oder ein Fehltritt oder die eigne Leidenschaft ihn im Kampf um ein bedeutendes Ziel zu Fall bringt. Das Gesetz der unvermeidlichen moralischen Verantwortlichkeit wirkt mit der unerbittlichen Notwendigkeit eines Naturgesetzes. Wie es den Verbrecher ereilt, so vermag es auch den moralisch Schuldlosen zu treffen, denn unter Umständen genügt schon eine arglos begangene Handlung, um die zur unglücklichen Katastrophe führende Kette von Folgen zu schließen, so daß der unglückliche Erfolg erst jene Handlung zum Fehltritt stempelt.

Eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände:
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Sind aber die Verhältnisse, die der Tragödie zu Grunde liegen, in einem derartigen labilen Zustande, so werden wir es begreifen, daß keineswegs allemal eine moralische Schuld des Helden erforderlich ist, damit das Gleichgewicht der Willenskräfte und Lebensinteressen gestört werde, sowie es das Wesen der Tragödie verlangt, die eben einen Kampf auf Tod und Leben darstellt. Vielmehr wird bei besonders tragischer Anlage der Handlung der Held durch einen an sich geringfügigen Anstoß die Katastrophe über sich hereinziehen.

So bringt Kriemhild durch ein im Zustande höchsten Affektes ihr unbedachtsam entfahrendes Wort die drohende Lawine ins Rollen, die zwei Heldenwelten vernichtet. Gibt es aber Fälle, in denen das Leiden des Helden auch ohne moralische Verschuldung desselben durch die Eigentümlichkeit des Charakters und die zwingende Notwendigkeit der auf den Helden einwirkenden Umstände hinlänglich motiviert erscheint, so kann füglich der Untergang des Helden auch nicht als die Sühne seiner Schuld betrachtet werden, sondern nur als die natürliche Folge der ihn eigentümlich umstrickenden Verhältnisse. Unter dem Banne des tragischen Schuldbegriffes stehend hat man die tragische Katastrophe von Goethes Egmont aus seinem Charakter ableiten zu müssen gemeint, und da sich nach dieser Seite als Schuld des Helden nur eine „Unterlassungssünde" ergibt, womit der Theorie nicht genügt wird, so soll Egmont kein wirklich tragischer Charakter, die Katastrophe untragisch, das ganze Drama nicht eine große historische Tragödie, sondern nur ein historisches Charaktergemälde sein. Egmonts tragische Katastrophe fließt aber aus den Verhältnissen, aus den politischen Zuständen des Landes, in welchem die "freche Tyrannei" die Macht in Händen hat und die Freiheit meuchlings unterdrückt wird. Indem man die Goethische Dichtung, hierin dem Urteil Schillers blind folgend, als eine Charaktertragödie beurteilt hat, während sie eine Tragödie der Verhältnisse ist, hat man sich auf einen Standpunkt gestellt, von dem aus dem Drama eine gerechte Würdigung nicht hat zu teil werden können. Will man es ferner dem edlen Rüdiger von Bechlaren zur Schuld anrechnen, die eine Sühne verlangt, daß er arglos der Kriemhilde den Eid der Treue leistet? Und doch ist es dieser Eid, der ihn in den furchtbar tragischen Konflikt treibt, in welchem

er die Mannentreue über Freundestreue stellend den Tod durch die eigne, dem Freunde als Gastgeschenk übergebene Waffe erleidet. Tritt also die tragische Wirkung ein, auch wo der Untergang des Helden nicht den Charakter eines sühnenden Leidens hat, so wird die Sühne als Korrelatbegriff der sogenannten Schuld überhaupt nicht ein zum Wesen der Tragödie erforderliches Moment sein. Und in der That ist selbst da, wo die zum Leiden führende Handlung durch eine wirkliche sittliche Verschuldung des Helden motiviert erscheint, der Begriff einer Strafe und Sühne wenigstens der modernen Tragödie, sofern sie moderner Denkweise Ausdruck gibt und nicht auf romantische Vorstellungen zurückgreift, gänzlich fremd und widersprechend und nur durch künstliche Umdeutung und tendenziöse Verdrehung untergeschoben. Ein sühnendes Leiden, in welchem Schuld und Strafe zufolge des Strafgesetzbuches einander entsprechen, ist überhaupt nicht von erschütternder, aufregender Tragik, sondern befriedigt nur das Gerechtigkeitsgefühl des sichern Bürgers, der sich des wachen Auges des Gesetzes freut. In dem Begriffe des Tragischen liegt, daß das Leiden weit über das Maß einer gerechterweise zu erteilenden Strafe hinausgeht. Liegt aber nicht in dem Begriff der Strafe das Moment der Gerechtigkeit? Und hebt nicht diese die Tragik auf? Wie will man also ein tragisches Leiden in Einklang setzen mit der christlichen Gottesidee, die nur einen gerechten Gott kennt? In dem Begriff der Strafe liegt aber anderseits der Hinweis auf die Bethätigung einer die Strafe vollziehenden Person. Wer ist denn der ungerechte Richter, der dem Helden der Tragödie die über alles Maß hinausgehende Strafe auferlegt? Schiller sagt, die Weltgeschichte ist das Weltgericht; das heißt aber doch wohl, daß die Ungerechtigkeiten, die der einzelne in dem

Notzwang des Lebens erleiden muß, in der Gattung begründet sind, und dies ist eben — tragisch. Der einzelne leidet, was jeden einzelnen treffen könnte, und insofern ist jedes tragische Leiden ein stellvertretendes und daher im höchsten Grade — Mitleid und Furcht erregend.

An die Stelle der tragischen Wirkung möchte nun die Theorie von der tragischen Schuld eine Moralwirkung der Tragödie setzen. Hiernach muß der Held, der in verblendetem Sinne gegen Gott und Welt, gegen alle Ordnung und Gesetze der sittlichen Welt ankämpft, untergehen, damit die Verletzung der göttlichen und menschlichen Gesetze gesühnt, die gestörte Harmonie der vernünftigen Weltordnung wieder hergestellt werde und das Sittengesetz den Sieg davontrage. Die Tragödie soll hiernach im Untergange des Bösen das Gute seinen Triumph feiern lassen, und wir sollen vor dem Schicksal zwar zurückbeben, indem wir es den ringenden Helden vernichten sehen, aber wir sollen uns dadurch wieder aufrichten lassen, daß wir an diese Vernichtung den Sieg des verletzten Sittengesetzes, des göttlichen Willens, den Triumph der höhern Idee geknüpft sehen. — Welche Mächte sehen wir denn aber in der Tragödie siegen? Gott, Schicksal, sittliche Weltordnung, Notzwang der Verhältnisse und Begebenheiten, die dämonische Macht der Leidenschaft, verräterische Gewalt, roher Despotismus, religiöse Unduldsamkeit, festgewurzelte Vorurteile — das sind die tragischen Mächte, welche den Helden zu Fall bringen d. h. siegen, damit jener unterliege. Da der tragische Dichter eine zum Leiden führende Handlung darzustellen hat, so kommt für ihn alles auf die Motivierung derselben an. Die moderne Tragödie, die sich nach den Idealen und Normen modernen Denkens und Wissens

richten muß, wenn anders sie künstlerisch wirken will, wird ihre Motivierung anders gestalten als die antike Tragödie, denn die Forderungen unserer Vernunft und die Normen unseres Gewissens sind andere als zur Zeit der Griechen. Aristoteles bezeichnet es z. B. noch als tragisch wirksam, wenn eine Statue zufällig umfällt und den sie Betrachtenden erschlägt, sofern es sich zeige, daß er der Mörder war, den das Standbild des Ermordeten getroffen hat. Wir haben indes schon gesehen, daß die auf persönliches Eingreifen der Gottheit beruhende Strafe als Motivierung des Leidens in der modernen Tragödie ausgeschlossen ist. Daß auch das Schöne, Große und Edle sterben muß, — das ist das erschütternde Thema, wodurch die Tragödie heute auf uns wirkt. Es ist die tragische Ironie, daß aus scheinbar kleinen Ursachen das furchtbarste Weh folgt, daß uns gerade in dem Erhabensten und Edelsten die Nichtigkeit und Beschränktheit des menschlichen Daseins in erschütternder Weise zum Bewußtsein kommen muß; es ist der groteske Witz des Schicksals, daß gerade dasjenige, was Heil und Segen bringen zu sollen schien, zum Verderben ausschlägt. Wir glauben anzuschauen die menschliche Größe, Kraft und Herrlichkeit, und indem sich diese vor uns entfalten, enthüllt sich uns das menschliche Leid. So läßt uns der Dichter des Nibelungenliedes unmittelbar vor dem Meuchelmord, dem Siegfried zum Opfer fällt, noch einmal den ganzen poetischen Zauber des Helden empfinden, alles was an edel menschlicher Empfindung und stolzem Selbstbewußtsein dem in Jugendkraft strahlenden Helden eigentümlich ist. Gerade auf solchen Kontrasten beruht das Tragische. Sofern nur der kausale Zusammenhang auch in dem Doppelseitigen und Zwiespältigen des Lebens uns entgegentritt, entspringt aus dem Kontraste der dadurch in

uns erregten Gefühle die tragische Empfindung. Was aber dem Dichter ein bloßes Mittel in der kausalen Verkettung der Handlung ist, das setzt die neuere Ästhetik als Zweck und verkennt damit vollständig das Wesen der Tragödie und das Wesen der Kunst überhaupt. Nicht handelt es sich darum die über den Helden obsiegende Macht, die sittliche Weltordnung, zu verherrlichen — daß durch Nebenvorstellungen solcher Art die Empfindung gesteigert und veredelt werden kann, wer wollte es leugnen. Die Tragödie wird dann zu einem wahren Gottesdienst, kehrt zu ihrem Ausgangspunkt, der Religion, zurück und führt „zur Empfindung und Anschauung des Ewigen im Vergänglichen, des Göttlichen im Menschlichen, der richtenden und versöhnenden Offenbarung Gottes im Menschenherzen und in der Weltgeschichte." (O. Pfleiderer.) Die beabsichtigte tragische Wirkung beruht aber immer nur auf der Nachempfindung großen menschlichen Leidens; das Mitleid wird geläutert, wenn das Leid als Folge einer sittlichen Weltordnung sich darstellt, es wird aber nicht aufgehoben. Wir sehen ja nicht nur das Prinzip des ewig Guten und Wahren, die vernünftige Weltordnung siegen, sondern auch die Bosheit und Tyrannei triumphieren. Zweck der Tragödie ist nur die Darstellung eines großen Leidens und die auf der Anschauung desselben beruhende tragische Erschütterung. Was diesem Zwecke dient kann immer nur ein Mittel sein; selbst die über die Einseitigkeit des Helden triumphierende höhere Idee ist in dem Organismus der Tragödie nur ein Mittel der Motivierung. Aber der Moralwirkung zu Liebe, die man von der Tragödie und der Kunst überhaupt verlangen möchte, hat man einige Fälle generalisiert und damit ein Kunstgesetz gewonnen, mit welchem sich wohl trefflich kritisieren läßt, dem es aber an Allgemeingültigkeit gebricht

Indem die Kunst Ideale schafft, welche das Leben erhöhen, vermag sie sehr wohl auch dem Denken und Handeln die höhere Richtung zu geben. Gleichwohl kann eine Moralwirkung nicht als Zweck der Kunst angesprochen werden. Die Kunst will nur ästhetisch wirken. In dem ernsten Drama ist die tragische Empfindung dasjenige Moment, welches die ästhetische Vorstellungsweise vermittelt und unsere Phantasie zum Nachschaffen sympathisch anregt. Steigerung des Lebensgefühls durch Objektivierung unseres eignen Wesens, Thuns und Leidens — das ist die Aufgabe aller Kunst, und nächst der mit elementarer Gewalt unsere sinnliche Natur erregenden Musik wendet keine Kunst zu diesem Zwecke so starke Anregungsmittel an als die tragische. Die Tragödie erschüttert uns durch Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Durch Erregung von Mitleid und Furcht versetzt sie uns in eine Stimmung, die unsere Seele völlig ausfüllt und uns bis zur Selbstvergessenheit gleichsam ohne Rest aufgehen läßt in dem dargestellten Abbilde unseres eigenen menschheitlichen Leides und in der Vorstellung der vollen Leidlosigkeit des Todes, worin das dargestellte menschliche Weh ausklingt, alles Wünschen und Fürchten zugleich erlischt. Wie durch das Anschlagen eines Tones alle gleichgestimmten Saiten miterbeben und mittönen, so leiden wir mit dem Helden, der unser Hauptinteresse erregt, und fürchten für ihn. Unser Inneres wandelt sich infolge der durch Mitleid und Erschütterung gesteigerten Sympathie gleichsam in die innere Natur des Helden um, und indem wir uns ganz in seine Seele und in seine Lage versetzen, sein Leid und Schicksal lebendig nach- und mitfühlen, werden wir uns selbst in unserer Beschränkung los und dadurch im ästhetischen Sinne frei. (Dramatische Illusion.) Die Tragödie enthebt uns

durch die stärksten Anregungsmittel sympathischer Thätigkeit unserem eigenen Dasein, aber sie führt uns nicht zur Allnatur zurück mittelst der Ekstase, sondern sie läßt unser Bewußtsein in das einer mächtigen Persönlichkeit aufgehen, darin versinken, um es in diesem gleichsam zweiten Gesicht zu erhöhtem Selbstgefühl zu bringen.

Die Person ist somit das befreiende Element der Tragödie wie überhaupt aller Kunst, denn nichts vermag uns so völlig zu beschäftigen und dadurch von dem Drucke des Selbstbewußtseins zu befreien und unser Selbstgefühl emporzurichten als die Objektivierung der eigenen Menschennatur, des allen Menschen Gemeinsamen.

Die dem dramatischen Gedicht notwendige Einheit besteht in der Einheit der Handlung, daß nämlich alle Elemente derselben zu einem Zwecke zusammenstimmen. Für die Entfaltung derselben ergibt sich die Einteilung in Akte, deren jeder die Handlung zum Ziele weiter führen muß. Der 1. Akt bildet die Einleitung (Exposition), welche über die Voraussetzungen der Handlung, über die Lage der Dinge und die Charaktere orientiert und in die der Situation entsprechende dramatische Stimmung und Spannung versetzt. Die eigentliche Handlung beginnt da, wo der Entschluß zum Spiel oder Gegenspiel gefaßt ist, d. h. „wo in der Seele des Helden ein Gefühl oder Wollen aufsteigt, welches die Veranlassung zu der folgenden Handlung wird, oder wo das Gegenspiel den Entschluß faßt, durch seine Hebel den Helden in Bewegung zu setzen“. (F.)

Die aufsteigende Handlung entwickelt sich dann in bestimmten Stufen der Steigerung (2. Akt) bis zum Höhenpunkte (3. Akt). Dieser bildet die Mitte des Dramas. „Die höchste Bedeutung hat er freilich nur in den Stücken, in

denen der Held die aufsteigende Handlung durch seine innern Prozesse treibt; bei den Dramen, welche durch das Gegenspiel steigen, bezeichnet er die allerdings wichtige Stelle, wo dies Spiel den Haupthelden gefangen und in die Richtung des Falles verlockt hat." (F.)

Nach dem Höhenpunkte, in welchem der Konflikt in seiner ganzen Schärfe hervortritt, folgt die absteigende Handlung. In den Dramen, in denen der Held bis zum Höhenpunkte die Handlung führt, tritt nun der Moment ein, von welchem ab die That des Helden auf denselben zurückwirkt und Macht über ihn gewinnt. „Die Außenwelt, welche im Aufsteigen des leidenschaftlichen Kampfes durch den Helden besiegt wurde, erhebt sich im Kampfe über ihn." Der 4. Akt enthält die Peripetie, den unvorhergesehenen und überraschenden, aber in der Anlage der Handlung bereits gegründeten Umschlag der Handlung in das Gegenteil. „Immer stärker und siegreicher wird diese Reaktion, bis sie zuletzt in der Schlußkatastrophe mit unwiderstehlicher Gewalt den Helden unterliegen macht" (5. Akt) (F.)

Während die tragische Empfindung auf dem Kontraste ernster Gefühle beruht, die in uns durch die Darstellung großen menschlichen Leidens, durch das Erhabene der Innenwelt geweckt werden, so geht aus dem Kontraste an sich gleichgültiger, stimmungsloser Gefühle und Vorstellungen das Komische oder Lächerliche hervor. Da das Komische ebenso wie sein Widerspiel, das Tragische, auf einem ins Bewußtsein fallenden Kontrast der Gefühle oder Vorstellungen beruht, so vermag unter Umständen auch der jähe Sturz des Erhabenen komisch zu wirken, und so ist in der That vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt. Man vergegenwärtige sich einen Triumphator, der im feierlichsten

Momente stolpert oder niesen muß! Auf der Entdeckung eines Mißverhältnisses zwischen dem Angeschauten und dem Begriff oder dem Bilde in unserem Innern, mit dem wir dasselbe vergleichen, beruht die Anschauungskomik. Man denke an das Lächerliche in den Bewegungen eines Betrunkenen, die mit den dem Menschen sonst eigenen Bewegungen in Widerspruch stehen; man denke an den Häßlichen, der sich für schön hält, an den bramarbasierenden Fallstaff, der davonläuft. In das Gebiet der Anschauungskomik fällt ferner die komische Wirkung der Nachahmung, wobei der Kontrast mit dem Originale genügend gewahrt bleiben muß; hierher gehört auch die Karikatur, die, wie Emil Kraepelin in der hier zu Grunde gelegten trefflichen Abhandlung: Zur Psychologie des Komischen*) ausführt, durch pointiertes Hervorheben der charakteristischen Züge zwar die Ähnlichkeit prägnant hervortreten läßt, durch Übertreibung aber zugleich dafür Sorge trägt, daß keine Porträtähnlichkeit entstehe. Ähnlich verhält es sich mit der Parodie und Travestie, ähnlich mit den auf der Bühne so komisch wirkenden Verwechslungen und Verkleidungen. „Auch hier werden zwei Individuen teilweise miteinander verschmolzen, während sie doch in allen übrigen Beziehungen für den Zuschauer auseinanderfallen."

Während in der Anschauungskomik der sinnliche Anblick unmittelbar den Kontrast zu der Vorstellung bildet, die wir als Norm und Maßstab in unserem Geiste besitzen, sind es in der Situationskomik „zwei differente Vorstellungen, die beide erst selbständig von einander aus der Betrachtung der Situation gewonnen werden und dann wegen ihres ge-

*) In W. Wundts Philosophischen Studien, Leipzig 1883, II 1. u 3. Heft.

meinsamen Ursprungs zu dem erfolglosen Versuche einer Vereinigung mit einander drängen" (Kraepelin). Die Komik beruht hier auf dem Mißverhältnis zwischen dem Angestrebten, Gewollten und der zufälligen Fügung der Dinge; das Lächerliche entsteht hier aus dem kontrastierenden Widerspiel menschlicher Absichten und ihrer Durchkreuzung infolge von Mißverständnissen, Verwechslungen, Verkennungen, Intriguen. Endlich können Vorstellungen in einen komischen Kontrast treten durch die bloße Ideeenassoziation mittels der Sprache. Die auf natürlicher Begabung beruhende Gewandtheit des Denkens, den mit der Wirkung des Komischen verbundenen Kontrast in den Dingen und Vorstellungen mit dem Scheine völliger Absichtslosigkeit aufzudecken und gleichsam blitzartig zu erleuchten heißt Witz. Auch der treffende sprachliche Ausdruck, in welchen sich diese Urteilsform kleidet, wird als Witz bezeichnet. Sehr gut nennt Jean Paul den Witz „den verkleideten Priester, der jedes Paar kopuliert". Der scheinbaren Kopulation durch den verkleideten Priester bedarf es, damit bei dem notwendig mißglückenden Versuche einer begrifflichen Vereinigung der disparaten, nur teilweise übereinstimmenden oder sich nähernden Elemente das komische Kontrastgefühl lebendig genug in uns entstehe. Vischer fügt daher dieser Definition noch die Einschränkung hinzu, daß der Witz die Paare am liebsten traue, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen.

Der Vergleichungspunkt, in welchem die kontrastierenden, einander scheinbar ganz fremden, völlig ungleichnamigen Vorstellungspole sich nahe kommen, und wie in einem elektrischen Funken vereinigen, heißt Pointe. „Die spielend gefundene Pointe macht den Witz." (Kuno Fischer.) Eine sehr treffende Klassifikation der verschiedenen Formen des

Witzes gewinnt Emil Kraepelin, indem er in obiger Abhandlung als Einteilungsprinzip die besondere Art der Verbindungen wählt, durch welche die kontrastierenden Vorstellungen an einander geknüpft werden. „Das Tertium associationis, das verbindende Zwischenglied, kann entweder eine rein äußerliche oder eine innere, begriffliche, selbstverständlich immer nur bedingte, teilweise Zusammengehörigkeit der Vorstellungen begründen." Im ersteren Falle entstehen die Assoziationswitze, bei denen es „sich um das begriffliche Auseinanderfallen zweier assoziativ an einander geknüpften Vorstellungen, um die mit Prätension hervortretende Forderung der unvollziehbaren innigen Verschmelzung gänzlich verschiedenartiger, nur äußerlich zusammenhängender Elemente handelt." Der Klangwitz z. B. beruht auf der Gleichartigkeit der Wortklänge bei Ungleichartigkeit der Vorstellungen. Hierher gehört der „Kalauer", der, wie Kuno Fischer sagt, unter den Witzen ist, was unter den Reimen die Knittelverse. „Er spielt mit dem Wort nicht als Wort, sondern als Klang und ruft dadurch einen Nebensinn hervor, der mit dem eigentlichen Sinn des Urteils einen überraschend komischen Kontrast bildet." Um ihn zu verstehen, braucht man nicht über besonderen Vorstellungsreichtum zu verfügen, aber je wohlfeiler, um so volkstümlicher ist er. Als Beispiele mögen hier folgende stehen: Der verlorene Sohn war ein Irländer. Die Gelehrten sind meist Unterleibnizianer. Welche Tracht kleidet am besten? Die Eintracht. Welche Ringe sind nicht rund? Die Heringe. Reich an Klangwitzen ist bekanntlich Schillers Kapuzinerpredigt und ihr Vorbild, die Dichtungen Fischarts. Im Wortspiel oder Bonmot treffen verschiedene Vorstellungen in einem Worte unmittelbar zusammen. Infolge des Bedeutungswechsels der Wörter entsteht ein Doppelsinn-

witz. Derselbe schließt den komischen Kontrast zweier verschiedener Deutungen in sich. Auch die Ironie enthält einen Doppelsinn, aber in versteckterer Form. Sie spricht das Gegenteil von dem aus, was sie wirklich sagen und verstanden wissen will. Durch die Betonung sorgt sie dafür, daß sie verstanden wird. Sie wird sarkastisch und wie die Satire zur Waffe, insofern sie die Person absichtsvoll zu treffen sucht und „die Pointe gegenüber den Mängeln und Gebrechen zum Pfeile, zur durchbohrenden Spitze sich entwickelt" (Kuno Fischer).

Besteht das Band zwischen den kontrastierenden Vorstellungen in einer tieferen, logischen Beziehung, so entstehen (nach Kraepelin) die Apperceptionswitze, Gedankenwitze. Das witzige Urteil faßt eine Kombination von Vorstellungen in sich, die in Wirklichkeit einen absoluten innern Widerspruch bedeutet. Der Widerspruch wird erreicht entweder durch die witzige Verknüpfung logisch einander ausschließender Vorstellungen (z. B. wir wollen Preßfreiheit und Zensur) oder durch die Trennung unabweislich zu einander gehöriger Vorstellungen (z. B. Messer ohne Heft und Klinge, Gewehr ohne Schaft und Lauf; Alexander der Große wurde in Abwesenheit seiner Eltern geboren). Sodann bildet die Zusammenstellung unvereinbarer Gegensätze unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte auch für den witzigen Schluß die Grundlage der komischen Wirkung. Der witzige Schluß stellt zwischen den kontrastierenden Vorstellungen entweder eine logische Unterordnung her (z. B. Lichtenbergs „Doppelter Kinderlöffel für Zwillinge", „zweischläfriger Kirchenstuhl", „Futteral für die scharfe Zunge") oder er fingiert ein unmögliches Kausalverhältnis (z. B. ihm ist vor Schreck die Perrücke grau geworden; Münchhausen zieht sich an seinem

Zopf aus dem Sumpf). In allen diesen Formen des Komischen: der Anschauungskomik, der Situationskomik und dem Witzig-Komischen ist das Wesentliche der ins Bewußtsein fallende (intellektuelle) Kontrast. Ohne ein Gefühl des Kontrastes ist die erheiternde Wirkung d. h. das Komische unmöglich. Dieses aber bildet das Mittel, wodurch das Lustspiel unsere Teilnahme fesselt.

Wie sich aus den bei der Dionysischen Festlichkeit von Winzern begangenen Most- und Hefenspielen, aus den hierbei mit ausgelassenster Lust und unbefangenster Frechheit vorgetragenen Liedern die griechische Komödie entwickelte, so ging aus der phantastischen Komik der mittelalterlichen Fastnachtsspiele das moderne Lustspiel hervor.

Ganz besonders vom Lustspiele gilt, was Aristoteles von der Poesie überhaupt sagt, daß sie das allen Menschen Gemeinsame darstelle. Denn dieses besteht ja weit weniger in edler Größe und heroischen Eigenschaften als in kleinen Schwächen und Verkehrtheiten, Verirrungen und Thorheiten, durch welche die menschliche Natur mit der Wirklichkeit in beständige Kollision gerät. Die an sich harmlosen Verwicklungen, wie sie sich in dem von Widersprüchen und Ungereimtheiten bewegten, von Willkür und Zufall beherrschten, von sozialen Verbildungen erfüllten Alltagsleben zu erkennen geben, sind es, die das Lustspiel verwertet und zur Anschauung bringt. Die handelnden Personen erlangen unsere Teilnahme, indem sie in ihrem individuellen Sein und Thun Züge von typischer Lebenswahrheit offenbaren, in denen jeder auch eine schwache Seite seines eigenen Wesens erkennt. Sie verkörpern uns die Thorheiten der Welt mit ihren kleinen und nichtigen Zwecken, die mit dem Anscheine großen Ernstes und mit umfassenden Anstalten verfolgt werden und in diesem den handelnden

Personen selbst oft gar nicht bewußten, dem Zuschauer aber deutlich entgegentretenden Mangel an Übereinstimmung aller Verhältnisse liegt eben das Komische oder Lächerliche. „Der Kontrast, welcher in diesem nichtigen, aber scheinbar wichtigen Treiben liegt, erzeugt die lächerliche, komische Situation, und die sittliche Idee, der Ernst, offenbart sich in der Auflösung dieses Treibens in seine Nichtigkeit und Wesenlosigkeit." (F. Biese.) Durch eine solche Vermischung der edlen und ungereimten Seiten der menschlichen Natur kommt die Komödie, wie Lessing sagt, ihrem Original, dem Leben, am nächsten und indem so die Welt zugleich mit ihren erhabenen und niedrigen, sittlich-ernsten und harmlos-heitern Elementen, nach ihren Höhen und Tiefen in frischer, freier, unverhohlener Weise gezeigt wird, wie sie ist, erhält das Lustspiel seine humoristische Färbung. Denn der H u m o r ist der Stimmungsgehalt und Stimmungsausdruck eines tiefen, unverdorbenen, kerngesunden Gemüts, welches die Widersprüche des Lebens wohl kennt und voll empfindet, jedoch als notwendige und unentrinnbare Thatsache ohne Verbitterung und Empfindlichkeit hinnimmt und zufriedenen und versöhnlichen Sinnes mit thränengetränktem Lächeln betrachtet, weil es sich über die Mängel alles Natürlichen erhaben fühlt und aus dem reinen Spiegel der eigenen Seele ein harmonisch ergänztes Weltbild heraufzuholen und in liebevollem, welterlösendem Drange zur Freude aller in kräftiger Formensprache darzustellen vermag. Sehr treffend sagt daher Lazarus: „Gegen die Sonne des Humors können allezeit nur die Adler des Geistes fliegen," und Vischer nennt den Humor einen Metaphysiker.

Das Lustspiel will uns somit durch das Lächerliche erheitern, welches, wie Aristoteles sagt, zwar immer ein Fehler und Übelstand ist, aber ein solcher, der mit keinem Schmerz

oder gar mit dem Untergange der Person, welche ihn an sich hat, verbunden ist. Aus den kleinen, mit Witz und Scherz gewürzten Verwicklungen stellt sich am Schluß die Harmonie des Daseins wieder her.

Im Gegensatze zu dem Ernst des Lebens ist alle Kunst heiter und für uns mit höchstem Genuß verbunden, weil wir in der ästhetischen Betrachtungsweise, in dem Versenktsein in die bloße Anschauung, von der Wahrnehmung des eigenen Zustandes und seiner Beschränkung abgelenkt werden und uns eines ungedrückten Selbstgefühls erfreuen. Denn wie derjenige am gesündesten ist, der seinen Körper am wenigsten fühlt, so besteht auch die geistige Gesundheit, die Heiterkeit und Reinheit des Gemüts in einem Zustande, in welchem das Selbstgefühl und das Selbstvergessen im Gleichgewicht sind und jenes aus diesem wie der Körper aus dem Schlaf sich stetig erfrischt und wiederherstellt. Andrerseits beruht ja das Peinigende und Unerträgliche des bösen Gewissens auf dem steten Wahrnehmen des eigenen Innern, wie auch die Trostlosigkeit der Langenweile aus der Wahrnehmung der starrenden Leere des eigenen Bewußtseins hervorgeht.

Beschäftigung ist daher für den Menschen wie der Schlaf „ein Bad der sauren Lebensmüh“;

> Beschäftigung, die nie ermattet,
> Die langsam schafft, doch nie zerstört,
> Die zu dem Bau der Ewigkeiten
> Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
> Doch von der großen Schuld der Zeiten
> Minuten, Tage, Jahre streicht. (Schiller.)

VIII.

Die Wissenschaft.

„Es ist das höchste Glück des Menschen, das Erforschbare erforscht zu haben und das Unerforschte in Ehrfurcht zu verehren."
Goethe.

Während die Kunst auf der schöpferischen Gestaltungskraft der Phantasie beruht, geht die Wissenschaft aus der sichtenden und ordnenden Thätigkeit des Verstandes hervor. Die Kunst ist die Form, in welcher der Mensch sein Leben zu verschönen sucht; die Wissenschaft ist die Form, in welcher das menschliche Denken die Wahrheit zu erfassen strebt. Die schöne Formensprache der Kunst dient dem Ausdruck erhabener Ideeen, sie schafft Ideale, welche das Leben erhöhen, den Menschen begeistern, seine Empfindungen verfeinern und veredeln, seinem Denken und Handeln die höhere Richtung geben; die Sprache der Wissenschaft ist die Sprache des messenden und wägenden Kalkül, die Sprache klarer Begriffe und logischer Konsequenz; die Wissenschaft erzeugt richtige Vorstellungen, welche das Leben von dem Drucke finsterer Mächte, von den Banden der Natürlichkeit und Unkultur befreien. Sie erhellt den Kopf, bereichert das Wissen; jene erwärmt das Herz, bereichert das Gemüt. Das Objekt der

Kunst hat idealen Charakter, es ist die Welt des schönen Scheins; der Wissenschaft dagegen ist ihr Stoff durch die Erfahrung objektiv gegeben. Die Kunst ist, wie Schopenhauer sagt, die Betrachtungsart der Dinge unabhängig vom Satze des Grundes; die Wissenschaft kennt, wenigstens heute, kein anderes Forschungsprinzip, als das Gesetz der Kausalität.

Bevor jedoch die Wissenschaft ihre Aufgabe darin fand, die Thatsachen des Natur- und Geisteslebens nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Bedingung und Erfolg zu begreifen d. h. in einen objektiven Zusammenhang zu bringen, hat sie sich lange Zeit auf logische Stoffordnung (Klassifikation) beschränkt; der erklärenden Wissenschaft ging die beschreibende vorauf; diese bildet in der That auch die notwendige Voraussetzung jener. Denn um in dem Vereinzelten den kausalen Zusammenhang zu erkennen, um die Thatsachen unter allgemeine Gesetze zu bringen und zur Theorie zusammenzufassen, ist es nötig, die Erscheinungen, das Material, erst möglichst vollständig durch Beobachtung und Experiment zu sammeln und jedes einzelne in seinen allgemeinen Eigenschaften zu erkennen und methodisch festzustellen.

Eine solche Vorstellung, welche das Wie der Dinge durch Induktion klar und deutlich erfaßt, ist der wissenschaftliche Begriff. Derselbe vergegenwärtigt die übereinstimmenden Merkmale gleichartiger Dinge. Man gewinnt ihn durch Abstraktion, d. h. durch Beachtung der den Einzelobjekten gemeinsamen, zur Wiedererkennung (Rekognition) notwendigen (integrierenden) Merkmale und durch Absehen von den ungleichartigen Merkmalen.

Alle einzelnen Objekte, deren Gemeinsames der Begriff

zusammenfaßt, machen seinen realen Umfang aus. Der Umfang des Begriffs ist die Gesamtheit aller gleichartigen Dinge. Der Inhalt des Begriffs ist die Summe seiner wesentlichen Merkmale. Als Zeichen der Begriffe dienen im allgemeinen die Worte. Den Vorstellungsinhalt eines Wortes bestimmen, gleichsam auskernen, heißt definieren. Definitionen sind Urteile, deren Prädikatsbegriff mit dem Subjektsbegriff nach Inhalt und Umfang sich deckt. Der Unterschied zwischen bloßer Worterklärung und eigentlicher Definition liegt, wie Wundt meint, darin, daß wir bei der bloßen Nominaldefinition völlig absehen von dem wissenschaftlichen Zusammenhang, in welchen der betreffende Begriff durch die Definition gebracht werden soll, indem wir bei ihr den nämlichen Zweck verfolgen wie bei der Übersetzung eines Wortes aus einer fremden Sprache: die Nominaldefinition ersetzt lediglich das Wort von unbekannter Bedeutung durch synonyme Ausdrücke und Umschreibungen ohne jede Rücksicht auf die systematische Stellung der Begriffe. Der Realdefinition ist es gerade um die letztere zu thun. Definitionen sind analytische oder Erläuterungs-Urteile. Was ursprünglich auf Grund der Erfahrung, durch Beobachtung oder Experiment, in der Form von synthetischen oder Erweiterungs-Urteilen in den Begriff des Subjekts als Merkmal aufgenommen ist, läßt sich eben, wie natürlich, durch bloße Zergliederung (Analyse) desselben wieder herausziehen und in der Form eines analytischen Urteils oder in der Form eines Schlusses verdeutlichen und zu bewußter Erkenntnis bringen. Der Fortschritt der Wissenschaften besteht gerade in der fortschreitenden Umwandlung synthetischer Urteile in analytische. Je mehr unser Wissen über einen Gegenstand sich erweitert, um so mehr werden die Merkmale mit ihm verschmolzen und als ihm

wesentlich inhärierende erkannt. Für den Physiker ist somit die Schwere ebenso ein wesentliches, unerläßliches Merkmal des Begriffes „Körper" geworden, als es die Ausdehnung für den Mathematiker ist.

Die Verdeutlichung einer Erkenntnis mittels der Definition geschieht nun in der Weise, daß man den zu definierenden Begriff unter den nächst höheren allgemeineren und bekannteren Begriff bringt und diesem zur völligen, eindeutigen Determination den artbildenden Unterschied hinzufügt: definitio fit per genus proximum et differentiam specificam. Die Definition darf kein wesentliches Merkmal übergehen und nichts Unwesentliches enthalten; sie muß ferner negative Bestimmungen, Tautologieen und Metaphern vermeiden.*)

Auf dieser begrifflichen Erfassung der Dinge beruht also die Klassifikation derselben, mit welcher das wissenschaftliche Erkennen beginnt, da der Mensch durch sie zuvörderst Ordnung und innern Zusammenhang in die unendliche Vielheit und Mannigfaltigkeit der ihn umgebenden Erscheinungen bringt. Diese Begriffsformen der Weltauffassung gliedern sich in einem Begriffssystem, in welchem sich die niederen Begriffe zu den höheren zusammenfassen und endlich dem Einheitsbedürfnis des menschlichen Geistes entsprechend in einem höchsten und letzten Begriffe gipfeln.

So mannigfach nun die Gruppen von Thatsachen sind, welche einen geschlossenen Kreis bilden und für die Forschung eine Arbeitsteilung nötig machen, so viele Spezialwissenschaften gibt es. Gleichwohl sind diese alle nur Glieder einer allgemeinen Wissenschaft, welche, auf dem gleichen Boden der

---

*) Über die weiteren logischen Kategorieen vergl. meine S. 73 citierte Denklehre.

Erfahrung stehend, in der Feststellung des höchsten und letztmöglichen Begriffs den Einheits- und Quellpunkt bildet, in den jene einmünden und aus welchem sie Leben empfangen.

Diese Wissenschaft, zu der die besonderen Wissenschaften hinstreben als zu ihrer Einigung und Vollendung, die Wissenschaft, welche sich als Keim und Blüte einer einheitlichen Weltauffassung darstellt, ist die Philosophie. Sie enthält die höchste Einheit alles Wissens, die Einheit sowohl der empirisch gegebenen Objekte als auch der auf diese gerichteten Einzelwissenschaften. Sie ist das geistige Band, welches die Spezialfächer zu einem lebendigen und organischen Ganzen zusammenfaßt, denn Wissenschaft ist nicht möglich ohne ein Streben nach allgemeinen Wahrheiten, ohne den philosophischen Trieb nach einheitlicher Erkenntnis des großen Zusammenhangs der Dinge.*)

„Jedoch unsere Weltauffassung ist nie eine rein logische gewesen. Wir ordnen vielmehr alle Anschauungsobjekte, die psychischen zumeist, zugleich nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge. Diese aber bilden wir zu einer eigenartigen Reihenform um, sofern wir sie als eine kausale denken. Unter dieser Voraussetzung, deren psychologischer Ursprung und deren erkenntnis-theoretische Bedeutung hier gänzlich unerörtert bleiben kann, bilden wir Gattungsbegriffe für konstant verbundene Vorgänge. Diese Gattungsbegriffe aber nennen wir Kausalgesetze. Sie bilden in diesen Reihen das einzige Konstante; die Objekte dagegen, in denen sie sich äußern, werden als kontinuierlich veränderlich, als Vorgänge gedacht. Jede gesetzmäßige Reihenfolge endlich von Vorgängen, die

*) R. Avenarius, Zur Einführung, Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie, I, 14.

in wechselseitigem Kausalzusammenhange stehen, nennen wir eine Entwicklung. Aus der logischen Ordnung von Objekten wird somit eine kausale Ordnung von Vorgängen. Der Prozeß der Wissenschaftsbildung besteht demnach im allgemeinen darin, daß wir die logische Ordnung der Anschauungsthatsachen neben resp. über und unter einander umformen in eine Entwicklung derselben aus einander ... Ein Kausalnexus ist nur möglich, wenn ungleichartige Elemente gegeben sind; denn Ursache und Wirkung können nicht schlechthin identische Begriffe sein"*). Diejenigen Elemente, die sich als absolut gleichartige darstellen, wie die Elemente der Zahlen, des Raumes und der Zeit, lassen dagegen nur eine logische Ordnung zu.

Von den qualitativ ungleichartigen Elementen sind nun diejenigen Entwicklungsreihen, die sich zufolge der logischen Klassifikation durch den bloßen Gegensatz, in dem sie auftreten, als selbständige ergeben, die Reihenformen der psychischen und mechanischen Vorgänge, des Belebten und Unbelebten, Bewußten und Unbewußten, Denken und Sein, Geist und Natur. Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Biologie, Soziologie und Moral sind die Grundwissenschaften, welche alle möglichen Ordnungen des Natur- und Geisteslebens in sich begreifen und somit das ganze intellektuelle Erkenntnisgebiet erschöpfen. Von den Geisteswissenschaften in engerem Sinne, in welchem sie zu den Naturwissenschaften in einem konträren Gegensatz stehen, „sprechen die einen ein Wirkliches aus, das in der Wahrnehmung gegeben ist; sie enthalten den historischen Be-

*) B. Erdmann, Die Gliederung der Wissenschaften, Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie, II, 79 f.

standteil der Erkenntnis. Die anderen entwickeln das gleichförmige Verhalten von Teilinhalten dieser Wirklichkeit, welche durch Abstraktion ausgesondert sind: sie bilden den theoretischen Bestandteil derselben. Die letzten drücken Werturteile aus und schreiben Regeln vor: in ihnen ist der praktische Bestandteil der Geisteswissenschaften befaßt. Thatsachen, Theoreme, Werturteile und Regeln: aus diesen drei Klassen von Sätzen bestehen die Geisteswissenschaften." (W. Dilthey)

Mannigfach sind die Versuche, den Dualismus von Natur und Geist in einen Monismus aufzulösen, und dieses Problem bildet recht eigentlich die Kardinalfrage der philosophischen Forschung. Der gegenwärtige naturwissenschaftliche Monismus sucht alle Erscheinungsformen als eben so viele Spezialfälle einer einzigen allgemeinen Thatsache zu begreifen und zwar will er dieselben nur insoweit für erforschbar ansehen, als sie auf gesetzmäßige Bewegungsvorgänge zurückgeführt werden können. Er fordert daher auch eine eine Ableitung der psychischen Vorgänge aus den mechanischen. Für den Materialismus sind die Atome, Moleküle, Stoff und Kraft, Gravitation und wie sonst die durch bloße Abstraktion gewonnenen Begriffe heißen mögen, Wirklichkeiten, reale Kräfte, auf deren mechanische Wirkungen alle Vorgänge in der Natur zurückzuführen seien. Wir haben uns jedoch dessen zu erinnern, daß die Wahrnehmungsobjekte durch die Funktion der Sinnesorgane so vollständig nach Form und Inhalt bestimmt werden und so ausschließlich auf Reproduktionen und assoziativen Synthesen der Empfindungen beruhen, daß sie über die Qualität der Kraft, von welcher die Sinneserregung ausgeht d. h. über das Ding an sich nichts auszusagen vermögen. Nicht ein Abbild desselben liefern uns die Sinne, wie der naive Realismus meint, sondern

nur ein Zeichen, ein Symbol. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Aus diesem Grunde können die Bewegungsvorgänge niemals, wie der Materialismus lehrt, den Realgrund für die psychischen Erscheinungen abgeben. Was wir erreichen können, ist die Erkenntnis des kausalgesetzmäßigen Zusammenhanges aller Dinge im Zeichensystem unserer Sinneseindrücke. Dem Idealismus ist die Welt nur erforschbar, insoweit sie Inhalt unseres Bewußtseins ist, denn nur soweit besteht für uns ihre Wirklichkeit Das Gesetz der Kausalität führt nicht über die Erfahrungswelt hinaus, daher kommt der Wissenschaft hinsichtlich der Frage nach dem Übersinnlichen nur der Standpunkt des Agnostizismus zu. Die Erkenntnis der Grenzen unseres Wissens, die das ewig Unbegreifliche, Göttliche, worin wir leben, weben und sind, wohl in ahnendem Herzen fühlen läßt, aber nicht in die unzulänglichen Begriffe unseres Denkens zu zerlegen strebt, diese Erkenntnis, die zur Demut und zu wahrer Bescheidung auffordert, sie vermag den Menschen weiser und innerlich glücklicher zu machen und mehr über das Irdisch-Gemeine zu erheben, als es die Lehren vermögen, welche in naivem Unverstand einem rohen Anthropomorphismus huldigen. Wer unsere Jugend von der Theologie und Moral Alt-Israels befreite, der befreite sie von einem Alb, der auf der geistigen Entwicklung unserer Jugend lastet, der schützte sie vor Trübung ihres Rechtsgefühls, vor entsittlichenden Einflüssen. Für die sittliche Entwicklung unser Jugend ist zweifellos nichts gefährlicher als das alte Testament, — die obligatorische Einführung einer gereinigten Schulbibel ist zum mindesten dringendes Bedürfnis — für den Wahrheitssinn der Jugend ist nichts verderblicher, als wenn sie den einfachsten Denkgesetzen zum Trotz zweierlei Wahrheit als wahr gelten lassen soll.

Innerhalb der empirischen Welt gewährt das Gesetz der Kausalität die einzige Möglichkeit zusammenhängender Naturerklärung. Induktion, Analogie, auf Thatsachen gegründete und beständig durch Beobachtung und Experiment auf ihre Richtigkeit geprüfte Hypothesen — das sind die Mittel, die Erscheinungen unter einander zu verbinden, ihre Gesetze zu entdecken und wahre Erkenntnisse zu gewinnen. Oft ist dieser Zusammenhang durch so mannigfache Umstände verhüllt, daß es eines großen Scharfsinnes bedarf, um ihn herauszufinden und zu dem Gesetz aufzusteigen, aber gerade darin offenbart sich das wahre wissenschaftliche Genie.

Die Spezialwissenschaften, welche die Grenzgebiete der psychischen und mechanischen Vorgänge bearbeiten und daher auch ein vermittelndes Glied zwischen der Naturwissenschaft und der Philosophie (im engern Sinne) bilden, sind die Psychologie und die Physiologie. Der Nervenprozeß als mechanischer Vorgang ist eines der Objekte der Physiologie als gleichzeitig mechanischer und psychischer Vorgang bildet er das Objekt der Psychologie. Das psychische Leben besteht aus einer Reihe von Bewußtseinszuständen, welche an physische Zustände geknüpft sind und welche mit der sinnlichen Empfindung beginnen und mit einem freithätigen Verhalten gegen die Dinge, mit einem zweckbewußten Wollen aufhören.

„Das Leben ist ebensowohl die wunderbarste als unbegreiflichste Erscheinung. Es zeigt sich nicht nur in der verschiedensten Weise, sondern wohnt auch zu gleicher Zeit in uns und außer uns. Das Leben erzeugt den Gedanken, und nichtsdestoweniger unternimmt dieser auf sich selbst zurückkehrende Gedanke die Erforschung des Lebens, dessen einzelne Triebfedern er wißbegierig untersucht. Das Leben wird auf

diese Weise ebenso wie die ganze Außenwelt ein objektives Phänomen. Wie der Raum, die Zeit und die Schwerkraft scheint das Leben in den Wirkungen, die man ihm zuschreiben kann, durchaus unbegrenzt. Doch besitzt es die Eigentümlichkeit, daß es sich nicht selbst genügen kann, sondern notwendig fremde Elemente in seinem Nutzen verwenden und aus ihnen die Bedingungen seiner eigenen Existenz ableiten muß. Überall hängt es von Zufälligkeiten ab und kann nur unter der Herrschaft bestimmter äußerer Ursachen bestehen. Man kann indessen nicht behaupten, daß es eine notwendige Folge dieser äußeren Bedingungen sei. Es ist im Gegenteile gewiß, daß es nicht immer auf unserem Erdballe existierte, wie es andrerseits sicher ist, daß es eines Tages aufhören kann. Das Leben ist bewußt oder unbewußt, empfindlich oder unempfindlich; es zeigt alle Übergänge von dem ausgesprochensten Ich, welches der menschlichen Persönlichkeit entspricht, bis zur vollständigsten Unempfindlichkeit der Flechte, welche an dem Steine haftet. Auf allen Staffeln dieser ungeheuren Stufenleiter besitzt das Leben immer Elementarteile, die entweder allein oder durch Verbindung miteinander die doppelte Fähigkeit haben, sich zu ernähren und zu vervielfältigen. Das Leben tritt durch die Individuen in die Erscheinung; es existiert nur durch sie, wird geboren und stirbt mit ihnen; aber jedes lebende Individuum ist immer die unmittelbare Fortsetzung eines früheren Individuums und häufig auch der Ausgangspunkt neuer Individuen." (Gaston de Saporta.)

Das einfachste und niederste Formelement, die organische Einheit aller lebenden Wesen, das, woraus sie gebildet sind, ist das P r o t o p l a s m a, ein Klümpchen von zähflüssiger, feinkörniger Substanz. Es ist der Sitz der eigentlichen Lebensthätigkeiten und stellt allein jenen Zustand der

Materie dar, den wir als lebendig zu bezeichnen ein Recht haben.*)

Vier Elemente
Innig gesellt,
Bilden das Leben
Bauen die Welt.

Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff müssen zusammentreten und sich mit geringen Mengen von Schwefel, Phosphor und Eisen spezifisch verbinden, damit sich die geheimnisvollen Erscheinungen des Lebens entfalten. An dem Elementarorganismus des Protoplasma, wie es in den niedrigsten Ordnungen des Tier- und Pflanzenreiches, den sogenannten Plasmodien, Moneren und anderen Protisten, sich vorfindet, vermag die Physiologie die Grunderscheinungen des Lebens zu analysieren. Diese sind:

1) Ernährung und Stoffwechsel (Funktion des Magens und Darmkanals, der Haut und der Lunge);

2) Reizbarkeit (Funktion des Nervensystems);

3) Bewegungsvermögen (Kontraktilität der Körpersubstanz, Funktion der Muskulatur);

4) Fähigkeit, durch Teilung sich zu vermehren und fortzupflanzen.

Durch Arbeitsteilung der Protoplasmamoleküle bildet sich die Zelle.**) In der vollkommen organisierten Zelle

*) J. Reinke, Die Organismen und ihr Ursprung, Nord und Süd Bd. 18, Heft 53, Das Grundproblem der Physiologie, Deutsche Rundschau 1882, Heft 4.

**) Schleiden in Jena nannte zuerst (1838) die mikroskopisch kleinen Elementarorganismen so, weil dieselben beim Durchschneiden der meisten Pflanzenteile als Fächer ähnlich den Zellen der Bienenwabe erscheinen. Schwann fand, daß das Ei der Pflanzen und

umschließt das von einer Membran und Zellhaut (Cellulose) umgebene weiche, schleimige Protoplasmakügelchen ein kleines festeres Körperchen, den Zellkern, während eine wässerige Flüssigkeit, der Zellsaft, die Hohlräume im Protoplasma ausfüllt.

Da das Protoplasma die eigentliche Grundform des Lebens ist, so läßt sich keine feste Grenze zwischen Pflanze und Tier ziehen. Es gibt einzellige Tiere und Pflanzen, d. i. isoliert lebende Zellen, welche wir bald dem Tierreich, bald dem Pflanzenreich zurechnen. Die Hefepilze, welche die Gährung, die Bakterien, welche die Fäulnis veranlassen, die

Tiere in seiner Urform ursprünglich eine einfache Zelle ist, die sich erst durch wiederholte Teilung, sog. Furchung (Segmentation), zu einem kugeligen Haufen gleichförmiger und gleichwertiger Zellen (Morula) und dann dadurch daß alle Zellen an die Oberfläche treten, zu dem Zellenkomplex entwickelt, den wir Keimblase nennen, d. i. eine von einer einfachen Zellenlage umspannte, mit Flüssigkeit ausgefüllte Hohlkugel. Haeckel zeigte, wie diese sich an einer Stelle zurückstülpt und wie so durch Aneinanderlegen der Wandungen bei vollständigem Verdrängen der Furchungshöhle durch Einstülpung (invaginatio) die Darmlarve (Gastrula) entsteht. Diese höchst wichtige Keimform der Zelle mit einer aus zwei Zellenlagen, dem Außen- und Innenblatt bestehenden Wandung ist am besten mit zwei ineinander gestülpten Bechern zu vergleichen, von denen der innere die Ernährung, der äußere (Neuromuskelzellen) die Empfindung und Bewegung vermittelt, und wird daher auch Becherkeim genannt. Dieses Stadium der Entwicklung zeigt z. B. der Süßwasserpolyp (Hydra). Rot oder grün von Farbe hat er die Gestalt eines Bechers, dessen Rand mit Fäden besetzt ist; die innere Wandung versieht das vegetative, die äußere das animalische Leben. Das ganze Urtier ist nichts als ein schwimmender Magen, von zwei Zellenschichten gebildet, dem Hautblatt, welchem die Bewegung und Orientierung obliegt, und dem innern Magenblatt, welches die Ernährung besorgt.

krankheitserregenden Sporen und die Infusionstierchen (Protozoen) haben zeitlebens den Wert einer Zelle. Während aber in den Pflanzen die Zellen stets durch eine Zellhaut gegen einander abgegrenzt sind und dauernd getrennt bleiben, können diese Zellen im Tierkörper zu höheren Einheiten verschmelzen und somit kompliziertere Organe von viel höherer Leistungsfähigkeit hervorbringen. Jede Zelle hat bis zu einem gewissen Grade ein eigenes selbständiges Leben, wie bereits das nackte Protoplasma; sie ernährt sich, wächst, atmet ein und aus und pflanzt sich fort, sie hat die Fähigkeit, Bewegungen auszuführen und besitzt einen Grad von Reizbarkeit (Empfindung), der sich bei den vollkommensten aller Zellen, den Nervenzellen des menschlichen Gehirns, bis zum Selbstbewußtsein steigert. Durch ihre Formverbindung und Arbeitsteilung, die sogenannte Zellen-Metamorphose, bedingen sie die Form, Struktur, Lebens- und Seelenthätigkeit eines jeden Organismus. Jeder Organismus baut sich aus verschiedenen Zellenarten auf, aber alle sind nur durch Arbeitsteilung aus einer einzigen ursprünglichen Zellenform, der Eizelle, entstanden. Jede Zelle entsteht nur aus der Zelle, und das endliche Resultat der Zellen-Metamorphose ist die Bildung der Gewebe, aus denen wir die einzelnen Organe des Körpers zusammengesetzt finden.

„Der Unterschied in der Struktur der tierischen Gewebe und des vegetabilischen Protoplasma besteht besonders darin, daß in den ersteren überaus feine, gegen einander scharf abgesetzte Mechanismen aus der lebendigen Materie gleichsam auskrystallisiert sind, die als Muskeln, Nerven, Gefäße, Drüsen u. s. w. unterschieden werden, während im Protoplasma diese Differenzierung unterbleibt, die Funktionen von der ganzen Masse desselben vermöge ihrer chemischen Zu-

sammensetzung ausgeübt werden. Sind doch auch die Gewebe des Tierkörpers alle einmal aus Protoplasma entstanden.“ (R.)

Alle Organe werden demnach auf den einfachen Organismus der Zelle, alle Funktionen des Lebens auf die an und in demselben sich vollziehenden Vorgänge zurückgeführt Die Zellen sind so in ihren besonderen Funktionen den verschiedenen, durch die Arbeitsteilung hervorgegangenen Ständen eines wohlgeordneten Staatswesens vergleichbar (Siphonophoren). Wie im Staate der Einzelne zum sittlichen Staatszweck hinarbeitet, so sind auch im tierischen Organismus die Zellen zu einem gemeinsamen Zusammenwirken verbunden. Die Zellentheorie weist nach, daß das Leben schon auf viel früherer Entwicklungsstufe beginnt, als man bisher annahm. Das Rätsel des Lebens selbst ist aber damit nicht im geringsten lösbarer geworden. Wir können nur die Thatsache des Lebens und die Bedingungen, an die es gebunden ist, konstatieren; das Geheimnis seines Daseins bleibt ewig unbegreiflich, wenn auch nicht in höherem Grade unbegreiflich als das Dasein der unbelebten Materie, denn das Dasein selbst ist das letzte Problem.

„Alle Organismen, die niedrigsten wie die höchsten, die aus einem Klümpchen nackten Protoplasma bestehenden, wie der menschliche Körper, sind aus zahlreichen chemischen Verbindungen aufgebaut, von denen die wichtigeren für alle Tier- und Pflanzengruppen die gleichen sind oder sich physiologisch vertreten. Dem entsprechend sind die Grunderscheinungen des Stoffwechsels bei allen Organismen identisch.

In keiner Beziehung können die unvollkommensten Organismen (Schleimpilze, Moneren) als Übergangsglieder zwischen Tieren und Pflanzen einerseits und der unorgani-

schen, unbelebten Materie andrerseits gelten; lebende Organismen, auch die einfachsten, sind fundamental verschieden von Aggregaten unbelebter Substanz, das niedrigste Lebewesen ist dem menschlichen Körper chemisch und physiologisch näher verwandt, als einem unbelebten, strukturlosen Eiweißklümpchen.“ (R.)

Wir sehen somit eine Stufenfolge von der niedrigsten Form, den einzelligen Tieren, zu den höher und höchst entwickelten, und überall ist die Seelen- und Lebensthätigkeit Empfindung und Bewegung, an den Zellenstoff, das Protoplasma, gebunden. In dem vielzelligen Organismus, in den Individuen höherer Ordnung, sind die Zellen in verschiedene Stände differenziert, welche die verschiedenen Arbeitsleistungen verrichten, und je komplizierter der Bau des Wesens ist, je höher die Thätigkeiten sind, um so weniger Zellen übernehmen dieselben.

Die Darwinsche Theorie sucht nun die Faktoren auf, welche als die formbestimmenden Kräfte in diesen Entwicklungsprozeß eingehen. Darin besteht das Originale dieser philosophischen Theorie, denn das allgemeine Gesetz der Entwicklung, die sogenannte Descendenzlehre, haben hervorragende Geister (Anaximander, Heraklit, Empedokles, Aristoteles, Xenokrates, Giordano Bruno, Herder, Kant, Goethe, Lamarck*) und andere) längst schon erkannt und begrifflich formuliert Über den übereinstimmenden Charakter im Bau so vieler Tiere äußert sich Kant in folgender Weise: „Die Analogie ihrer Formen verstärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer ge-

*) Ernst Haeckel, Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Jena 1882.

meinsamen Urmutter durch die stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur andern von derjenigen an, in welcher das Prinzip der Zwecke am meisten bewährt zu sein scheint, nämlich dem Menschen, bis zum Polypen, von diesem sogar bis zu den Moosen und Flechten und endlich zu den niedrigsten uns merklichen Stufen der Natur zur rohen Materie: aus welcher und ihren Kräften nach mechanischen Gesetzen (gleich denen, danach sie in Krystallerzeugungen wirkt) die ganze Technik der Natur, die uns in organisierten Wesen so unbegreiflich ist, daß wir uns dazu ein anderes Prinzip zu denken genötigt glauben, abzustammen scheint." In den Tag- und Jahresheften von 1790 schrieb Goethe: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämtlichen organischen Geschöpfe hindurch, lasse sich in allen seinen Teilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch da noch anerkannt werden, wo er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene zurückzieht."

Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz!

„Die Verschiedenheiten der Gestalten entspringen aus den notwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt und man darf daher eine unaufhaltsam fortschreitende Umbildung mit Recht annehmen." „Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte zum Beispiel kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt." So Goethe, der 1786 den sogenannten Zwischenkiefer beim Menschen nachwies, dessen Fehlen bis dahin als ein Beweis dafür gegolten

hatte, daß die Brücke zwischen Mensch und Tier nicht vorhanden sei. Aber erst der exakten Forschung der Neuzeit ist es gelungen, die Formenfülle der Lebewesen im einzelnen so zu erkennen und diese auf den Faden der Erfahrungsthatsachen in so zusammenhängender Folge aufzureihen, um den Versuch machen zu können, den zeitlichen Entwicklungsprozeß auch empirisch an konkreten Beispielen nachzuweisen.

Die allgemeinste Grundlage, gleichsam die mechanisch wirkenden Hebel dieser Entwicklung findet nun Darwin in den Thatsachen der Vererbung und Anpassung. Die Vererbung überträgt die psychophysische Organisation der Stammeltern und mit dieser auch ihre seelischen Eigenschaften, Talente und Charaktereigentümlichkeiten, auf die Nachkommen. In der Form des sogenannten Instinkts erhalten sich sogar unbewußte Erinnerungen an Gewohnheiten und Erfahrungen, welche früheren Generationen angehören. Das Einzelleben setzt sich eben substanziell in seinen Nachkommen fort. „Der Instinkt ist nichts als eine zweckmäßige Handlung, die ein Lebewesen durch häufige Wiederholung in früheren Lebenswellen bis zu solcher Geläufigkeit geübt hat, daß es sie unbewußt von neuem vollzieht, sobald gleiche Umstände die Erinnerung an dieselbe wieder wachrufen.“ (Samuel Butler.) All unser Wissen, Denken und Wollen wird bei vollendeter Geläufigkeit unbewußt, rein automatisch. „Das menschliche Gehirn ist das organisierte Register von unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwicklung des Lebens oder vielmehr während der Entwicklung jener Reihe von Organismen aufgenommen worden sind, durch welche der menschliche Organismus erreicht worden ist. Die Wirkungen der gleichmäßigsten und häufigsten dieser Erscheinungen sind allmählich vererbt worden und sind, Kapital und Zinsen, lang=

sam bis zu der hohen Intelligenz gestiegen, welche in dem Gehirne des Kindes latent ist." (Tyndall.) Das Kind ist bei der Geburt nicht eine tabula rasa; die Beschränkung der Erfahrung auf das Individuum ist unhaltbar. Instinktive Handlungen setzen vernünftige Handlungen voraus, welche in der bewußten und absichtlichen Anpassung der Mittel an die Zwecke bei veränderten, der Erfahrung des Einzelnen wie der Art gleich neuen Lebensverhältnissen bestehen. Wie nun der Instinkt nichts anderes ist als eine Gedächtnisäußerung des durch zahllose Einzelleben hindurch fortdauernden Individuums, so sind auch die anderen Vererbungserscheinungen Wirkungen des Gedächtnisses, welches sich als die allgemeine Funktion des in zahllose Thätigkeits- und Erinnerungscentra differenzierten Protoplasma zu erkennen gibt.

Die Abweichungen von dem Typus der Eltern sind bedingt durch das Vermögen der Anpassung an veränderte Lebensbedingungen. Die Variabilität der Organismen ist also die Resultante aus der vererbten Entwicklungsrichtung und den äußeren Einflüssen, und in beiden liegen nach Darwin die letzten physischen Gründe für die Artbildung. Von den minimalen Verschiedenheiten, durch welche zufolge der verschiedenen äußeren Lebensbedingungen und Lebenserfahrungen jedes Individuum von dem andern sich unterscheidet, leitet Darwin die Entstehung neuer Arten ab. Denn diese individuellen Eigentümlichkeiten können fortgepflanzt und gehäuft werden, infolge dessen durchgreifende Abänderungen der Stammform in den Nachkommen erzeugt werden d. h. neue Arten aus den alten hervorgehen. Die Häufung geschieht von Seiten des Menschen durch sogenannte künstliche Zuchtwahl, in der Natur durch natürliche Zuchtwahl. (Selektionstheorie) „Der Mensch," sagt Darwin, „wählt nur zu seinem

eigenen Nutzen, die Natur nur zum Nutzen des Wesens, das sie erzieht." Daß aber die Konkurrenz der lebenden Wesen unter einander es sei, welche der künstlichen Züchtung der Gärtner und Tierzüchter analog wirke, zu dieser Einsicht kam Darwin durch das Studium des von dem englischen National-Ökonomen Malthus 1798 anonym erschienenen Buches: Essay on the principles of population. Thomas Hobbes hatte zuerst die Idee des Kampfes aller gegen alle formuliert und damit die Grundlage für die späteren Bevölkerungstheorieen geliefert, welche das Wachstum der Bevölkerung in seinem Verhältnis zu dem Wachstum der Unterhaltsmittel analysierten. Franklin hatte auf das Mißverhältnis zwischen der möglichen Zahl der künftigen Individuen und der Zahl der thatsächlich zur Entwicklung kommenden Keime hingewiesen. Hieraus gewann Malthus die Idee, daß jedes organische Wesen die Tendenz habe, sich rascher als die zu seiner Erhaltung notwendigen Nahrungsmittel zu vermehren, woraus „ein Kampf um das Dasein" entstehen muß, in welchem nur die kräftigeren Individuen überleben können. Wie schon ein Venetianer Ortes 1790 sich unter dem gleichen Bilde geäußert hatte, so wächst nach Malthus die Bevölkerung in einer geometrischen Progression, während die Nahrungsmittel sich höchstens in arithmetischer Progression vermehren. Die Hindernisse, welche die Bevölkerung auf dem Niveau der Unterhaltsmittel niederhalten, sind der moralische Zwang, das Verbrechen und das Elend. Dieses Malthussche Gesetz ward für Darwin die Leuchte, die ihn zu seiner Theorie einer Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder der Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein führte (1859). Der Mensch benutzt bei der künstlichen Züchtung nur solche Individuen, welche

die gerade gewünschten Eigenschaften besitzen. In der Natur tritt in die Rolle des Menschen die Veränderung der äußeren Lebensbedingungen und der Kampf ums Dasein (die allgemeine Konkurrenz), in welchem alle nützlichen individuellen Eigentümlichkeiten erhalten, durch Vererbung gehäuft, also immer vollkommner werden, während das Untaugliche zugrunde geht. Klima und Bodenbeschaffenheit, Quantität und Qualität der Nahrung, ererbte Gewohnheiten und die hieraus folgenden Wirkungen des lange fortgesetzten Gebrauches oder Nichtgebrauches der Organe, Neigung zur Seßhaftigkeit oder Wandertrieb sind die Richtung gebenden Faktoren im Kampfe ums Dasein. Wenn z. B. eine Insektenart, welche bisher ihre Flügel zweckmäßig verwenden konnte, in Lebensbedingungen versetzt wird, in denen die Flügel hinderlich oder gar für die Existenz gefährlich sind, so wird „natürliche Zuchtwahl fortwährend bestrebt sein, die Flügel langsam zu reduzieren, bis sie unschädlich und rudimentär sind.“ „Individuen, welche für irgend einen Teil ihrer Organisation vorteilhafte Abweichungen besitzen, haben eine Chance zu überleben und ihre neue und leicht abweichende Bildung zu vererben.“ (Darwin.) Entweder fügt sich eine Art in die neuen Lebensverhältnisse durch Anpassung und dann verwandelt sie sich in eine neue Art, oder sie vermag dies nicht und stirbt aus. „Der einzige Unterschied zwischen Arten und Varietäten besteht nur darin, daß diese letzten durch Zwischenstufen noch heutzutage mit einander verbunden sind oder für verbunden gehalten werden, während die Arten es früher gewesen sind“ „So geht aus dem Kampfe der Natur, aus Hunger und Tod, unmittelbar die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu fassen vermögen, die Erzeugung immer höherer und vollkommnerer Tiere. Es ist wahrlich eine groß-

artige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat und daß, während unser Planet den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt." (Darwin.)

Somit wollen die Darwinschen Naturgesetze für die Annahme einer Entstehung der Arten aus einer oder wenigen Urformen (Transmutationshypothese) genau dasselbe leisten, was die von Newton gefundene Gravitation für die heliozentrische Hypothese. „Ihre logische Basis ist genau derselben Art: Die Übereinstimmung der beobachteten Thatsachen mit den theoretischen Folgerungen." (Huxley.) Eine Hypothese gilt für wahr, solange nicht neue Thatsachen dieselbe widerlegen. Sie wird berichtigt, sobald sich ihr die Thatsachen unter einer neuen Annahme leichter einfügen. Die Darwinsche Theorie macht es nun keineswegs nötig, sich alle Lebewesen in einreihiger Entwicklung und Stufenfolge mittels allmählicher morphologischer Umbildung auseinander (monophyletisch) entstanden zu denken. Schon das allem Leben zugrunde liegende Protoplasma erhält unter den verschiedenen äußeren Einflüssen und Lebensbedingungen eine verschiedene Mischung seiner chemischen und physikalischen Bestandteile und dadurch verschiedene Molekularstruktur und verschiedene Entwicklungsrichtungen. Es bilden sich somit auch nebeneinander (polyphyletisch) variable Organismen, und indem die Stoffe und Kräfte in unendlich mannigfachen Kombinationen einander begegnen, entsteht in vielverzweigten Abstammungslinien eine Zahllosigkeit der abweichendsten Formen, die dann bei logischer Ordnung und kausaler Umdeutung den Schein einer

einheitlichen, linearen Entwicklungsreihe erzeugen. In Wahrheit aber vermag uns die auf äußere Ähnlichkeiten der organisierten Formen gestützte Klassifizierung der Tiere über ihre Verwandtschaft noch nicht aufzuklären. Die Ähnlichkeit der verschiedenen Tier- und Pflanzenarten, selbst ihre Übereinstimmung in rudimentären Organen, ist für die Stammesgeschichte noch ohne Beweiskraft, denn wie die Verschiedenheit der Formen als Folge der Anpassung an verschiedene Lebensbedingungen aufgefaßt wird, so kann auch die Ähnlichkeit vielfach nur eine Folge der Anpassung an gleiche Lebensbedingungen sein. Die geographische Verbreitung von Pflanzen und Tieren beweist überdies in vielen Fällen, daß ganze Tiergattungen einen polyphyletischen Ursprung genommen haben. Der thatsächliche Entwicklungsprozeß wird erst durch das von Haeckel formulierte biogenetische Grundgesetz aufgedeckt, wonach die Entwicklung des Individuums (Ontogenie) die gedrängte Wiederholung der Stammesgeschichte (Phylogenie) ist. „Die Formenreihe, welche der individuelle Organismus während seiner Entwicklung von der Eizelle an bis zu seinem ausgebildeten Zustande durchläuft, ist eine kurze, gedrängte Wiederholung der langen Formenreihe, welche die tierischen Vorfahren desselben Organismus (oder die Stammformen der Art) von den ältesten Zeiten der sogenannten organischen Schöpfung an bis auf die Gegenwart durchlaufen haben.“ „Die Keimesentwicklung ist ein um so vollständigerer Auszug der Stammesentwicklung, je mehr durch Vererbung die Auszugsentwicklung beibehalten wird; um so weniger vollständig, je mehr durch Anpassung eine abgekürzte Entwicklung eingeführt wird.“ So leben auf den vulkanischen Inseln Westindiens Frösche, die wegen mangelnden Wassers nicht als Kaulquappen im Wasser ihre Ent-

wicklung durchmachen können und sich daher im Ei vollständig entwickeln. Auch die Kiemenbildung ist bei ihnen unterdrückt*). (Cenogenese.)

Wir dürfen jedoch in diesem Gesetze der Übereinstimmung von Ontogenie und Phylogenie nur einen Beweis für die einheitliche Abstammung aller Lebewesen von einer einzigen Stammform erkennen, insofern wir eben die allgemeinen Charaktere und die Entwicklungsrichtungen erkennen, in denen sich das nackte Protoplasma bald zu dieser, bald zu jener Tierform ausgestaltete. Keineswegs aber dürfen wir in jenem Gesetze einen Beweis sehen für die Descendenz in regelmäßiger Stufenfolge vom Niedersten bis zum Höchsten d. h. für die einreihige Entwicklung der einen fertigen Tierform aus einer früheren niederer Art. Denn wenn wir die undifferenzierten Protoplasmakörper als die Stammformen betrachten und die aus diesen entstehenden, durch die variablen Exponenten der Vererbung und Anpassung modifizierten Abkömmlige als Formen zweiter Stufe bezeichnen, so haben wir in beiden zwar noch vorwiegend konvergierende, in einiger Beziehung aber schon divergierende und parallele Lebensformen, die dann in den verschiedenen Entwicklungsrichtungen allmählich immer weiter und weiter auseinandertreten.

Das Bild, unter dem wir daher den Aufbau des organischen Lebens aufzufassen haben, ist das einer Pyramide deren Grundfläche von dem noch undifferenzierten Protoplasma gebildet wird. Aus diesem erheben sich je in der Diagonale der sie bestimmenden Kräfte die verschiedenen Organismen, die unter einander wiederum ein System von unendlich variablen Kräften darstellen.

---

*) O. Taschenberg, Die Verwandlungen der Tiere. Leipzig 1882.

Die individuell ausgeprägten Tierformen der gegenwärtigen Lebewelt finden wir sonach projiziert in den frei zu Tage liegenden und mosaikartig gelagerten Schichten der Seitenflächen unserer Pyramide, während die Formen im Innern derselben die Formenreihen der Stammesentwicklung resp. der Embryozustände in ihren verschiedenen Keimanlagen darstellen. Hieraus geht schon zur Genüge hervor, wie verkehrt es wäre, die Reihe der Organismen nur in ihrer Lagerung an den Seitenflächen der Pyramide zu betrachten und die Abstammungslinien in diese Seitenflächen zu verlegen. Obwohl beispielsweise Affe und Mensch auf einer Seitenfläche unserer Pyramide in einer und derselben aufsteigenden Linie liegen, so wäre doch der Schluß verkehrt, daß der Mensch der direkte Abkömmling eben jenes Affen sei. Zu viele Gründe würden gegen eine solche Behauptung sprechen, die auch nur durch völliges Mißverstehen der Darwinschen Lehre aufgestellt werden konnte. Unter völliger Anerkennung der genealogischen Kontinuität und qualitativen Verwandtschaft aller organischen Wesen müssen wir doch Affe und Mensch nebeneinander aufsteigenden Stammlinien zuweisen, die in wer weiß wie tiefer Horizontalschicht der organischen Gruppen sich von ihrem gemeinsamen Typus trennten.

Auf der Seitenfläche unserer Lebenspyramide finden wir somit die lebenden Tierarten in logischer Ordnung, während wir ihre genetische Entwicklung durch Aufdeckung des dunklen Innern zu enthüllen suchen müssen. Hierbei wird sich zeigen, daß die Übergangsformen keineswegs nur in den Schichten der ältesten Lebewelt zu suchen sind, sondern daß die Mittelglieder vielfach jünger sind als die Endglieder, die sie verbinden und daß die jetzt

vorhandene logische Ordnung erst das Endresultat der ganzen bisherigen Entwicklung ist.

Ist die Entwicklung der Lebensformen das Objekt der biologischen Forschung, so enthüllt die Physiologie, die Lehre von den Funktionen der körperlichen Organe, den funktionellen Zusammenhang zwischen der organisierten Materie einerseits und der Bewegung und Empfindung andererseits.

Jeder psychische Zustand ist mit einem Nervenzustande verknüpft und verhält sich zu diesem wie die Elektrizität zur elektrischen Säule. Ja dies ist sogar nahezu im eigentlichen Sinne zu verstehen, da Du Bois-Reymond mittels eines höchst empfindlichen Multiplikators nachgewisen hat, daß elektrische Ströme die Nervenprozesse begleiten.

Der lebende Nerv wird schon im Zustande der Ruhe beständig von elektrischen Strömen durchflossen; im Zustande der Innervation erfährt aber seine elektromotorische Thätigkeit eine Veränderung im negativen Sinne, wie auch die willkürliche Muskelkontraktion mit einer negativen Stromschwankung verbunden ist.

Die Psychologie nimmt die Empfindungen als gegeben und erforscht von dieser Einheitsform aus die Gesetzmäßigkeit, in der sich diese elementaren Bestandteile der psychischen Vorgänge zu den komplexen Gebilden des Bewußtseins, des Geistes, vereinigen.

Die alte (metaphysische) Psychologie bezweckte nur eine natürliche Klassifikation der Äußerungen der Seele, die sie als ein reales Wesen, als Substanz, auffaßte. Hierbei beging sie den Fehler, die durch Abstraktion gewonnenen Schöpfungen des denkenden Bewußtseins, Begriffe wie Seele, Geist, Vernunft, Verstand, Phantasie, Gemüt, Wille u. a., nach denen wir die innern Erfahrungsthatsachen ordnen, unmittelbar als

reale Kräfte zu behandeln und als die unser Denken, Fühlen, Wollen bedingenden „Seelenvermögen" zu hypostasieren.

Die neuere (empirische) Psychologie sucht diese Wissenschaft von dem Banne der Metaphysik zu befreien und aus einer beschreibenden in eine erklärende umzuwandeln. Sie fügt daher der Selbstbeobachtung, welche für sich nur Beschreibungen der zusammengesetzten psychischen Erscheinungen liefert, das Experiment und die Messung hinzu. „Durch das Experiment erzeugen wir die Erscheinung künstlich aus den Bedingungen heraus, die wir in der Hand halten. Wir verändern diese Bedingungen und verändern dadurch in meßbarer Weise auch die Erscheinungen. Das Experiment leitet uns zu den Naturgesetzen, weil wir nur im Experiment gleichzeitig die Ursachen und die Erfolge zu überschauen vermögen." „Der Physiker mißt die bewegenden Kräfte an den Bewegungen. Aus der Beobachtung dieser macht er Rückschlüsse auf die an sich selbst niemals sinnlich wahrnehmbaren Gesetze, nach denen die Kräfte wirken. Auch die psychischen Funktionen messen wir an den Wirkungen, die sie hervorbringen oder von denen sie hervorgebracht werden, an den Sinneserregungen, an den körperlichen Bewegungen. Was wir aber durch Experiment und Messung bestimmen, das sind auch hier nicht bloß diese äußeren Wirkungen, sondern es sind die Gesetze der Seele selber, aus denen die Wirkungen entspringen." (Wundt.)

Gesetz ist die Formel für das konstante Verhältnis zwischen den Bedingungen und ihren Erfolgen. Thatsachen und ihre Existenzbedingungen festzustellen bildet dort, wo die bewegenden Ursachen jenseits der Grenzen unserer Erfahrung liegen, das höchste und letzte Ziel, welches die Wissenschaft zu erreichen vermag. Mit der Erkenntnis des gesetzmäßigen

Verlaufes der psychischen Prozesse dürfen wir indes nicht glauben eine Einsicht in das innere Wesen der psychischen Erscheinungen gewonnen und diese aus ihren letzten Ursachen begriffen zu haben, „aus denen die Wirkungen entspringen". Wir können nur die kausalen Beziehungen der einzelnen psychischen Erscheinungen zu einander feststellen und die äußeren Bedingungen erkennen, an welche die Thatsachen des psychischen Lebens geknüpft sind. Hier zeigt sich nun, wie die Materie als das denknotwendige und primärste Produkt des Geistes der einzig Aufschluß gebende Erkenntnisgrund desselben ist. Alles, woraus sich das geistige Leben des Menschen zusammensetzt und aufbaut, beruht auf unbewußt verlaufenden psychophysischen Prozessen (Assoziationen und Apperceptionen), und deren Resultanten in dem Zentralorgane unseres Nervensystems, dessen spezifische Energie und produzierende Potenz wir zufolge einer denknotwendigen Übertragung von unserem empirischen Bewußtsein als reines Bewußtsein, als erzeugendes Denken bezeichnen. Hat ja doch unser Geist nur ein empirisches Bewußtsein von sich, da er sich als Inbegriff seiner Vorstellungen d. h. seiner empirischen Bewußtseinszustände darstellt. Daß wir aber in der als organisierten Materie erscheinenden Gehirnsubstanz die Bedingungen für die Existenz des Bewußtseins anschauen, führt uns nicht etwa in einen Zirkelschluß, sondern erhält einen denkbaren Sinn dadurch, daß ja unseren Vorstellungsbildern, also auch unseren Vorstellungen vom eigenen Körper das unbekannte Ding an sich transscendental zu grunde liegt. Wie die Nervensubstanz des Gehirns die Funktion haben kann Empfindungen und Wahrnehmungen d. h. eine Einheit des Bewußtseins zu erzeugen und frühere Bewußtseinszustände, Vorstellungen, zu reproduzieren, d. h. Wiedererinnerung und

Gedächtnis zu haben, das muß, wie hieraus klar hervorgeht, für den menschlichen Verstand völlig unbegreiflich sein, wenn es auch nicht in höherem Grade unbegreiflich ist, als es z. B. die am Eisen haftenden Phänomene des Elektromagnetismus oder irgend eine andere sogenannte Naturkraft ist. Wie jedes Naturgesetz so muß auch das Gesetz des funktionellen Zusammenhanges zwischen der erscheinenden Materie und dem Bewußtsein uns einfach als empirisches Datum gelten, wie sehr auch die der organisierten Materie so zuerkannte Kraft Bewußtsein zu erzeugen als ein Mysterium sich darstellt, vor dem der forschende Menschengeist im Gefühle seiner Endlichkeit staunend halt macht und im Nichtwissen demutsvoll sich bescheidet.

Ganz besonders in der Psychologie wird somit deutlich, wie die begriffliche Formulierung einer Erkenntnis zum Gesetz nur der zusammenfassende allgemeinste Ausdruck für eine Reihe zusammengehöriger Thatsachen ist und wie uns die Erkenntnis eines Naturgesetzes noch nicht über das Rätsel seines in Kraft Seins aufklärt.

Der neueren Psychologie ist die „Seele" nur der zusammenfassende sprachliche Ausdruck für eine gesetzmäßig verbundene Mehrheit psychophysischer Funktionen; sie ist der Inbegriff unseres Denkens, Fühlens, Wollens, die sich zu einander verhalten etwa wie die drei Grundfarben des Sonnenspektrums (Rot, Grün, Blauviolett). Wie diese auf der verschiedenen Brechnung des weißen Sonnenlichtes resp. auf der verschiedenen Geschwindigkeit der unsere Netzhaut treffenden Ätherschwingungen beruhen, so sind auch die verschiedenen Formen der psychischen Zustände durch die verschiedene Art und Weise bedingt, wie unsere psycho-physische Organisation auf die empfangenen Eindrücke reagiert. Die Bedingungen

unseres Denkens als eines Erkennens der Dinge unter dem Gesichtspunkte des Wahren untersucht die erkenntnistheoretische Logik, die Bedingungen unseres Fühlens als eines Wertschätzens der Dinge unter dem Gesichtspunkte des Schönen untersucht die Ästhetik, die Bedingungen unseres Wollens als eines zweckvollen Einwirkens auf die Dinge unter dem Gesichtspunkte des Guten untersucht die Ethik. Für das Verhalten des Menschen den Dingen gegenüber sind alle Einzelwissenschaften von der größten Bedeutung.

„Der Einfluß der Wissenschaften," sagt J. von Liebig, „ist nicht bloß der, daß unsere Häuser und Städte besser und ökonomischer beleuchtet sind als früher, daß unsere Bevölkerung besser und wohlfeiler bekleidet ist, daß unsere Felder mehr erzeugen und daß niemand Furcht mehr hegt vor Pestilenz und Hungersnot, daß man auf den Eisenbahnen schneller reisen und durch den Telegraphen mit Freunden, die Hunderte von Meilen von uns entfernt sind, ebenso rasch wie mit unserm nächsten Nachbar uns in geistige Verbindung setzen können, daß der Schiffer mit nichts über sich als den Himmel seinen Weg auf dem bahnenlosen Meere mit der vollkommensten Sicherheit findet und den Verkehr und die Interessen der Völker vermittelt. Die Wissenschaften haben uns weit mehr gebracht, sie haben die Geistesrichtungen der Menschen verändert und dem wahrhaft Bessern zugelenkt. Unser Kulturzustand ist ein anderer und höherer als der des Altertums, und es ist nicht schwer zu beweisen, daß wir vor den Griechen und Römern im wesentlichen einen größeren Umfang an Kenntnis der Naturerscheinungen und ihrer Gesetze voraus haben, und daß es eben dieses tiefere Wissen von der Natur und von ihren Kräften ist, welches die moderne Kultur bedingt hat.

Im Verein mit der Fortbildung religiöser und philosophischer Anschauungen hat die Zunahme unserer Kenntnisse unsere Staatseinrichtungen menschlicher, die Kriminalgesetzgebung milder und gerechter gemacht, sie haben die Leibeigenschaft und Sklaverei verbannt und die religiöse und politische Freiheit befördert, und wenn die Verbesserungen in der Gesundheitspflege das menschliche Leben verlängert haben, so schließt diese Thatsache einen Zuwachs von menschlichem Glück in sich ein, weil die Ursachen, welche das Leben verkürzen, dieselben sind, welche physisches und moralisches Leiden verbreiten.

In der Sprachwissenschaft zeigt uns der Forscher das waltende geistige Gesetz, der Historiker im Spiegel der Vergangenheit die Thaten der Menschen und die Zustände der Gesellschaft in ihrer Aufeinanderfolge als Ursachen und Wirkungen, der Gesetzgeber läutert und reinigt das Recht in seiner Fortentwicklung und befreit uns von alten, der Unwissenheit entstammenden und den Verkehr der Völker und die individuellen Kräfte des Menschen hemmenden Satzungen. Die Naturwissenschaften im Verein mit der Mathematik erzeugen täglich neues, nie dagewesenes, sie verjüngen das Menschengeschlecht, ihre täglichen Fortschritte erwecken in uns das Gefühl des Reichtums an edleren Lebensgenüssen, den wir besitzen, und des Bedauerns, daß unsere Voreltern an den Wohlthaten, die sie spenden, keinen Teil mehr haben konnten."

Biese, Reinhold,

Grundzüge moderner Humanitätsbildung Ideale und Normen

Leipzig 1886